







Europäische

Staats-Relationen

Von Nik. Vogt

Dritten Bandes Erstes Heft

Frankfurt am Main
in der Andreäischen Buchhandlung
1804

Diese Zeitschrift soll nach ihrer ersten Ankündigung einen doppelten Nutzen bezwecken. Fürs Erste wird der Leser darin eine fortlaufende Darstellung der europäischen Staatsverhältnisse; fürs Zweyte doch auch bey einem jeden merkwürdigen Vorfalle eine eigene, dahin sich beziehende diplomatische Abhandlung finden. Der Verfasser verspricht in jedem Jahre mehrere Stücke zu liefern, obwohl er sich nicht gerade an die zwölf Monate binden wird. Drey Hefte machen einen Band aus, wovon der Preiß 1 Thlr. oder 1 fl. 48. kr. ist. Einzelne Stücke werden nicht abgegeben.

Inhalt des dritten Bandes erstes Stück.

I.

Vergleichung der österreichischen und französischen Staatsverbesserung.

Il y a deux sortes de tyrannie: une réelle, qui consiste dans la violence du gouvernement; et une d'opinion, qui se fait sentir, lorsque ceux qui gouvernent, établissent des choses qui choquent la manière de penser d'une nation. Lorsqu'on veut changer les moeurs et les manières, il ne faut pas les changer par les loix; cela paroîtroit trop tyrannique; il vaut mieux les changer par d'autres moeurs et d'autres manières.

Montesquieux.

Wir haben in unsern Tagen zwey Revolutionen beginnen und scheitern gesehen. Eine in Oesterreich, die andere in Frankreich. Beyde wurden aus gleichen Grundsätzen angefangen; beyde mißglückten aus gleichen Ursachen. Erstere versuchte ein aufgeklärter Fürst mit einem noch unkultivirten Volke; letztere ein aufgeklärtes Volk gegen eine unkluge Regierung. Bey der erstern ließ sich ein Kaiser von einem durch Jahrhunderte geehrten Throne herab zu dem Volke, bey letzterer schwang sich ein Held aus dem Volke auf einen neuen Kaiserthron. Erstere endete mit dem Tode des Monarchen, letztere mit der Zernichtung der Demokratie. Es wird der Mühe werth seyn, die Ursachen aufzusuchen, warum beyde das nicht hervorbrachten, was man von ihnen hoffte.

Als Kaiser Joseph II. zur Regierung kam, fand er ein auf allen Seiten ausgedehntes Reich, eine zahlreiche und geübte Armee, vortheilhafte Verbindungen von Außen, und unerschöpfliche Hülfsquellen im Innern seiner Staaten. Die Großen ehrten ihn, die Aufgeklärten hofften von ihm, das Volk liebte ihn. Er hatte sich während seiner Mitregentschaft außerordentliche Kenntnisse erworben; es fehlte ihm nicht an geschickten Subjekten; er besaß Ruhmbegierde und Muth; man erwartete große Dinge von ihm; er wollte große Dinge hinausführen. Warum ist ihm alles mißglückt?

Ein jeder Fürst oder Volksführer, welcher eine Reform in seinen Staaten vornehmen will, muß vor allem auf den Stoff denken, den er bearbeiten, und

dann auf die Mittel, wodurch er wirken soll. Das Volk der österreichischen Monarchie ist ein gutmüthiger, tapferer, zu soliden Kenntnissen aufgelegter, und auch auf die Größe seiner Regenten stolzer Schlag von Menschen. Allein die Stufe der Kultur ihrer vielen Staaten ist abwechselnd, die Regierungsform verschieden, der Nationalcharakter mannichfaltig, und überhaupt an alte, durch Jahrhunderte bestehende Formen gewöhnt. Bey solchen Umständen muß man mit der größten Behutsamkeit drein gehen, wenn man mit Frucht operiren will.

Die Mittel, welcher man sich bey Reformen zu bedienen pflegt, sind entweder durchgreifende Gewalt, oder Vorbereitung der Gesinnungen. Ersteres kann nur bey einem Volke angewendet werden, das an eine harte despotische Regierung gewöhnt ist, und wo der Regent durch keine Verfassung gebunden ist. So griff Peter der Große in Rußland durch. Nachdem er die Strelitzen und Popen gebändiget hatte, konnte er des Gehorsams versichert seyn.

Ganz anders war es in der österreichischen Monarchie, als Joseph seine Reformen beginnen wollte. Sein Reich bestand aus mehreren von einander unabhängigen und zerstreuten Staaten; die Geistlichkeit und der Adel hatten den größten Einfluß auf die Masse des Volkes, und die deutschen Fürsten, welche auf der einen Seite sich seine Unterthanen nannten, konnten auf der andern mächtige Feinde werden. Bey solchen Umständen blieb ihm nichts anders übrig, als das durch Güte und Vorbereitung hinauszuführen, was durch Gewalt nicht wohl durchzusetzen war.

Vor allem mußte er die ersten Stände und Vorsteher seiner verschiedenen Staaten zu gewinnen suchen, und

wo war dies leichter zu bewirken, als in dem größten seiner Reiche, dessen Häupter ihn schon als Kind so großmüthig vertheidigt hatten.

Ein Volk ist zu großen Aufopferungen und Reformen fähig, wenn man es gut zu behandeln, und selbe durch seine Vorstände einzuleiten versieht. Wären die Stände einmal gewonnen gewesen, so mußte er die vorzüglichen Köpfe seiner Monarchie hervorsuchen, und selbe an die Spitze der Geschäfte, besonders des Erziehungswesens stellen; dabey konnte er eine große Menge aufgeklärter Geistlichen benutzen. Da dieser Stand einen so außerordentlichen Einfluß auf die Meinung des Volkes hatte, so würde es seinen Absichten sehr vortheilhaft gewesen seyn, selbe durch ihn selbst befördern zu lassen. Am Ende konnte er sich auch auf seine Armee und den darin beförderten Adel verlassen. Die Soldaten liebten ihn, und eine im Hintergrunde drohende Macht würde ihm vortrefflich gedient haben, die Aufwiegelungen übelgesinnter Menschen zurückzuhalten.

Besonders aber durften seine inneren Einrichtungen und Anstalten nicht mit seinen äußern Verhältnissen und Unternehmungen im Widerspruche stehen. Wollte er Eroberungen machen, oder sein Reich auf eine vortheilhafte Weise ründen, so mußte er alle schiefen Eindrücke von Eigenmacht oder Eroberungssucht vermeiden. Manche seiner Staaten, besonders die Ungarn und Niederländer, waren leicht durch fremde Einflüsse gegen ihn aufzubringen. Im deutschen Reiche hatte er immer eine widersprechende Parthey zu befürchten, und in Italien konnte ihm der Pabst und andere Mächte schaden, wenn er sie beleidigte.

Aus dieser kurzen, aber wahren Schilderung des Zustandes der österreichischen Monarchie und ihrer Ver-

hältnisse wird es deutlich, warum die so heilsamen Reformen, welche der Kaiser Joseph II. vornehmen wollte, scheitern mußten. Er griff mit raschem Geiste durch alle Verhältnisse seiner verschiedenen Staaten, und unternahm, ohne nur die Stände darum zu fragen, Veränderungen, welche gegen die Verfassungen und Gesetze der Länder zu gehen schienen. Statt sich kluger und erfahrner Leute zu bedienen, welche das Volk mit Glimpf und Schonung zum Lichte vorbereitet hätten, vertraute er die ersten Stellen und Lehrstühle unbedachtsamen Schwätzern oder despotischen Reformatoren an, welche das Volk durch ihre Reden und Schriften eheder aufgebracht, als aufgeklärt, und durch ihre eigenmächtigen Handlungen die vornehmsten Stände beleidigt hatten. Er wollte mit unerschütterlicher Rastloßigkeit den wilden Acker mit eigenen Händen bauen, und gleich die Früchte seiner Arbeit sehen, da ein noch so unkultivirtes Land kaum die erste Blüte versprach.

Am meisten aber fehlte er darin, daß er seine inneren Reformen mit seinen äußern Verhältnissen in Kollision brachte. Er wollte, um seine Staaten vortheilhaft zu ründen, die Niederlande gegen Bayern vertauschen, und brachte dadurch beyde Völker gegen sich auf. Er ließ sich mit Rußland in ein Bündniß gegen die Türken ein, und hatte zuvor die Ungarn mißvergnügt gemacht, auf deren Boden gefochten werden sollte. Er wollte sein Ansehen in Deutschland und Italien vergrößern, und hatte den Pabst und die deutschen Fürsten beleidigt. Er suchte sich durch das mächtige Bündniß mit Frankreich und Rußland zu verstärken, und ließ auf der einen Seite durch seine Schwester die französische Revolution befördern, auf der andern die Lasten des Türkenkriegs allein auf sich schieben. Er begann als ein großer,

vielversprechender Reformator, von seinem Volke geliebt, von seinen Feinden gefürchtet, von Allen geachtet. Er endete nachgiebig, unglücklich, abzehrend, und von eben dem Volke gehaßt, für dessen Wohl er sein Leben geopfert hatte.

Nach seinem Tode sahen wir ein noch viel größeres Unternehmen scheitern. Ein ganzes Volk stand auf, und forderte seine Freyheit und seine Rechte. In Oesterreich war es nur einer und der Regent selbst, welcher Verbesserungen vornehmen wollte; in Frankreich sahe man die Majorität des Volkes die Gesetze der Vernunft predigen. In Oesterreich sollte das Licht vom Throne herab eine noch rohe Menge erleuchten; in Frankreich schienen die einzel zerstreuten Strahlen in einem gemeinschaftlichen Lichtpunkte zusammenzutreffen, und sich über ganz Europa zu verbreiten.

Allein auch hier gieng es, wie in Oesterreich. Der Wille war gut, das Unternehmen edel, der Anfang vielversprechend. Aber aus allen Verhandlungen leuchtete bald Unbedachtsamkeit und Willkühr hervor.

Man konnte gleich in den ersten Verhandlungen und Dekreten der konstituirenden Nationalversammlung sehen, daß hier nicht der Geist der Weisheit herrsche, welcher einem Senate oder einer gesetzgebenden Versammlung geziemt. Statt durchgedachte und auf die Zeitumstände passende Gesetze zu geben, unterhielt man das Volk wie auf einem Theater mit schönen Prunkreden oder, wie in Schulen, mit abstrakten Sätzen. Statt weise Einrichtungen und Institute anzulegen, worin der Geist zubereitet worden wäre, errichtete man Pöbelgesellschaften und Flitterfeste; und statt die verlierenden Klassen zu gewinnen oder zu entschädigen, brachte man sie zur Verzweiflung.

In allen wohlgerathenen Revolutionen hat man die Mehrheit der Volksklassen auf seine Seite gezogen. Wer Alles angreift und beleidigt, verliert zuletzt auch Alles. Die französischen Volkshäupter konnten sich nicht wie der Kaiser Joseph, über die Mißstimmung des Volks beklagen. Sie hatten die aufgeklärtere Geistlichkeit, den mit dem Hofe unzufriedenen Adel, die Gelehrten, die Handelsleute und den größern Theil des gemeinen Volkes auf ihrer Seite. Die bey weitem größere Menge der Franzosen wünschte eine Verbesserung der Verfassung. Aber bald verlohren sie die Zuneigung eines jeden Standes, weil sie sie alle beleidigten. Ihr erster Angriff geschahe auf den Hof und die große Anzahl der Menschen, welche ihm zugethan war; dann zogen sie nicht nur gegen die Geistlichkeit, sondern gegen alle Religion selbst zu Felde. Die Reihe kam hernach an den Adel und die privilegirten Klassen. Die Parlamente und sonstigen Staatsbeamten, welche doch bisher als die einzigen Stützen der Freyheit angesehen wurden, blieben nicht verschont. Bald darauf wurden die Reichern und Handelsleute geplündert. Endlich rückten sie selbst gegen das gemeine Volk an; ja sogar die Gelehrten und Patrioten, welche die Revolution vorbereitet hatten, wurden ein Opfer der Parteywuth und Unklugheit.

Durch diese gewaltsame, wo nicht abscheuliche Art, die innern Angelegenheiten eines so großen Volkes zu ordnen, wurden auch die äußeren Verhältnisse um so gefährlicher und der guten Sache nachtheiliger. In vorigen Zeiten sind auch Revolutionen vorgenommen, und wichtige Veränderungen in den Verfassungen gemacht worden: allein die Staaten, worin sie vorgingen, wurden dadurch nicht in einen allgemeinen Krieg

mit allen Mächten verwickelt. Im Gegentheil wußten sich ihre Häupter sogar den Schutz auswärtiger Fürsten und Nationen zu verschaffen. So wissen wir, daß die holländische Revolution durch Frankreich und England, die amerikanische durch Spanien und Frankreich unterstützt wurden.

Da aber die Häupter der französischen Revolution alle Stände zu zernichten, alle Thronen zu erschüttern, und alle, auch die besten Regenten zu beleidigen drohten, bekamen nicht nur ihre Feinde, sondern selbst ihre natürlichsten Bundsverwandten einen Abschen vor ihnen. Sie ergriffen allgemein die Waffen gegen Frankreich, aus Furcht, nicht selbst bekriegt zu werden.

Es ist freylich nicht zu läugnen, daß die Konvention von Pilniz viel dazu beygetragen habe, die Wuth der Volkshäupter anzufachen, und den Krieg allgemein zu machen. Da man aber gleich bey den ersten Ausbrüchen der Revolution Alles zerstörende Grundsätze äußerte, und auch gar keinen Schritt thun wollte, fremde Höfe oder Mächte zu gewinnen, ja alle Könige und Fürsten aufbrachte: so war es ganz natürlich, daß zuletzt nur Wuth und Schrecken an die Tagsordnung kamen.

Eine andere Unbedachtsamkeit war, daß man gleich eine auf Schrauben gestellte Konstitution entwarf, und deren Vollführung zum Theil in die Hände derjenigen gab, gegen die sie gerichtet war. Wie konnte man sich versprechen, daß ein ohne das oberflächlich überdachtes Werk durch Menschen erhalten werden könne, welche eben wünschten, daß es wieder zerfallen möchte? Es gab in den alten Verfassungen der europäischen Staaten viele Anstalten, welche durch Jahrhunderte geprüft, und auf die Sitten der Völker gegründet waren: diese hätte

man nur verbessern, ihnen einen neuen Geist einhauchen dürfen; und hinter dem gothischen Gerüste wäre ein schöner Bau der bürgerlichen Gesellschaft hervorgegangen, welchen selbst diejenigen, so an ihre alten Ritterschlösser gewöhnt gewesen waren, mit Freude bewohnt haben würden. Aber man zerschmetterte gleich alle Formen und Grundfesten; erhob darüber ein zwar glänzendes, aber jedem Windstoße ausgesetztes Kartenhaus; und da seine leichten Wände nicht halten wollten, führte man das schreckliche Blutgerüst der Guillotine um es herum, daß jeder davor zurückbebte, wie vor einer Räuberhöhle, und sich lieber die alten, obwohl unregelmäßigen Burgen zurückwünschte.

Während dem auf diese Weise eine Konstitution der andern wiche, und die Revolution täglich grausamer, der Krieg allgemeiner wurde, hatte sich der auf Freyheit und die ersten Rechte der Menschen gegründete Staat schnell in eine militärische Republik verwandelt. Die Gesetze schliefen, die friedlichen Gewerbe wurden auf die Seite gelegt; alles, was Waffen tragen konnte, mußte zu den Armeen marschiren. Es gab fast nur zwey Beschäftigungen in Frankreich, der Ackerbau, um sich zu ernähren, und die Kriegskunst, um sich zu wehren.

In dieser strengen eisernen Lage der Republik wurde natürlicher Weise Feldherrntugend und Feldherrnruhm allein geschätzt. Der tapferste und glücklichste Krieger schien auch das tüchtigste Oberhaupt des Staates zu seyn.

Zu der Zeit erschien ein Mann, bedachtsam in seinen Entwürfen, kühn in seinen Vollstreckungen, glücklich in seinen Unternehmungen, und stellte sich an die Spitze einer so großen von Innen und Außen zerrütteten Ma-

schine. Er gab den Geschäften Einheit, dem gesellschaftlichen Leben Ordnung, den Armeen Sieg, der neuen Verfassung äußere Achtung, dem Volke innere Ruhe und Frieden. Aller Augen merkten auf ihn, Aller Hoffnungen stützten sich auf ihn; er hielt Frankreichs und Europens Schicksal in seiner mächtigen Hand.

Vier wichtige Aufgaben lagen nun vor ihm, welche er aufzulösen hatte. Das Volk bedurfte einer Moral und Religion ohne Aberglauben, das Land einer Verbesserung ohne Bedrückungen, der Staat einer Verfassung ohne Despotie, und Europa eines Friedens ohne Ungerechtigkeit. Bonaparte glaubte ersteres durch ein neues, mit dem Pabste geschlossenes, Konkordat und freye Religionsübung; das zweyte durch die Verbesserung der Finanzen; das dritte durch eine eingeschränkte Monarchie, das letzte durch den Frieden von Lüneville und Amiens bewirkt zu haben.

Wenn man nach allen diesen Bemerkungen die österreichische mit der französischen Revolution vergleicht, so wurden sie zwar nach einerley Absichten und Grundsätzen unternommen, aber nach verschiedenen Richtungen ausgeführt. Erstere gieng von einem gebietenden Monarchen aus, und endete mit einem aufgebrachten Volke; letztere begann mit einem aufgebrachten Volke, und endet mit einem gebietenden Monarchen. Bey ersterer sollten die Mißbräuche des Volks, bey letzterer jene der Regierung verbessert werden. Erstere verstieß sich an der Unbedachtsamkeit des Monarchen, letztere an dem Leichtsinne des Volkes. Joseph setzte sein Leben auf die Spitze, um einem unkultivirten Volke Freyheit; Bonaparte, um einem zerrütteten Staate Ordnung zu geben. Beyde Revolutionen geben uns die große Lehre: daß wenn man ein großes System

hinausführen will, man vor allem auch auf die Mittel denken müsse, wodurch man es hinausführen könne.

Wenn durch die Revolution blos die inneren Verhältnisse Frankreichs verrückt worden wären, so würde dies für das Ganze eben kein so großer Verlust gewesen seyn. Eine jede Nation nimmt über kurz oder lang wieder jene Formen und Sitten an, welche ihrem natürlichen oder politischen Charakter am angemessensten sind. Aber da dadurch zugleich das ganze Staatensystem von Europa erschüttert wurde, so könnte es noch manche Stöße absetzen, ehe die Staaten zu einem gewissen Schwerpunkte gelangen. Polen, Venedig, viele italiänische und geistliche Staaten sind dadurch gänzlich vernichtet worden; der Türkey steht ein ähnliches Schicksal vor; Deutschland, Holland, die Schweiz und Italien sind um ihre Selbstständigkeit gekommen. Oesterreich und Preußen in eine andere Spannung gebracht, und die drey größten Mächte Europens selbst zu neuen Kriegen gereizt.

Es walteten in dem vorigen Staatensysteme von Europa gewisse Verhältnisse und Grundsätze ob, deren Mangel man jetzt täglich mehr fühlt. Religionen und Staaten, Verfassungen und Friedensschlüsse, Fürsten und Unterthanen stehen wie roh angelegte Steine eines neuen Gebäudes nebeneinander, und reiben und stoßen sich, und scheinen noch nicht recht aneinander passen zu wollen. In allen menschlichen Dingen siegt zuletzt Gewohnheit oder Gewalt. Möchte doch der Himmel die sanfteren Wirkungen der ersteren herbeyführen. Gewalt führt zu Gewalt. Die Revolution hat gelehrt, welche blutige und zerstörende Auftritte sie hervorbringe.

Bey dieser Gelegenheit muß ich noch bemerken, daß es eine gewisse Klasse von Menschen giebt, welcher man es nie recht machen kann, selbst wenn man ihre Grundsätze in Ausübung bringen will. Sie werfen beständig mit abstrakten Begriffen und Worten um, und wenn man sie dann fragt: was ist bürgerliche Freyheit? was Republik? oder welche Verfassung paßt denn für dieses oder jenes Volk? so bleiben sie einem immer eine bestimmte Antwort schuldig. Solche Menschen taugen am allerwenigsten zu einer Staatsregierung oder gar Staatsgründung. Sie stellen meistens Maximen und Gesetze auf, welche im gemeinen Leben wohl nicht angehen; und da sie denn bald die Unstatthaftigkeit davon sehen, so wollen sie das mit Gewalt durchsetzen, was ihre Unklugheit verdorben hat. Als der Kaiser Joseph II. seine Reformen begann, erhielt er ihren ganzen Beyfall. Sie rechtfertigten alle seine raschen Schritte, ohne zu bedenken, was sie für Folgen haben könnten. Da aber eben diese Reformen bald die Aufstände der Niederländer und Ungarn, und den Fürstenbund in Deutschland hervorbrachten, wurde der unglückliche Regent von ihnen eben darum getadelt, worum sie ihn zuvor so sehr erhoben hatten.

Als das französische Volk in seiner Revolutionswuth alle fremde Nationen anfiel und ihre Verfassungen umstieß, wurde dies von ihnen als ein gerechtes und heilbringendes Unternehmen gebilligt. Sie hätten der siegreichen Nation ganz Italien, die Schweiz, Holland und Deutschland zugespielt. Da aber jetzt ein strengeres Gouvernement und eine überwiegende Macht eine nothwendige Folge dieser Eroberungen geworden ist; so wird nun alles das verwünscht, was man doch zuvor selbst befördert hatte.

Es giebt verschiedene Dinge in der politischen Welt, welche anfänglich gut und heilsam scheinen, aber wenn sie ausgeführt werden sollen, öfters sehr nachtheilige Folgen haben können. Eben so giebt es wieder Dinge, welche Mißbräuche und Unnützlichkeiten scheinen, aber öfter, wie jene unfruchtbaren Gewächse am Meeresstrand ein nothwendiger Damm gegen Ueberschwemmung sind. Ein kluger Staatsmann muß beydes wohl zu unterscheiden wissen, und, wie ich schon sagte, nicht nur auf seine Grundsätze, sondern auch auf die Folgen und die Mittel sehen, wodurch er sie in Ausübung bringen will. Alles was durch Gewalt hinausgeführt wird, wenn es auch anfänglich den besten Zweck hat, führt wieder zu Gewalt. Daher sagt der kluge und weitsehende Polybius: Man muß niemand so viel Macht zugestehen, daß man auch bey der gerechtesten Sache nicht mehr rechten kann.

Die Hauptsache aber, welche diese unklugen Reformatoren bey den Revolutionen übersehen haben, ist die durch selbe hervorgebrachte Zertrümmerung oder Lähmung der kleinern Staaten in Europa. Diese obwohl öfters unregelmäßigen Gemeinden waren der Sitz der Betriebsamkeit und Kultur, der Zufluchtsort der bürgerlichen Freyheit, und ein nicht unbedeutender Damm gegen alle große Despotien und Länderschlünde. Man arbeitete lange daran, die geistlichen Staaten und kleinen Republiken zu vernichten, und bedachte nicht, daß alsdann auch die Reihe an die weltlichen kleinen Fürstenthümer kommen könnte. Die weltlichen Fürsten sind zwar für ihre verlohrnen Länder reichlich entschädigt worden: allein sie müssen sich dafür auch solche Demüthigungen von den Mächtigern gefallen lassen, daß ihre Würde gewiß nichts dadurch gewonnen hat. Man hob

freylich viele müßige Mönche und Chorherren aus ihren reichen Pfründen: allein ihre Güter werden nicht, wie ehemals zum öffentlichen Unterrichte, zur Kultur der Wissenschaften oder Hospitälern [1] verwendet. Sie werden vielmehr an einige reiche Familien verschenkt, oder auf den Unterhalt ebenfalls eheloser Soldaten verwendet, welche nicht einmal zahlreich genug sind, das Vaterland zu vertheidigen. „Bey einem jeden Schritte, sagt Villers in seiner merkwürdigen Preisschrift über den Einfluß der Reformation, bey jedem Schritte sieht man den Werth und Einfluß kleiner Staaten bestätigt. Man stößt hier auf freye Städte und auf Fürstenthümer von mäßigem Umfange, die allein ihr eigenes, thätiges und unabhängiges Leben haben. Jedes sucht in seiner kleinen Hauptstadt die Industrie, die Wissenschaften und Künste blühen zu machen. Die Universitäten, die Schulen vervielfältigen sich, und die Mittel des Unterrichtes für die Nation gewinnen an Allgemeinheit und Gründlichkeit. Wird die Wahrheit irgendwo durch Fanatismus verfolgt, so braucht sie nur einen Schritt zu thun, und sie findet ein sicheres Asyl, indem sie über die nächste Gränze geht. Endlich, jeder kleine Staat in diesem verbündeten Systeme dünkt sich Etwas durch sich selbst, und wird dadurch in der That Etwas. O wenn Athen, wenn Delphi, wenn Korinth, wenn Pisa, Lacedämon und Smyrna nicht jener eigenen Individualität genossen hätten, wenn nur eine Königsstadt der einzige glänzende Mittelpunkt Griechenlandes gewesen wäre, würde man dort wohl so viele große Männer und so viele Tugenden gesehen haben?“

1 Der Kurfürst Erzkanzler und von Bayern machen eine Ausnahme.

So schreibt Villers, der Vertheidiger des Protestantismus; und doch waren es die Protestantischen Höfe, welche in unsern Zeiten am meisten dazu beygetragen haben, daß die kleinern Staaten entweder gänzlich zernichtet, oder doch so abhängig geworden sind, daß sie jetzt in dem europäischen Staatensysteme wie ein politisches Null erscheinen. Die Italiäner können nicht mehr die Wiederhersteller der Künste werden, und jenes große System des Gleichgewichts gründen, wie zur Zeit der Ligue von Cambrai. Die Schweizer werden schwerlich mehr die Tage von Egeri und Murten erleben; und ein Friedrich der Große wird zu thun haben, einen neuen Fürstenbund zu Stande zu bringen. Europa ist durch die Unklugheit seiner eigenen Freyheitsapostel um seine Freyheit, und durch die Habsucht seiner eigenen Vorsteher um seine Selbstständigkeit gekommen. Dieser ehemals so blühende Welttheil ist zwischen einige große Mächte geworfen, und alle kleinere Staaten stehen in Gefahr, bey dem Kampfe derselben zerquetscht zu werden. So viel schadete die Unklugheit und Parteywuth derjenigen, welche sich die Weisen nannten.

II.

Die Wiederherstellung des Jesuitenordens.

Aut sit, uti fuit, aut plane non sit.

Ricci. Generalis S. J.

Eins der sonderbarsten Ereignisse unserer Zeiten ist unstreitig die Wiederherstellung des Jesuitenordens. Aehnliche Ursachen bringen ähnliche Wirkungen hervor. Er ist während den Stürmen der Reformation entstanden; er wird durch die Stürme der Revolution wieder hergestellt.

Wenn die Reformatoren immer in dem sanften Geiste eines Erasmus oder Melanchton gewirkt hätten, würde diese sonderbare Gesellschaft wohl schwerlich zur Welt gekommen seyn. Die Mißbräuche der Hierarchie waren zu der Zeit so offenbar geworden, die Angriffe darauf so überall angelegt, das Volk so wirksam vorbereitet, daß eine gänzliche Reformation der Kirche nicht fehlen konnte. Haben doch selbst die ersten Bischöffe und Kirchenvorsteher die Reformatoren geweckt und geschützt; was war von dem Volke zu erwarten?

Allein, wie es immer bey so wichtigen Ereignissen geschieht, die Mäßigkeit wurde bald vergessen, die sanftere Aufklärung außer Acht gelassen, und der Streit auf beyden Seiten mit einer Wuth geführt, welche auf keine Verhältnisse Rücksicht nahm. Man beschuldigte die klügern Männer der Muthlosigkeit, die mäßigern Geistlichen der Heucheley, und die Vorsteher der Kirche des Eigennutzes und der Herrschsucht. Verfolgung, Empörung und Bürgerkrieg war das Losungswort auf allen Seiten.

Die geistlichen und selbst weltlichen Regenten wurden jetzt aufmerksam auf eine Lehre, welche den gänzlichen Umsturz des alten Systems drohete. Die Prediger

fürchteten für ihr Ansehen, die Staatsdiener für ihre Aemter, und selbst das gemeine Volk fieng an, eine dunkle Ruhe den Stürmen der Bauernkriege vorzuziehen.

In dieser Stimmung trat in Spanien ein Mann auf, welcher eine Gesellschaft stiftete, die mit aller geistlichen Schwärmereŋ der Parteyen die feine Politik der Höfe zu verbinden wußte. Sie bemächtigte sich bald der Erziehung der Jugend, des Gewissens des Großen, und des Zutrauens des Volkes. In kurzer Zeit sahe man die Jesuiten als die alleinige Stütze der Kirche, als die eifrigsten Verfechter der Religion und die treuesten Unterthanen der Fürsten an. Ihre Gewalt war groß und fürchterlich; ihr Einfluß über die alte und neue Welt verbreitet, ihre Konstitution schien auf die Ewigkeit berechnet.

Es wird der Mühe werth seyn, die Maximen und Gesetze eines Ordens kennen zu lernen, welcher so lange Zeit die katholische Welt geleitet hat, und nun wieder nach seinem bereits verlohrnen Zepter zu greifen scheint.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß dieses Institut gleich anfänglich mit der Feinheit und Klugheit angelegt worden sey, welche es hernach in allen seinen Wirkungen geäußert hat. Sein Stifter und seine ersten Gesellen waren nichts weniger, als Staatsleute oder Höflinge. Sie schienen von dem tief durchdrungen, was sie öffentlich bekannten; sie dachten sich in diesen stürmischen Zeiten zum Apostolate berufen; und in der That, wenn man ihre Unternehmungen sowohl in der alten als neuen Welt betrachtet, so erstaunt man über den Heroismus, mit welchem sie Noth, Widerspruch, Gefahren und den Tod ertragen haben.

Aber eben dieser Geist machte den Orden groß. Bloße Politiker würden zu der Zeit das nicht ausgerichtet haben; wie denn alle große Dinge in der Welt größtentheils durch Enthusiasmus hervorgebracht werden. Die ersten Jesuiten mußten durch ihre Unternehmungen dem Volke Bewunderung und Achtung einflösen; sie mußten auf Widersprüche, Spott und Gefahren gefaßt seyn, und durften in ihrem Predigeramte nichts weniger als Politik zeigen, wenn sie Eindruck machen wollten. Man sahe sie als neue Apostel und Märtyrer oder ächte Bekenner des Glaubens an, und sie fanden bald Aufnahme und Anhänger in beyden Welten.

Jetzt erst, nachdem ein heiliger Enthusiasmus das Werk angefangen hatte, konnte es eine feinere Staatsklugheit vollenden. Nach einem feurigen Ignatius trat ein kälterer Lainez an die Spitze des Ordens, und auf die Apostelthaten eines Xaverius folgten die klugen Verhandlungen eines Aquaviva. So bekam die Gesellschaft Jesu ihre Festigkeit und Konstitution.

Die Jesuiten hatten besonders zwey Maximen, welche aus allen ihren Anstalten und Verhandlungen hervorleuchten. Fürs erste glaubten sie, daß die Menschen nicht fähig seyen, durch ihre eigene Vernunft die ersten Gründe aller Wahrheit und Religion aufzufinden; und zweytens hielten sie die meisten Leute für Kinder, welche ihrer Beschäftigung und Umständen gemäß nicht fähig seyen, sich selbst zu regieren. Die Geschichte der Reformation und Philosophie bestärkte sie in diesen Meinungen, indem sie die Menge der Widersprüche und die daher entstandenen Bürgerkriege als die augenscheinlichsten Beweise der Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes ansahen.

Diesem zufolge vermieden sie in der Philosophie alle spekulativen Forschungen, und stellten die Glaubenslehre als die einzige Quelle aller Wahrheit auf. Auch glaubten sie, daß eine philosophische Moral wenig oder gar nicht auf das Volk wirken könne. Es sey zu solchen abstrakten Begriffen nicht aufgelegt; man müßte ihm daher gleich eine religiöse Moral predigen, welche ihm Ehrfurcht und Folgsamkeit einflöße.

Aus eben dem Grunde suchten sie auch der Kultur anderer Wissenschaften Grenzen zu setzen. So große Verdienste auch einzelne Glieder ihrer Gesellschaft um die Physik, Mathematik, und die Humaniora hatten; so sehr hüteten sie sich, die Geschichte, Politik, das Naturrecht und andere dahin einschlagende Zweige der menschlichen Erkenntniß gemein zu machen. Sie glaubten, daß ein guter Kopf sich darin selbst bilden könne; der übrige Haufen aber dadurch nur schiefe Begriffe faßte.

Der Religion oder Theologie subordinirten sie aber alle Wissenschaften, und hielten dieselbe für das einzige und beste Mittel, die bürgerliche Gesellschaft in Ordnung, und die Menschen überhaupt auf der ihm anpassendsten Stufe der Kultur zu erhalten.

Um nach diesen Maximen treu handeln zu können, bemeisterten sie sich vor allem der Erziehung der katholischen Jugend; und man muß bekennen, daß sie hierin nach ihrem Systeme sehr konsequent verfuhren. Schon ehe das Kind in ihre Schulen kam, war es durch die Eltern und Hauslehrer, welche sie zuvor schon gebildet hatten, zu ihrer Lehre vorbereitet. Sie schufen die Lehrer, die Lehrer schufen ihnen Zöglinge. Der größte Theil der Gymnasien oder Mittelschulen war ganz in ihren Händen. Auf Universitäten ließen sie die Juris-

prudenz und Medizin weltlichen Professoren über; sie aber lehrten die Philosophie und Theologie.

Auch der schon gebildete Mann entgieng nicht ihrer Aufsicht und Leitung. Die Geistlichen beherrschten sie durch ihren allgemeinen Einfluß in der Kirche, die Weltlichen durch die Magistratspersonen oder Fürsten, deren Gewissens- und Familienräthe sie waren. In kurzer Zeit hatten sie alle Lehr-, Predigt- und Beichtstühle mit ihren Gliedern besetzt, und sie saßen anstatt Gottes da, die Gewissen und Herzen zu regieren.

Nebst ihrer Lehr- und Erziehungseinrichtung hatten sie auch noch gewisse Bruderschaften, wodurch ihr Geist verbreitet wurde; und diese Gesellschaften waren so eingerichtet, daß sie auf eine jede Klasse von Menschen paßten: die Knaben und die Jünglinge, die Weiber und die Männer, die Bürger und Staatsleute wußten sie durch eigene Konföderationen an ihren Orden zu fesseln.

Was aber ihrem Systeme so einen eignen Schwung gab, war die Bekehrung der Unglaubigen. Da zu der Zeit die Entdeckung einer neuen Welt und die Aufstellung einer neuen Lehre den menschlichen Geist mit großen Vorstellungen erfüllte; so mußte ein Institut ungemein viel Aufsehen und Bewunderung erregen, was sich allein der Erziehung der Jugend und der Verbreitung der Religion gewidmet hatte.

Die innere Verfassung des Ordens war der Weitschichtigkeit seiner Absichten entsprechend. Schon der Stifter desselben brachte den strengen militärischen Monarchengeist in ihn, an welchen er in seinem vorigen Stande gewöhnt war. Von dem Pater General gieng alle Gewalt aus, und floß wieder dorthin zurück. Es waren unter den Jesuiten verschiedene Stufen der

Aufnahme festgesetzt, die keiner überspringen konnte. Das Noviziat war bloße Vorbereitung; und man hatte nicht, wie in andern Mönchsorden, nur eine Prüfungszeit. Es mußte ein jeder Jesuite erst mehrere Grade durchwandern, ehe er zu den Geheimnissen und der innern Regierung zugelassen wurde. Ein jeder hatte seinen Aufseher, welchen er nicht kannte. Ein jeder beobachtete den andern; und die Obern erhielten durch die sogenannten Konduitslisten eine bestimmte Charakterschilderung aller ihrer Untergebenen.

Was aber dem Ganzen noch einen eignen Geist der Einheit einflößte, war die Anstellung der Oberen selbst. Der Pater General setzte alle Provinziale und Rektoren an; und diese wählten wieder den Pater General. Dadurch wurde ein beständiger Zirkel des Gemeingeistes unterhalten, welcher in allen Geschäften unverkennlich war.

Zu diesem kam noch, daß die Jesuiten nicht nur ihre eigenen Mitbrüder genau kannten; sondern sie drangen bis in die Geheimnisse der Höfe und Familien ein, und lernten diejenigen schon als Studenten kennen, welche hernach als Vorsteher oder Staatsmänner ihnen nutzen oder schaden konnten.

Aber in keinem Theile der Erde hat dieser Orden größere Dinge vollführt, als in Amerika. Hier fanden sie noch die unverdorbenen Kinder der Natur, und konnten sie also nach ihrem Sinne bilden und leiten. „In der neuen Welt, sagt der berühmte Geschichtschreiber Robertson, haben die Jesuiten den wunderbarsten Beweis ihrer Geschicklichkeit abgelegt, und das Wohl der Menschen auf das wirksamste befördert. Die Eroberer dieses unglücklichen Viertheils der Erde dachten auf nichts anders, als dessen Einwohner zu plündern, zu

Sklaven zu machen und auszurotten. Die Jesuiten allein haben die Menschlichkeit zu ihrem vornehmsten Gegenstande in ihrer Niederlassung daselbst gemacht. Ungefähr gegen den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erhielten sie einen Zutritt zu der fruchtbaren Provinz Paraguay, die sich in dem mittäglichen Theile des festen Landes von Amerika, von dem Fuße der Gebirge von Potosi an, bis an die Grenze der spanischen und portugiesischen Kolonien an den Ufern des Flusses de la Plata erstreckt. Sie fanden die Einwohner in einem Zustande, der von demjenigen wenig verschieden war, in welchem Menschen stehen, wenn sie zu allererst anfangen, sich miteinander zu vereinigen. Sie wußten nichts von allem, was man Künste nennt; lebten kärglich vom Jagen, von Fischen, und kannten kaum die ersten Grundsätze von Unterordnung und Regierung. Die Jesuiten fiengen an, sich mit dem Unterrichte dieser Wilden zu beschäftigen, und sie gesittet zu machen. Sie lehrten sie den Feldbau, die Viehzucht und Häuserbauen. Sie brachten sie dahin, daß sie in Dörfern beysammen lebten. Sie gaben ihnen Anleitung, sich auf Künste und Manufakturen zu legen. Sie ließen sie die Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens schmecken und gewöhnten sie zur Glückseligkeit, die aus der Sicherheit und bürgerlichen Ordnung entspringt."

„Diese Völker wurden Unterthanen ihrer Wohlthäter, und sie haben dieselben mit einer zärtlichen Vorsorge und Aufmerksamkeit beherrscht, die derjenigen ähnlich ist, womit sich ein Vater des Besten seiner Kinder annimmt. Verehrt und beynahe bis zur Anbetung geliebt, stunden einige wenige Jesuiten etlichen hundert tausend Indianern vor. Sie erhielten eine vollkommene Gleichheit unter allen Gliedern der Gemeinde. Jeder

derselben war verbunden, „nicht für sich selbst allein, sondern für das Publikum zu arbeiten. Das Einkommen ihrer Felder und die Früchte ihres Fleißes von allen Gattungen wurden in gemeinschaftliche Vorrathshäuser gebracht, und aus denselben erhielt jedes einzelne Mitglied alles, was seine Bedürfnisse erforderten. Durch diese Anstalten wurden beynahe alle Leidenschaften, die den Frieden der Gesellschaft stören, und die Glieder derselben unglücklich machen, getilget. Wenige Obrigkeiten, die sich die Indianer selbst wählten, wachten über die allgemeine Ruhe, und versicherten den Gehorsam gegen die Gesetze. Blutige Strafen, die unter andern Regierungen so häufig sind, waren hier unbekannt. Eine Warnung von einem Jesuiten, ein geringes Merkmal von Beschimpfung, oder bey gewissen groben Vorfällen, einige Peitschenhiebe waren hinlänglich, unter diesem unschuldigen und glücklichen Volke Ordnung zu halten."

Diese so entschiedenen Verdienste der Jesuiten, welche ihnen selbst Protestanten und die aufgeklärtesten Geschichtschreiber neuerer Zeiten, ein Montesquieu, Robertson, Schmidt und Voltäre zugestehen mußten, machten sie in allen Welttheilen mächtig, allen Regenten fürchterlich. Verschiedene katholische Höfe und Minister fiengen an, eine Gesellschaft gefährlich zu halten, welche die Gewissen der Völker leitete und die Geheimnisse aller Kabinete kannte.

Als der Herzog von Choiseul einsmalen dem Pater Generale seine Devotion bezeigte, erinnerte dieser ihn an Gesinnungen, welche er vor vielen Jahren gegen den Orden geäußert habe. Er zeigte ihm den Inhalt seiner Reden vor. So sehr waren diese Väter von allem unterrichtet, was ihnen nützen oder schaden konnte.

Dem Herzoge fiel es auf, so genau gekannt zu seyn; und als er endlich in das französische Ministerium trat, hat er nicht wenig zum Untergange der Gesellschaft beygetragen. Die bourbonischen Höfe bestrebten sich bald einmüthig, den Pabst zur Aufhebung des Ordens zu zwingen; und als sie Klemens XIII. nicht dazu bewegen konnten, erhoben sie den geschmeidigern Ganganelli zum päbstlichen Stuhle, welcher denn auch das Aufhebungsdekret über sie aussprach.

Sobald dieser wichtige Orden aus der katholischen Welt verschwunden war, erhoben die Philosophen mächtig ihr Haupt. Verspottung des Aberglaubens, Feststellung abstrakter Grundsätze und allgemeine Denk- und Gewissensfreyheit kam nun nicht nur unter den Gelehrten, sondern selbst bey dem Volke und den Regierungen an die Tagesordnung. Die Philosophen wurden bald die Erzieher der Jugend, die Freunde der Könige, die Lehrer des Volks. Man versuchte sowohl in Schriften als Verordnungen, die ewigen Gesetze der Vernunft geltend zu machen.

In kurzer Zeit blieb man nicht dabey stehen, die Mißbräuche auf die Seite geschafft zu haben. Man fieng jetzt an, auch die ersten Gründe der Religion und Staaten zu untersuchen. Ja Voltäre und Rousseau giengen noch weiter. Jener erklärte alle positive Religion als ein bloßes Machwerk der Heuchler; dieser alle europäischen Staatsverfassungen als blos durch Willkühr hervorgebrachte Despotien.

Unter und durch diese Gesinnungen brach die französische Revolution aus. Die Philosophie wurde aber bald von elenden Sophisten mißbraucht. Sie zeigten sich jetzt nicht mehr als eine Frucht der Aufklärung, als eine Blüthe des menschlichen Geistes. Die unverdauten

Schriften eines Voltäre, Helvetius, Rousseau, Diderot und d'Alembert brachten neue Mißgeburten des menschlichen Geistes hervor, welche alles das als Unsinn und Sklaverey erklärten, was man bisher als heilig und ehrwürdig hochgeachtet hatte. Man hielt jetzt Irreligion und Ruchlosigkeit für Aufklärung, Ausgelassenheit für Demokratie, Unmenschlichkeit für Muth, und Grobheit für patriotisches Betragen. Alle Stände und Rechte wurden untereinander geworfen, alle Zeichen des öffentlichen Gottesdienstes zerschmettert, aller Besitzstand und Rang als Anmaßung angesehen, und neue Götzenbilder der Vernunft und Gesetzgebung in den Tempeln aufgestellt, wofür das Volk weder Sinn noch Achtung hatte, ja welche es als blutige Molochs verabscheuete.

Nun konnten die noch übrigen Exjesuiten sogar mit einem Anscheine von Recht ausrufen: „Sehet nun die Folgen unserer Aufhebung! sehet hier das schöne Werk der Philosophie! Der Thron der Bourbonen, welche unsere Vernichtung bewirkt haben, ist in ein Blutgerüst verwandelt, auf welchem ihre Enkel unter dem Beile des Henkers sterben müssen. Der Pabst ist aus Rom vertrieben, und auf seinem heiligen Stuhle sitzen Sanskuloten, welche aller Religion und Priesterschaft spotten.“

Und in der That, die Revolution hatte eine so abscheuliche Wendung genommen, daß Bischöffe, Könige, Fürsten, Adliche, und alle gesitteten Bürger die vorigen Zeiten zurückwünschten; ja daß selbst die Philosophen und Patrioten, welche selbe in Gang gebracht hatten, wieder zur Religion und einer monarchischen Konstitution ihre Zuflucht nahmen. Ein neues mit dem Pabste geschlossenes Konkordat trat wieder an die Stelle

einer albernen Strohgötzenverehrung; eine vereinfachte Verfassung hemmte die Anarchie der Volksgesellschaften, und verschiedene Gebräuche und Institute gaben dem wilden Geiste der Schreckensmänner ein freundlicheres Ansehen.

Die geistlichen und weltlichen Vorsteher und Regenten glaubten damit noch nicht genug gethan zu haben. Geschreckt durch die Greuel der Revolution und die fürchterlichen Angriffe auf ihr Ansehen und ihre Gewalt, versuchten sie es, alle die alten Institute und Meinungen wieder aufzuwecken, welche man bisher abgeschafft oder außer Gang gebracht hatte. Bey solchen Vorfällen kommt man gemeiniglich von einem Extrem zum andern. Man vermischt den Mißbrauch einer Sache mit der Sache selbst, und so geschiehet es meistentheils, daß man in einem kurzen Zeitraum von einigen Jahren das wieder gut heißt, was man zuvor selbst als schädlich erklärt hatte. Pabst Klemens XIV. verdammte den Jesuitenorden als eine der Kirche und dem Staate gefährliche Gesellschaft, und Pabst Pius VII. stellt ihn wieder her. Er hatte seine Entstehung den Mißbräuchen der Reformation zu danken; er verdankt seine Wiederherstellung auch wieder den Mißbräuchen der Revolution.

Wir wollen hier sowohl die Aufhebungs- als Wiederherstellungsbulle anführen, damit man das Abstechende der Zeitumstände und Gesinnungen desto leichter finden möge. Nachdem Klemens XIV. in der Einleitung das kritische und die Beyspiele ähnlicher Vernichtungen von Orden vor Augen gelegt hat, zählt er folgendermaßen die Ursachen auf, welche ihn bewogen haben, die Gesellschaft Jesu aufzuheben.

„Wir stellten uns demnach diese und andere Beyspiele, die bey jedem vom größesten Gewichte und Ansehen seyn müssen, vor Augen, und voll der heftigsten Begierde, bey dieser bedächtlichen Entscheidung, die wir weiter unten eröffnen werden, mit zuversichtlichem Muthe und sicheren Schritten zu Werke zu gehen, sparten wir weder Fleiß noch Untersuchung, alles genau zu entdecken, was nur immer mit dem Ursprunge, mit dem Fortgange, und dem heutigen Zustande des regulären Ordens der sogenannten Gesellschaft Jesu, einige Verbindung hat. Und wir hatten daraus zu ersehen, daß er zur Beförderung des Seelenheiles, zur Bekehrung der Ketzer, und hauptsächlich der Ungläubigen, und endlich zum größern Wachsthume der Frömmigkeit und Religion, von seinem heiligen Stifter errichtet, und um solchen erwünschten Zweck desto leichter und glücklicher zu erreichen, durch das strengste Gelübd der evangelischen Armut, sowohl in seinen einzelnen Mitgliedern, als überhaupt, Gott geweyht worden sey. Nur fand noch in Rücksicht der Armut, die Ausnahme Platz, daß die Schulhäuser befugt und bemächtiget waren, Einkünfte zu besitzen, von welchen jedoch, zum Vortheile, Nutzen oder Gebrauche der Gesellschaft selbst, nichts verwendet werden sollte."

„Unter diesen und andern der heiligsten Gesetzen wurde anfänglich diese nämliche Gesellschaft Jesu, von Paul dem III. würdigen Gedächtnisses, unserm Vorfahrer, durch seine den 27ten des Septembers im Jahr nach Christi Geburt 1540 erlassene Bulle bestättiget, und derselben die Erlaubniß ertheilet, Regeln und Satzungen abzufassen, die ihr zur dauerhaftesten Wehre, zum unverletzlichen Bestande, und zur Richtschnur dienen sollten. Und obschon sie dieser nämliche Paulus, unser Vorfah-

rer, in die engen Grenzen von nicht mehr dann sechzig Mitgliedern anfänglich einschloß: so gestattete er dennoch ebenmäßig durch ein, von ihm, den letzten Tag des Hornungs 1543 ausgefertigtes Breve, allen denen die Erlaubniß, in besagte Gesellschaft einzutreten, deren Aufnahme in dieselbe den Vorstehern ersprießlich oder nothwendig scheinen würde."

„Eben dieser Pabst erließ darauf im Jahre 1549 den 15ten Tag des Wintermonats ein ähnliches Breve, worinn er diese Gesellschaft mit mehreren und sehr herrlichen Freyheiten beschenkte; unter andern wollte und befahl er darinn, daß das Indult, Kraft dessen er dem Generale dieser Gesellschaft erlaubte, zwanzig Priester, als geistliche Mitgehülfen anzunehmen, und ihnen die nämlichen Befugnissen, Gnaden und Macht, deren ihre Professen genießen, mitzutheilen, auf alle und jede andere, welche die erwähnten Generalvorsteher des Eintrittes in die Gesellschaft würdig hielten, ohne Beschränkung und Zahl erstrecken sollte. Beynebens befreyte und entledigte er auch die Gesellschaft selbst, alle ihre Glieder, Personen und, ohne Ausnahme, alle ihre Güter und Habschaften von aller Oberherrlichkeit und Gerichtsbarkeit aller und jeder Ortsbischöffe und Vorsteher, und nahm sie sowohl unter seinen, als den Schutz des apostolischen Stuhles."

„Nicht schwächer war die Milde und Freygebigkeit unserer übrigen Vorfahrer gegen erwähnte Gesellschaft. Denn es ist bekannt, daß Julius III., Paul IV., Pius IV. und V., Gregorius XIII., Sixtus V., Gregorius XIV., Clemens VIII., Paul V., Leo XI., Gregorius XV., Urban VIII. und andere römische Päbste, verehrungswürdigen Gedächtnisses, schon vorher diese Freyheiten ertheilet, oder bestättiget,

mit neuen Zusätzen vermehret, oder durch die bedeutungsvollsten Ausdrücke erklärt hatten.“

„Dessen ungeachtet aber geben die Worte und der Inhalt der apostolischen Verordnungen selbst, klar zu erkennen, daß diese Gesellschaft, schon bey ihrer Aufkeimung, mancherley Samen der Zwietracht und Eifersucht, nicht allein unter sich selbst, sondern auch gegen andere Ordensstände, gegen die Weltgeistlichkeit, Akademien, Universitäten, öffentliche Schulen, und selbst gegen Fürsten, von welchen sie der Aufnahme in ihre Staaten gewürdiget worden, hervorstieß; daß sich Zänkereyen und Streitigkeiten erhoben, bald wegen der Beschaffenheit und Natur ihrer Gelübde; wegen der Zeit der Abnahme dieser Gelübde, wegen dem Befugnisse, die Mitgesellen von sich zu stoßen, sie, gegen die Dekrete der tridentinischen Kirchenversammlung, und unseres Vorfahrers Pius des V. heiligen Gedächtnisses, ohne anständigen Unterhalt und feyerliche Gelübde zu den heiligen Weyhungen zu befördern; bald wegen der unbeschränkten Macht, deren sich der Generalvorsteher der Gesellschaft anmaßte, und anderer Dinge wegen, welche die innere Verwaltung der Gesellschaft selbst betreffen; bald wegen verschiedenen Lehrpunkten; wegen den Schulen, Exemptionen und Freyheiten, von denen die Ortsbischöffe und andere, in geistlicher und weltlicher Würde stehende, Personen behaupteten, daß sie ihre Gerichtsbarkeit und Rechte beeinträchtigten; endlich gebrach es aber auch gar nicht an gräßlichen Beschuldigungen, wodurch den Gliedern dieser Gesellschaft die Störung des Friedens und der stillen Eintracht der Christenheit, zur Last gelegt ward.“

„Und dieses war die Quelle jener vielfältigen Klagen, die, auch von dem Ansehen einiger Potentaten

unterstützet, bis vor den apostolischen Stuhl Pauls des IV., Pius des V. und Sixtus des V, unserer Vorfahrer, verehrungswürdigen Gedächtnisses, gedrungen sind. Unter jenen war Philipp der II., König in Spanien, glorwürdigen Andenkens, der nicht allein Sorge trug, daß sowohl jene mächtigen Bewegggründe, die ihn selbst antrieben, als auch die lauten Vorwürfe der spanischen Inquisition wider die unmäßigen und grenzenlosen Freyheiten, und wider die Regimentsform der Gesellschaft, nebst den Streitpunkten, die sogar selbst einige vorzüglich gelehrte und gottselige Männer dieser Gesellschaft bestätigten, dem Pabste Sixtus dem V., unserm Vorfahrer, vorgelegt wurden; sondern es auch bey demselben dahin zu bringen suchte, daß eine apostolische Visitation dieser Societät ernannt und niedergesetzt würde."

„Sixtus, unser Vorfahrer, sahe, daß diese Bestrebungen und dieses Begehren, die größte Billigkeit zur Stütze hatten; gab ihnen also Gehör, und erwählte zu dem Amte des apostolischen Visitators einen Bischof, den seine Tugend und Gelehrtheit jedermann verehrungswürdig machte: er ernannte beynebens eine Congregation von einigen Kardinälen, die keine Mühe und Arbeit zur Ausführung dieses Werkes verabsäumen sollten. Allein ein voreiliger Tod raffte Sixtum, unsern Vorfahrer, hinweg, und das von ihm unternommene heilsame Werk verschwand, und blieb ohne Wirkung."

„Als Gregorius XIV. zur höchsten Stufe des Apostelamts gelangte, ertheilte er dem Institute der Gesellschaft durch eine Bulle vom 28ten Tage des Julius im Jahr 1591 nach Christi Geburt, von neuem die vollkommenste Bestätigung; und genehmigte und befahl, alle von seinen Vorfahren der Gesellschaft verliehene

Freyheiten als gültig anzusehen; hauptsächlich aber diejenige, wodurch sie berechtiget worden, ihre Mitglieder (sonder einigen Bedacht auf die, von denselben schon vollbrachten Probierjahre, und bereits abgelegten Gelübde) ohne alle Gerichtsform, ohne vorgängige Untersuchung, ohne aktenmäßige Behandlung, ohne richterliche Procedur, und ohne Beobachtung auch wesentlicher Rechtsziele, einzig und allein auf Erprobung des Facti, nur mit Erwägung des Vergehens und dessen wahrscheinlicher Veranlassung, nebst Rücksicht auf Personen und Umstände, aus der Gesellschaft zu entlassen oder zu verstoßen."

„Ueber dies gebot er das tiefste Stillschweigen, und befahl, unter der Strafe des auf die That selbst gesetzten geistlichen Bannes [2], daß sich niemand erkühnen sollte, das Institut besagter Geselschaft, ihre Satzungen oder Dekrete mittelbar oder unmittelbar zu bestreiten, oder auf irgend eine Weise eine Aenderung in denselben zu veranlassen. Doch ließ er jedem das Recht, das, was ihm eines Zusatzes, einer Verminderung oder einer Abänderung würdig schien, nur ihm, und den, zur Zeit auf dem römischen Stuhle sitzenden Päbsten allein, entweder in Person, oder durch Abgesandte und Botschafter des heiligen Stuhles, anzuzeigen und vorzutragen."

„Jedoch alles dieses war nicht allein unvermögend, dem, wider die Geselischaft erregten Geschrey, und den anwachsenden Klagen ein Ende zu machen; sondern es erscholl vielmehr fast der ganze Erdkreis von dem unausstehlichen Gezänke über die Lehren der Gesellschaft, welche von den mehresten als solche verschryen wurden, die dem orthodoxen Glauben und den guten Sitten entgegen ständen; auch wallten häusliche und auswärtige Uneinigkeiten auf, und öftere Beschuldigungen ihres

2 Excomunicationis latae sententiae,

unersättlichen Durstes nach irdischen Gütern, ermüdeten die Ohren. Aus welchem allem sowohl jene überall bekannten Verwickelungen, die den apostolischen Stuhl in große Bestürzung und Ungemach versetzten, als auch die, von einigen Fürsten gegen die Societät ergriffenen Maaßregeln ihren Ursprung genommen haben. Welches dann den Anlaß gegeben, daß eben diese Societät, wenn sie je von Paulus V. unserm Vorfahrer, seel. Andenkens, eine neue Bestättigung ihres Instituts und ihrer Privilegien erhalten wollte, ihn zu bitten gezwungen war, daß er einige, in der fünften Generalversammlung eröffnete, und wörtlich in seinem, im Jahre Christi 1606 am 4ten des Septembers, hierüber gefertigten Breve enthaltenen Sätze genehmigen, und mit apostolischer Autorität bestätigen möchte; in welchen Sätzen oder Dekreten dann ausdrücklichst gelesen wird, daß sowohl die häuslichen Grollen und Spaltungen der Societätsglieder, als auch die von auswärtigen, gegen sie geführten, Klagen und Forderungen, die in ihrer Hauptzusammenkunft (in comitiis) versammelten Geistlichen der Gesellschaft vermocht haben, folgende Satzung zu entwerfen: „Da unsere Gesellschaft, welche zur Ausbreitung des Glaubens, und zu Gewinnung der Seelen „von dem Herrn erwecket ward, so gewiß als sie, durch „die eigenen wesentlichen Wirkungen ihres Institutes, „worin ihre geistliche Waffen bestehen, zum Nutzen der „Kirche, und zu Erbauung des Nebenmenschen, unter „der Fahne des Kreuzes, ihren Endzweck glücklich „erreichen kann; auch eben so gewiß alle dieses Gute „verhinderte, und sich den größesten Gefahren aussetzte, „wenn sie sich weltlichen Dingen unterzöge, die zu politischen und die Staatsverwaltung betreffenden Geschäf„ten gehören: so ward von unseren Oberen weislichst

„beschlossen, daß wir uns, die wir für Gott kämpfen,
„nicht mit anderen Angelegenheiten verhängen, welche
„mit unserm Berufe unverträglich sind. Weil aber
„unser Orden, eben in dem gegenwärtigen sehr gefähr-
„lichen Zeitlaufe, an mehreren Orten, und bey verschie-
„denen Fürsten (deren Liebe und Huldversicherung man
„doch, nach der Meynung des Vaters Ignatius heil.
„Gedächtnisses, des göttlichen Dienstes wegen, beybe-
„halten solle) vielleicht aus Vergehen einiger der Unsri-
„gen, oder aus Ehrfurcht, oder aus unbescheidenem
„Eifer übel berufen ist, und gleichwohl zur geistlichen
„Befruchtung ein guter christlicher Ruf (bonus Christi
„odor) unentbehrlich ist: so hat unsere Versammlung
„die Enthaltung von allem Scheine des Bösen, und
„die Vermeidung aller, auch nur aus falschen Muth-
„maßungen herrührenden Klagen für nöthig befunden.
„Daher wird in Kraft dieses Dekretes, allen den Unsri-
„gen mit vollem Gewichte, und scharf eingeprägt, sich
„in keine derley öffentliche Angelegenheiten (würden sie
„auch gleich dazu eingeladen oder gereizt) auf irgend
„eine Weise einzumischen, und sich weder durch Bitten,
„noch Zureden, von dem Institute ableiten zu lassen.
„Und um diesem Uebel mit desto wirksameren Mitteln,
„wo es nothwendig ist, aus dem Grunde abzuhelfen: hat
„die Congregation den Ordens-Definitoren aufgetragen,
„hierüber genaue Entschlüsse zu fassen, und Ziel und
„Maaß zu setzen.""

„Mit dem eindringendesten Leide unsers Herzens haben
wir aber befunden, daß sowohl die erwähnten, als noch
sehr viele ferner angewandte, Heilmittel fast ganz ohne
Kraft und ohne jenen wirksamen Eindruck gewesen,
welcher zu Hebung und Auseinandersetzung so mannich-
faltiger und großer Parteyverwickelungen, Beschul-

digungen, und gegen die oft erwähnte Societät eingekommene Anklagen, erforderlich ist. Eben so unwirksam ist alle dieses abgelaufen, als die vergeblichen Bemühungen unserer übrigen Vorfahrer, Urbans des VIII., Clemens der IX., X., XI. und XII., Alexanders des VII. und VIII., Innocentius des X., XI., XII. und XIII., und Benedikts des XIV., welche sich alle bestrebten, die so sehr erwünschte Ruhe der Kirche wieder herzustellen, und zu dem Ende eine Menge der heilsamsten Constitutionen verfaßten, die auf nichts anders gerichtet waren, als gegen jene weltliche Händel, so die Societät bey Gelegenheit der heiligen Missionen, und auch außer denselben, ganz ungebührlich getrieben; gegen jene unerträgliche Zwistigkeiten, und jene Aufwickelungen, welche sie wider die Bischöffe ihrer Provinzen, wider fromme Stiftungen, und alle Arten von Communitäten in den drey Welttheilen, Europa, Asia, und Amerika, zum großen Verderben der Seelen, und zum Erstaunen der Völker, mit Heftigkeit erreget hat; gegen jene ihre Auslegung und wirkliche Uebung verschiedener heydnischer Gebräuche, die sie, an einigen Orten, ungescheut, mit Hindansetzung jener Ceremoniäle getrieben, welche von der ganzen allgemeinen Kirche förmlich gutgeheißen sind; gegen ihre Anwendung und Auslegung jener Sentenze, so der apostolische Stuhl als ärgerlich, und der besten Sittenzucht offenbar schädlich, mit Recht verworfen hat; und endlich gegen die Vernachläßigung mehrerer, höchst wichtiger, zur Erhaltung der Lauterkeit der christlichen Lehre nothwendiger, in diesen Constitutionen enthaltener Gegenstände, aus deren unterlassener Befolgung nicht minder zu unseren Tagen, als schon in älteren Zeiten, sehr viel Verderben und Nachtheil, nämlich Gewirre und Tumult in einigen katholischen

Staaten, und Verfolgungen in verschiedenen Provinzen Asiens und Europens ausgebrochen; wozu noch jene niederschlagende Betrübniß kömmt, in welche unsere Vorfahrer versenket worden, unter welchen sich Pabst Innocentius XI. befand, der gezwungen war, der Societät die Einkleidung ihrer Novizen zu untersagen; und Pabst Innocentius XIII., der sie mit eben dieser Strafe bedrohte; und endlich Pabst Benedikt XIV., welcher eine Visitation der, in dem Gebiete unseres geliebtesten Sohnes in Christo, des allergetreuesten Königes in Portugal, befindlichen Häuser und Kollegien der Gesellschaft anzuordnen, für nöthig erachtete, wobey aber inzwischen weder der apostolische Stuhl einigen Trost, noch die Societät einige Abhülfe ihrer Gebrechen, oder die christliche Gemeinheit einigen Vortheil aus dem neuesten apostolischen Breve erhielt, welches vom Pabste Clemens XIII. seel. Andenkens, unserm unmittelbaren Vorfahrer, nicht so fast erwirket, sondern vielmehr (um uns mit den Worten unseres Vorfahrers Gregorius X., in dem oben angeführten allgemeinen Concilium zu Lyon, auszudrücken) erpresset worden, worinn das Institut der Gesellschaft Jesu ganz besonders zur Achtung empfohlen, und aufs neue approbiret wird."

„Nach so vielen heftigen Stürmen, und äußerst schweren Erschütterungen, hoffte nun ein jeder, der Rechtschaffenheit fühlte, es werde einmal jener so erwünschte Tag herabstrahlen, welcher der Tag des Uebermaaßes von Ruhe und Frieden seyn sollte. Allein da Clemens XIII., unser Vorfahrer, den Stuhl Petri verwaltete, zogen sich noch weit schwerere und trübere Ungewitter zusammen. Denn als sich Lärm und Klagen gegen die gemeldte Gesellschaft mit jedem Tage vermehrten, und sich sogar irgendwo die gefährlichsten Meute-

reyen, Gährungen, Zwieträchte, und solche Aergernisse aufbäumten, welche, bey Schwächung und gänzlicher Zerreissung des Bandes der Christenliebe, die Gemüter der Glaubigen in Trennung setzten, und sie mit Haß und Feindschaft gewaltsam entflammten: so sahe man, daß endlich die Sache einen solchen Grad von Schwürigkeit und Gefahr erstiegen, wobey selbst diejenigen, deren anstammende Gottseligkeit, und gegen die Societät, gleichsam von den Anherren erblich empfangene Freygebigkeit, beynahe in aller Menschensprache gepriesen wird, nämlich unsere geliebtesten Söhne in Christo, die Monarchen Frankreichs, Spaniens, Portugals und beyder Sicilien, gedrungen waren, die Gesellschaft aus ihren Königreichen, Gebieten und Provinzen zu entlassen und auszujagen; indem sie dieses für das einzige und äußerst noch übrige Mittel erkannten, welches ganz unentbehrlich wäre, um zu verhüten, daß sich die christlichen Völker nicht selbst, sogar im Busen der heiligen Mutter Kirche, einander verhetzten, aufböthen und zerstöhrten."

„Als aber diese unsere geliebtesten Söhne in Christo deutlich einsahen, daß dieses Mittel nicht dauerhaft, und zur Wiederversöhnung einer ganzen christlichen Welt nicht schicklich seyn könne: es werde dann die Gesellschaft selbst ganz unterdrückt und im Grunde vertilget: so gaben sie, zu diesem Ende, dem vorerwähnten unserm Vorfahrer, Pabste Clemens XIII. ihre Gesinnungen und Willen zu vernehmen, und verlangten, durch das Vermögen ihres Ansehens, und mit vereinigten Wünschen und Bitten, er möchte auf solche Weise der immerwährenden Sicherheit ihrer Unterthanen, und dem Heile der ganzen Kirche Christi aufs vorsichtigste Rath und Hülfe verschaffen. Jedoch der gegen alle Erwartung erfolgte

Hintritt dieses Pabstes, hat die Fortsetzung und Vollendung dieses Unternehmens völlig gehemmet."

„Daher sind dann uns, als wir, aus Fügung göttlicher Milde, eben denselben Stuhl Petri bestiegen, alsogleich die nämlichen Bitten, Begehren und Wünsche überreichet, und noch dadurch vermehrt worden, daß uns auch ähnliche Absichten und Herzensmeynungen vieler Bischöffe, und anderer, an Würde, Gelehrtheit und Glaubenseifer, besonders vorleuchtender Männer, zu gleichem Endzwecke, eröffnet wurden."

„Damit wir aber, in einer so schweren und so wichtigen Angelegenheit, den sichersten Entschluß fassen möchten: so hielten wir einen großen Zeitraum erforderlich, nicht nur um fleißig nachforschen, noch reifer erwägen, und aufs gründlichste überlegen zu können; sondern auch um durch vieles Seufzen und beständige Gebete, von dem Vater der Erleuchtungen, besondern Schutz und Beystand zu erflehen; so, wie wir auch dafür sorgten, daß uns, durch Geber und gute Werke aller Gläubigen, in diesem Anliegen, Gottes Hülfe ausgewirkt werde."

„Wir drangen unter andern mit unserer Erforschung dahin, welches wohl der Grund jenes so gemein durchgehenden Wahnes seyn möchte, als wäre der Orden der Clericorum der Gesellschaft Jesu, von der tridentinischen Kirchenversammlung mit einer gewissen Feyerlichkeit approbiret und bestätiget worden. Wir entdeckten aber, daß mit ihr in dem genannten Concilium nichts anders vorgegangen, als daß sie eine Ausnahme von Befolgung jenes allgemeinen Dekretes erhielt, welches, in Rücksicht der übrigen regulären Orden, verfüget, daß sie ihren Novizen, die nach geendigter Probzeit für tüchtig erkannt würden, das Gelübd abnehmen, oder im Gegentheile, dieselben aus dem Kloster fortschicken

sollen. Daher hat sich dann eben diese heilige Versammlung geäußert [3], daß sie nicht gesonnen wäre, etwas einzuführen oder zu verbiethen, wobey oder ohne welches, der besagte Orden der Clericorum der Gesellschaft Jesu, gemäß seines erbaulichen, von dem heiligen apostolischen Stuhle approbirten, Institutes um da minder dem Herrn und seiner Kirche dienen könnte."

„Durch so viel und nothwendig angewandte Mittel vorbereitet, und (wie wir gänzlich hierauf vertrauen) durch die Gegenwart und Eingebung des göttlichen Geistes geleitet, auch von unserer Amtspflicht selbst angefacht, finden wir uns äußerst gedrungen, die sämmtliche Christenheit mit Ruhe und Eintracht zu verbinden, sie gleichsam in unserm Busen zu erwärmen, zu stärken, und alles dasjenige, so weit es die Kräfte gestatten, ganz aus dem Wege zu schaffen, was dieselbe auch nur im geringsten benachtheiligen kann. Und da wir dann hierbey erkennen, daß die besagte Gesellschaft Jesu jene reichliche und ausgebreitete Früchte und Nutzbarkeiten, zu deren Erzeugung sie bestimmt, und von so vielen unserer Vorfahrer bestättiget war, nicht mehr hervorbringen mag; ja, daß die Wiederherstellung eines wahren dauerhaften Friedens der Kirche, so lange diese Gesellschaft aufrecht bleibet, kaum, oder wohl gar auf keine Art, möglich ist: so werden wir aus diesen, eben darum äußerst wichtigen, Ursachen bewogen, und auch aus andern, uns von den Vernunftgesetzen, und dem Begriffe der bestmöglichsten, uns obliegenden Verwaltung der Kirche, an Handen gegebenen, tief in unserm Herzen verwahrt bleibenden, Gründen, unwiderstehlich ange-

3 Sess. 25. c. 16. de Regular.

trieben; und folgen den Fußtapfen jener unserer Vorfahrer, hauptsächlich aber dem, bey Gelegenheit des allgemeinen Conciliums zu Lyon, von dem mehrerwähnten Vorfahrer Gregorius dem X. gegebenen Beyspiele, weil wir es dermal doch auch mit einer Gesellschaft zu thun haben, die sowohl in Ansehung ihres Institutes, als der Art ihrer Privilegien, in die Klasse der Bettelorden gehöret; und erlassen also mit reifem Bedachte, mit klarer Bewußtheit, und aus apostolischer Machtsvollkommenheit, den Ausspruch der Aufhebung der besagten Gesellschaft, wie wir dann auch wirklich diese Gesellschaft abschaffen und vertilgen; — vereiteln und abrogiren alle und jede ihrer Aemter, Ministerien, und Verwaltungen, Häuser, Schulen, Kollegien, Hospitalien, und was immer für Oerter, in welchem Lande, Reiche und Gebiete sie sich auch befinden, oder auf was immer für eine Art sie ihr zugehören mögen. Wir abrogiren und zernichten auch ihre Satzungen, Gebräuche, Gewohnheiten, Dekrete und Constitutionen, wenn solche auch gleich durch einen Eyd, durch apostolische Bestättigung, oder sonst auf irgend eine andere Weise bekräftiget sind. Welches sich dann auch von allen und jeden ihrer Privilegien, und allgemeinen sowohl als besondern Indulten verstehet, deren Inhälte wir in vorliegendem Breve, für ausführlich und deutlich benannt gehalten wissen wollen; also zwar, als wenn sie von Wort zu Wort, mit allen darinn befindlichen Formeln, irritirenden Klauseln, und mit was immer für Verstrickungen und Dekreten, demselben hier einverleibt wären. Daher erklären wir auch den Generalvorsteher, die Provinziale, Visitatoren, und alle andere Obere der besagten Societät auf immer für kassiret, und

aller, worinn immer bestehenden, Autorität gänzlich entsetzt. Und eben diese Autorität, und sowohl geistliche als zeitliche Jurisdiktion übertragen wir, nach ihrem ganzen vollkommenen Umfange, auf die Bischöffe der Provinzen, mit Rücksicht auf Maaß, Zufall und Personen, und unter jenen Bestimmungen, die wir nachher eröffnen werden. Gebieten anbey, durch gegenwärtiges Breve, daß ferner keiner mehr in die erwähnte Societät aufgenommen, oder einem die Annahme ihres Ordenskleides, und ihres Noviziates gestattet werde. Denjenigen aber, welche noch vor diesem Verbote dahin eingetreten, solle die Ablegung einfacher oder feyerlicher Gelübde, unter Strafe der zernichtenden Ungiltigkeit ihrer Aufnahme und ihrer Profeß, und unter noch andern von uns abhängenden Strafen, auf keinerley Weise vergönnet werden können. Ja, wir wollen sogar, gebieten und befehlen, daß diejenigen, welche jetzt wirklich als Novizen leben, gleich geschwind, unverzüglich, und mit thätigem Erfolge des wirklichen Austrittes, entlassen werden. Desgleichen gebieten wir, daß jene, welche die Profession der einfachen Gelübde abgelegt, bisher aber noch keine heilige Weyhung empfangen haben, nicht zu den höheren Weyhungen befördert werden sollen, zu deren Erlangung sie sich etwa des Vorwandes, ihrer, in der Societät schon abgelegten, Profession bedienen, oder sich auf die, dem tridentinischen Concilium widersprechende, dieser Societät ertheilte Privilegien berufen möchten."

Das päbstliche Breve, welches an den General des Jesuitenordens in Rußland, in Betreff der Wiederherstellung der Kollegien dieses Ordens in dem Königreich beyder Sizilien in lateinischer Sprache ergangen ist, lautet wie folgt:

Dem geliebten Sohn, Gabriel Gruber, Priester, Superior und Generalpräsidenten der Kongregation der Gesellschaft Jesu im russischen Reiche.

Pabst Pius der Siebente.

Geliebter Sohn, unsern Gruß und päbstlichen Seegen zum voraus. Mittelst eines Breve von 7. März 1801. hatten Wir auf Ansuchen des Durchlauchtigsten Paul des Ersten, damaligen Kaisers aller Reußen, aus gerechten Gründen bewogen, blos zu dem unten folgenden Zweck, in einem andern Breve Unsers Vorfahrers, Klemens des Vierzehenten, welches mit den Worten anfängt: Unser Herr und Heiland 2c. eine Abänderung getroffen, und den Einwohnern des russischen Reichs, welche sich in die neue Kongregation der Gesellschaft Jesu wollten aufnehmen lassen, die Erlaubniß ertheilt, sich in einen Körper zu vereinigen, die Sakramente mit Konsens der ordentlichen Bischöffe zu verwalten, die Jugend in den guten Sitten und in den schönen Künsten zu unterweisen, und unter der Leitung des damaligen Franciskus Kareu, Superiors und General-Präpositus dieser Kongregation, Unsers, und des russischen Reichs nach der Regel des heiligen Ignatius, die von Unserm Vorgänger Paul dem Dritten, ruhmwürdigen Gedächtnisses bestätigt worden, zu leben. — Nun hat jüngsthin Unser geliebter Sohn in Christo, der Durchlauchtigste Ferdinand, König beyder Sicilien, und von Jerusalem, Uns vortragen lassen, daß es seinem Ermessen nach, vorzüglich in den gegenwärtigen Zeitumständen, äußerst zweckmäßig und nützlich seyn würde, wenn die Jugend seines Reichs in guten Sitten, und in den wahren und heilsamen Lehren unterrichtet, und folglich nach dem Beyspiel des russischen

Reichs auch in seinen Staaten, die nämliche Gesellschaft Jesu nach der vom Pabst Paul III. genehmigten Regel des heiligen Ignatius wieder hergestellt würde, welche Regel den Gliedern dieses Ordens vorzüglich die Pflicht vorschreibt, die Jugend in den öffentlichen Schulen und Kollegien zu unterweisen und zu bilden.

Wir hielten es also für Unsere Hirtenpflicht, die Wünsche des besagten Königs Ferdinand, die auf das geistliche und leibliche Wohl seiner Unterthanen, vorzüglich aber zur Verherrlichung Gottes, und auf das Seelenheil der Gläubigen abzielen, gütigst zu genehmigen; und nach aller Ueberzeugung, und nach reiflicher Ueberlegung dehnen Wir nunmehr nach Unserer unumschränkten päbstlichen Gewalt Unser obiges für die russische Monarchie ausgefertigtes Breve auch auf das Königreich beyder Sicilien aus. In Folge dessen ertheilen Wir Dir, die Befugniß frey und ungehindert entweder durch Dich selbst, oder durch Unsern Sohn Gaetan Angiolini, Generalprokuratorn besagter Kongregation, innerhalb der Grenzen des Reichs beyder Sicilien alle diejenigen der Kongregation einzuverleiben, welche durch Unsere Autorität zu Petersburg, und im russischen Reiche besteht. Diese leben unter Deinem, und unter des zeitigen Generalpräpostus Gehorsam, nach der ersten Regel des heiligen Ignatius, die Unser Vorfahrer Paul der III. bestätigt hat, sie können unter Unserer päbstlichen Erlaubniß und Autorität innerhalb des Königreichs beyder Sicilien die Jugend in der katholischen Religion, in guten Sitten und Kenntnissen unterrichten, Kollegien und Seminarien verwalten, die Beichten der Gläubigen anhören, das Wort Gottes verkünden, die heiligen Sakramente ausspenden, alles mit Zustimmung ihrer ordentlichen Ortsbischöffe.

Wir vereinigen ferner besagte neue Mitglieder, die Häuser, Kollegien und Seminarien, die sie errichten, mit der im russischen Reiche bestehenden Kongregation der Gesellschaft Jesu, und nehmen sie unter Unsern und des apostolischen Stuhls unmittelbaren Schutz; wobey Wir jedoch Uns, und den römischen Päbsten, Unsern Nachfolgern, vorbehalten, dasjenige zu dekretiren, und vorzuschreiben, was Wir in dem Herrn zur festen Gründung besagter Gesellschaft, auch in Beziehung auf Unser Breve vom 7. März 1801, welches Wir hier ausdrücklich anführen, für dienlich erachten. Unser gegenwärtiges Breve soll künftig immer fest, gültig und wirksam seyn, und nach seinem ganzen Umfang und seiner innern Wirkung von denen, die es angeht, unverletzlich beobachtet werden. (Schließlich wird gesagt, daß alle andere päbstliche Verordnungen, und namentlich das Breve Pabst Klemens des XIV., in so ferne sie durch Gegenwärtiges keine Veränderung leiden, in ihrer Gültigkeit verbleiben).

Gegeben in Rom bey Santa Maria Maggiore unter dem Fischerring, den 30. Julius, Unsers Pabstthums im 5. Jahr.

Kardinal Braschi Onesti.

Ehe ich diese kleine Abhandlung über den Jesuitenorden schließe, muß ich noch einige Bemerkungen über die Nützlich- oder Schädlichkeit solcher Institute beyfügen.

Diese allgemeinen, über Staaten und Länder sich erstreckenden Gesellschaften können dreyerley Zwecke haben. Sie suchen entweder durch ihre Wirksamkeit ein altes System zu erhalten, oder ein neues einzuführen, oder rücken selbst mit dem Geiste der Zeiten fort. Das Erstere versuchten die Jesuiten, das Zweyte die Illuminaten, das Dritte die Pythagoräer. Um also über den

Nutzen oder Schaden eines solchen Ordens absprechen zu können, muß man zuvor entschieden haben, ob das alte oder neuere System das bessere sey. Am klügsten scheinen mir die Pythagoräer zu Werke gegangen zu seyn. Sie erhielten zu gleicher Zeit das Alte, wenn es ihnen nützlich schien, und führten das Neue ein, wenn es dem Zeitgeiste anpaßte. Ich halte daher dafür, daß der Pabst, wenn er ein solches Institut unserm Zeitalter nöthig hält, am besten verfahren würde, wenn er ihm den Geist eines verbessernden Ordens einflößte. Die Aufklärung ist unter den Menschen schon zu weit verbreitet, der Aberglauben zu offenbar geworden, als daß man ihn so leicht wieder in Achtung bringen könne. Die Jesuiten selbst sahen dies kurz vor ihrer Aufhebung ein, und machten manche dem Zeitgeiste entsprechende Veränderungen in ihrem Unterrichte. Jedes Zeitalter hat seinen eigenen Geist, seine eigenen Fortschritte, und wer diesen entgegen arbeitet, lauft Gefahr, sein eigenes System zu Grunde zu richten. Ist es doch einem Helden des Alterthums mit aller Gewalt seines Ansehens, und aller Feinheit eines Staatsmannes und Philosophen nicht gelungen, ein altes System wieder herzustellen, das seine Kraft verlohren hatte. Ich halte daher dafür, daß wenn die Jesuiten in unsern Zeiten nützlich werden sollten, sie unter einer andern Gestalt erscheinen müßten.

Wenn es in Europa oder der Christenheit eine Gesellschaft gäbe, deren Zweck wäre, das alte Gute zu erhalten, das neue Bessere zu befördern, üblen Eindrücken und Folgen vorzubeugen, die Bedrückungen und Anmaßungen zu zügeln, und den Ton in Wissenschaften und Sitten anzugeben; wenn die Glieder dieser Gesellschaft über alle Welt verbreitet, der Erziehung gewidmet, und von allem Privatinteresse unabhängig wären; wenn

ihre Häupter aus den Klügsten und Weisesten der Nationen, durch Prüfungsstufen auserlesen, als die Vorsteher und Repräsentanten derselben Kirche und Staat zugleich zu regieren verständen; wenn sie unter den verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnissen nur die allgemeinsten Religions- und Moralwahrheiten aufstellten, und so die Einigkeit unter Völkern und Gemeinden zu erhalten suchten: dann wäre eine Bestätigungsbulle derselben das heilsamste Werk, was ein christliches Oberhaupt thun könnte. Ihre Glieder würden sein Ansehen befördern, die Völker seine Worte segnen, und er als der gemeinschaftliche Vater aller Christen, ja Menschen, angesehen werden.

III.

Die Reisen der Päbste.

Von einem großen deutschen Geschichtschreiber

Mit Fortsetzung.

Agnosco rerum dominos gentemque togatam!

Virgilius.

Zu einer Zeit, wo alle Zeitungen ankündigen, der Pabst reise nach Paris, um den neuen Kaiser der Franken zu krönen, wird es nicht undienlich seyn, in diesen Staatsrelationen einer Schrift zu gedenken, welche im Jahr 1782, wo Pius VI. nach Wien gieng, erschien, und sowohl durch Gründlichkeit als kernhaften Styl den großen Schriftsteller nicht verkennen läßt, welcher die Geschichte der Schweizer und die Darstellung des Fürstenbundes schrieb. Sie erschien unter dem Titel: Reisen der Päbste; und ist zu merkwürdig, als daß ich nicht ganze Stellen davon hier anführen, und dabey die neuesten Reisen dieser Kirchenhäupter fortsetzen sollte.

Gleich in seinem Vorberichte sagt der berühmte Geschichtschreiber:

„Der heilige Stuhl, gegründet im höchsten Alterthum der ersten Kirche, wovon wir nicht genug wissen, erwarb noch unter den Heiden einen gewissen Glanz durch die Ehrfurcht aller Völker gegen Rom. Dazumal weiheten viele tugendhafte Prälaten ihre Tage dem Lehramte, ihr Vermögen den Armen, ihr Beyspiel im Leben und in den Martern der Nachwelt. Hundert und dreyßig Jahre lang verwalteten sie friedsam ihr geistliches Amt, bis Victor in einem eitlen Streite über die Osterfeyer die asiatischen Christen gebannet.

Nämlich seit jenem Siege der Horatier über Alba waren die Könige von Rom, alsdann Senat und Volk, hierauf die Cäsarn, und als alles untergieng, die Priester und Layen, der Adel und Pöbel dieser außer-

ordentlichen Stadt mit gleicher Herrschbegierde begeistert. Es können die sieben Hügel sich noch mehr erniedrigen, St. Peters wunderbarer Bau mag einst in Trümmer fallen, der große Obelisk in Staub und Splitter brechen; Rom, so lange Rom ist, wird wollen herrschen, und was man ohne Unterlaß will, das geschieht.

Als die Kaiser Christen wurden, sah man den heiligen Stuhl, obschon er nie von einem großen Gelehrten, wie Origenes, noch von einem großen Redner, dergleichen Johannes Chrysostomus, oder von einem tiefsinnigen Philosophen, wie Augustinus, besessen worden, durch bloßen Beytritt, jeder Parthey in der Kirche besonders Gewicht geben. In den Streitigkeiten über die unergründlichen Geheimnisse Gottes findet man bey den Päbsten weniger große Bewegungen als eine gewisse Würde.

Als die Kaiser im Schooße der Weichlichkeit, Roms, ihres Zepters und ihrer selbst vergaßen, war die Stadt Rom dem Pabste ihre Erhaltung schuldig."

Dann beginnt er mit der Reise des Pabstes Leo zum König der Hunnen (451), folgendermaßen.

„Diesseits der Teis, im Norden des Königreichs Hungarn, in einem sehr großen Flecken, in einem hölzernen Pallast, unter einer unzähligen Menge streitbarer ungesitteter Hirten und Jäger, wohnte Attila, König der Hunnen, der Ostgothen, der Gepiden, der mährischen, böhmischen, österreichischen, ja der meisten deutschen Völker. Er glaubte sich gebohren, alle Staaten zu erschüttern; er nannte sich die Geißel Gottes, den römischen Kaiser zu Konstantinopel nannte er seinen Sklaven. Er zog einher an der Spitze von siebenmal hundert tausend Mann; jedes Volk war unter der Anführung seines Königs; die Menge der Könige beobachtete, wie gemeine

Soldaten, den Wink des Attila; alles was er anzeigte, that jeder mit Furcht, ohne einigen Widerspruch: er selbst aber, Attila, der König der Könige, gab allen Befehl, und wachte für alle allein. Er zog einher voll Rachbegierde wegen einer verlohrnen Schlacht; er zog in Italien. Als die Stadt Aquileja ihren Widerstand mit schrecklichem Untergange büßte; als von Vicenza, von Monselice, von Pavia, von Mayland nichts übrig war als die rauchenden Trümmer, bereitete der barbarische Held in seinem Lager am Fluß Menzo der Stadt Rom seine Rache. Kein Kaiser, keine Legion, kein Senat unternahm die Errettung des Vaterlandes der alten Beherrscher der Welt.

Aber der Pabst Leo nahm den Bischofstab in seine Hand, und wagte sich in das Hunnische Lager. Er brachte rührende Vorstellungen für den König, und Geschenke für seinen Rath. Es wurde gesagt und geglaubt, Rom, von Gott beschirmt, könne nicht ungestraft eingenommen werden; Alarich habe dieses weiland erfahren, als er diese Eroberung wenige Tage überlebt; Athaulf sey in der Blüthe seiner Waffen gefallen. Also wurde Rom durch Leo gerettet.

Eben dieser Pabst beschirmte sie wider die Flammen Genserichs, Königs der Vandalen, dessen Wuth Karthago empfunden. Der ganze Adel und ein großer Theil des Volkes nahm die Flucht in das Gebirg, in die Felsenhöhlen und Wälder. Ganz Campanien, die Palläste, die berühmten Gärten und schönen Landhäuser der Scipionen, Luculli, M. Tullii und beyder Plinier brannten; Capua, die die Seele des größten Karthaginensers erweicht hatte, wurde durch diese neuen Afrikaner von Grund aus umgekehrt; verbrannt wurde Nola, die Geburtsstadt Augusti. Als nun Schwerdt und Feuer keine

Sache noch Person schonten, erhielt Leo durch Flehen und Geschenke, daß Rom nicht in einen Steinhaufen verwandelt würde.

Die Kaiser, umringt von Weibern und Verschnittenen, stritten indeß über beyde Naturen und beyde Willen in Christo, sie, die keinen Willen hatten. Wenn die natürliche Billigkeit entscheiden kann, so ist wahrlich der Pabst mit Recht Herr von Rom: denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr vorhanden"

Hierauf folgt die Reise des Pabstes Zacharias zu den Königen der Lombarden (743), worin folgende merkwürdige Stelle vorkömmt.

„Die Stadt Rom bekam häufige Nachrichten von den Eroberungen des lombardischen Königs, von seinen Zurüstungen, von seinem Plan, Italien seinem Zepter, seinen Sitten ganz zu unterwerfen. Es war für das menschliche Geschlecht ein großer Augenblick. Wenn es Luitpranden gelungen, wie man sich es versprechen konnte: so entstand weder des Pabstes weltliche Macht, noch das deutsche Kaiserthum, noch die Freystaaten Italiens, noch die Medicis, noch die Kriege der Sforza, noch Luther, noch der westphälische Frieden; sondern in Italien, welches zu allen Unternehmungen, für alle Nothwendigkeiten, für alles Vergnügen des Lebens fruchtbar genug ist, bildete sich eine zu Wasser und zu Lande gewaltige Macht: es konnte der Thron Cäsars hergestellt werden, wir aber blieben barbarisch."

Bey den Reisen zu den Königen der Franken ist letztere des Pabstes Leo III. zu Karl dem Großen besonders kernhaft beschrieben.

„Im Jahr siebenhundert neun und neunzig an St. Georgen Tag zog Pabst Leo der Dritte, nachdem er zu Rom in dessen Kirche die Litaney gehalten hatte, nach alter

Art mit allem Volke nach St. Lorenzen, oder der sogenannten Lucinakirche. Da brachen bey St. Silverii Kloster viele bewaffnete Männer hervor, ihn zu tödten. Das geschreckte waffenlose Volk ergriff die Flucht; Leo wurde gemißhandelt und verwundet, auf Anstiften und mit Hülfe zwey vornehmer Geistlichen aus der Verwandtschaft Hadriani, seines Vorwesers in der päbstlichen Würde. In der Nacht wurde er von einem königlichen Kammerherrn aus der Stadt gerettet; hierauf zog er zu Karln dem Großen, welcher zu Paderborn das eroberte Sachsen vertheilte. Vom Volk, vom Heer, vom Hof und König wurde er wie ein Apostel empfangen, von großen Prälaten, Herren und Räthen zurück nach Rom begleitet, und bey dem Ponte Molle von allen Römern unter dem apostolischen Panier, von allen edlen oder geistlichen Frauen, und von den Schulen der Franken, Friesen, Sachsen und Lombarden mit Liedern empfangen. Hierauf kam der König. Den Pabst wollte niemand anklagen, er trat auf den Stuhl St. Petri und schwur auf seine Unschuld.

An Weihnacht aber als bey St. Peter Erzbischöffe, Bischöffe, Aebte, Priester, Helfer, fränkische, lombardische und römische Große und Gemeine in sehr zahlreicher Versammlung die Geburt Christi begiengen; als nach der Messe der König vor dem Beichtstuhl aufstand, wurde er von dem Pabst als durch Eingebung des H. Geistes gekrönt. Es erschallte die Kirche von dem Zurufen alles Volkes: Karlen Augusto, von Gott gekröntem, großem und friedbringendem Kaiser von Rom Leben und Sieg! Also wurde von dem Pabst in dem 324sten Jahr nach dem Untergang Romuli Momylli das abendländische Kaiserthum hergestellt. Es erstreckte sich die Macht, worüber Karl wachte und

welche er zusammenhielt, von Salerno durch Italien und Frankreich nach Catalonien, dem friesischen Morast, Westphalen, der Elbe und Unstrut, an den Böhmerwald, an die Raab und über Dalmatien. Unumschränkt herrschte der Pabst eben so wenig als der Kaiser selbst; frey war er allenthalben, und auf ewig Herr der Stadt Rom, ihres Herzogthums, ihrer Dörfer und Gegenden auf dem Feld und im Gebürg.

Die Reisebeschreibung Gregorius VII. nach Canossa, will ich ganz hersetzen.

„Die fränkische Macht verschwand mit Karl, denn er war alles durch sich, die Nation alles durch ihn. Italien wollte zwey Herren, um keinen zu haben. Eine Universalmacht konnte der Pabst verhindern, aber nicht gründen [4]. Im zehenten Jahrhundert wankte der apostolische Stuhl mehr durch die Unklugheit als Wollustliebe einiger Päbste. Johann der Zwölfte [5], ein kühner, kluger Fürst, waffnete wider den König von Italien den König der Deutschen, wider diesen Konstantinopel und Hungarn. Allein die Gestalt und Standhaftigkeit, ja die Sprache der Deutschen (vor Stolz reden sie aus der Kehle [6], sagte Toscanella) schreckte das Volk. Die Römer schwuren, ohne des Kaisers Wahl und Willen keinen Pabst auf den heiligen Stuhl zu setzen, und eine Synode beraubte Johannem der Würde, weil er so lebe, daß keusche Ohren unkeusch werden, wenn sie seine Thaten hören. Von dem an behauptete der König der Deutschen die Schirmvogtey

4 Machiavèlli, Historie l. I.

5 Luitprand. Hist.; Amalr. Augerii; Pandulf. Pis., ut creditur, bey Murat.; Farfense.

6 Toto gutture.

der Kirche. Unter Nikolaus II. wurde von allen Prälaten der Stadt und Gegend [7] verordnet: wenn ein Pabst sterbe, sollen die Kardinäle einen andern wählen, die übrigen ihm gehorchen, auf daß der h. Stuhl nicht ferner von Layen erkauft, und heilige Rechte verrathen und verwahrloset werden; vorbehalten die Rechte Heinrichs Königs der Deutschen oder wer sonst vom Pabst persönlich zu einem römischen Kaiser gekrönt werde; beschlossen, daß kein Pabst Macht besitze, diese Verordnung zu verändern [8].

Also wurde der Cardinal Hildbrand aus dem Toscanischen, genannt Gregorius VII., unter großem Zulauf des Volks zum Pabst erwählt. Er, wie außer sich, wollte den Zuruf stillen, und weigerte sich der Würde. Da sprach Hugo Candidus: das ganze Volk weiß die Gefahren, woraus du die Kirche gerettet, und wie du sie erhöhet hast. Also indem er weinend um Lossagung bat, wurde die Wahl verlesen. Hierauf sandte er an Heinrich den Vierten, mit Bitte, er möchte die Wahl nicht bekräftigen; Heinrich aber verehrte seinen großen Geist, und freute sich seines demüthigen Sinnes.

Gregorius war in Rom auferzogen. Als Jüngling hatte er den deutschen Hof und in Frankreich die größten Prälaten gesehen. Er war standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet; streng in seinen Sitten: denn er hatte nur einen Gedanken: der Kaiser war streitbar und wollüstig. Jenem wurde von dem römischen Volke, welches alles Große bewundert und gern unterstützt, und noch mehr von den Mönchen, bey denen er gelebt hatte, in allem geholfen;

7 Suburbicam.
8 Im Farfense.

der Kaiser von den Großen gefürchtet, verlassen, bestritten, von Freunden, von Söhnen verrathen. Er wollte durch die germanischen Körper seine angestammte Hoheit vertheidigen, Gregorius mit römischem Geiste alle Nationen regieren.

Bald nach seiner Wahl erklärte der Pabst: er wolle die Kirche nicht länger von Simonisten und Hurern verwalten lassen. Simonisten pflegte man die zu nennen, welche bey Layen die Belehnung ihrer Pfründe erkauften, wie in dem apostolischen Wunderjahrhundert ein gewisser Simon um Wunderkräfte Geld geboten: Hurer wurden die verehlichten Priester genannt.

Die Seele ist nach der Meinung vieler alten Weisen ein Ausfluß des ewigen Lichtes, die Materie ist ihr Gefängniß. Orpheus nannte sie nicht anders; Plato gab ihm Beyfall; diese Lehre war in den Morgenländern alt, und wurde von Kirchenvätern angenommen. Die Beschauung des unsichtbaren Gottes hielten sie für ein Mittel, uns wieder in das Lichtmeer seines Wesens zu versenken: es gab Einsiedler und Mönche früher als Christen. Gegen den Leib trugen sie einen übertriebenen Haß, gegen ihn, das Werkzeug unseres Wissens, bis eine andere Gestalt uns über die thierischen Triebe erhebt. Aber dem sey wie ihm wolle, der Geistlichkeit schien eheloses Leben würdig, weil sie leibliche Neigungen vergessen sollte: doch wurde es nur angerathen und nicht anbefohlen. Viele heyratheten, weil ihre Seele nicht groß genug war, sie bis zu dem Grundsatz des ehelosen Standes zu erheben. Gregorius machte aus dem Rath ein Gesetz: das Jahrhundert bedurfte desselben; denn siehe wie die Zeiten waren!

Die Nationen folgten zweyerley Gesetz: vom Ganges bis an den Tajo, von dem tartarischen Gebürge bis in den

Sand Nubiens regierte der Koran; der mindere Theil der Erde verehrte den Gekreutzigten. Unter der Standarte des falschen Propheten stritten hundert Völker, vom Hirtenleben abgehärtet, entflammt von dem frischen Gedächtniß unglaublicher Triumphe, von südlicher Hitze, einem die Sinne schmeichelnden Glauben, bey ihnen wohnten die Wissenschaften, die Künste blüheten in ihrem Staate, ihre Seelen mögen wohl auch größer gewesen seyn als andere. Das Evangelium wurde von rohen Barbaren vertheidiget, von Fürsten ohne Kriegskunst, von getrennten Völkern, von Seelen kalt wie ihr Norden. Die Christenheit bedurfte eines Bandes.

Ein solches wurde der Kaiser. Die Deutschen und Lombarden, von seinen Vorfahren bezwungen, gehorchten, obwohl unwillig; die Reichsfürsten waren seine bloßen Statthalter. Dännemark fürchtete ihn; Böhmen, Polen und Hungarn bekamen von ihm Könige; Burgund hatte er unterworfen. Durch einen Bund mit Wilhelmen aus der Normandie, König in England, konnte er den schwachen Fürsten, welcher in Paris den verfallenen Thron Carls des Großen furchtsam besaß, unterdrücken.

Ein Joch konnte der Kaiser geben; eine Seele sollte die Christenheit haben. Kriegsgewalt unterdrückte die Völker, Gesetze, Gefühle; ausrotten kann sie und erstikken; erheben, begeistern kann sie nicht.

Also bereitete Deutschland für den Occident fast heilsam scheinende Fesseln: allein ein alter Priester (denn Gott wollte es), ein alter, kranker, gefangener, flüchtiger, verfolgter Pabst ohne Eisen, ohne Gold, ohne Land, gewaltig nur durch Seelenkraft, wurde Herr der Herzen und Entschlüsse aller abendländischen Völker,

allen gab er seine Seele; alsdann sprach er zu den Königen: bis hierher sollt ihr herrschen.

Diese Geisterverbindung, die er der Waffengewalt entgegen stellte, gründete er auf die vorgängige Verbindung der Clerisey und Mönche an den apostolischen Stuhl. Da verbot er die Simonie, weil die Priester nur von ihm fürchten und hoffen sollten; da gebot er das ehelose Leben, auf daß der Priester ganz Priester wäre; Kinder theilten die Sorgen der Hausväter; selten vergißt ein Verheyratheter alles für den Ruhm, alles für sein Corps. Genug Sterbliche wissen von ihrem Leben keine andere Spur zu lassen, als Kinder. Männer, die keine Mutter hätten als die Kirche, keinen Vater als derselben Haupt, welche in ihr und für sie lebten, deren Seele von der Sorgfalt für die Hierarchie verschlungen wäre, solcher Männer bedurfte die Zeit. Große Männer wurden so, den andern befahl es der Pabst [9].

Man sagt, Anshelm, Bischof zu Lucca, ein berühmter Prediger, habe um das Jahr 1056, aus Eifersucht wider die gelehrtern Priester der mayländischen Kirche, mit Landolph, einem ehrsüchtigen Geistlichen, und mit Ariald, einem Helfer von großen Gaben, und welcher die Weiber nicht liebte, verschworen, die mayländischen Priester, welche meist verheyrathet waren, als Hurer zu stürzen. Landolph und Ariald predigten das ehelose Leben. Vergeblich antworteten die Priester: Keuschheit könne niemand halten, dem sie nicht Gott gebe; Ariald nannte die Priesterschaft eine geistliche Verheyrathung an die Kirche. Bald wurde das Volk gewonnen; die Kirche St. Ambrosii wurde mit

9 Es giebt Verschnittene, welche die Menschen verschnitten haben; und es giebt Verschnittene, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmels willen. S. Matth. 19.

Aufruhr und Blut erfüllt; viele verheyrathete Geistliche wurden gemißhandelt, viele geplündert. Stephanus, damaliger Pabst, fühlte seinen Vortheil nicht eher als bis Hildbrand, noch als Cardinal, ihn lehrte, wie gut es wäre, wenn die Geistlichen den Großen um keine Beförderung für Kinder schmeicheln müßten. Bald wurde Anshelm von Lucca Pabst (Alexander II.), und übergab einem Ritter mit einem gesegneten Panier, die Rache des ermordeten Ariald, und über die Parthey des ehelosen Lebens den obersten Befehl: denn Mayland war in Waffen. Von diesem Ritter wurden muthige Jünglinge aus dem Adel und Volk bey stiller Nacht mit Lobsprüchen, Verheißungen und Geschenken gewonnen. Sie verbanden sich, keinen Erzbischof zu erkennen, der dem Pabst nicht angenehm wäre; ein solcher Erzbischof gab in den lombardischen Geschäften großes Gewicht. Also wurden unter dem Schein sie zu schützen, die Tafelgüter besetzt. Endlich unter dem Pabstthum Gregorii wurde Hatto Erzbischoff, diesen bestätigte der Pabst wider den Willen des Kaisers: da verbot er die Simonie und gebot eheloses Leben.

Der Kaiser wollte die angestammte Juvestitur behaupten. Für ihn war Maynz, für ihn Costanz. Mittel der Versöhnung wurden wegen der Standhaftigkeit Gregorii vergeblich versucht. Indessen wurde von Rudolphen, Herzogen zu Schwaben, und von Berchtolden, Herzogen zu Kärnthen (dem Stammvater der Kurfürsten von Baden) Oberdeutschland gewaffnet; es lagen die Sachsen gegen Heinrich in offener Fehde; das Reich zerfiel. Der Kaiser aber verlohr den Muth nicht, ließ den Pabst bannen, absetzen, und es ihm verkündigen. Doch der allgemeine Vater hieng nicht von dem Willen Eines Königs ab.

In St. Salvator zu Rom, saß der Pabst an der Spitze von Hundert und zehen Bischöffen; der Präfekt und Rath, viele Ritter und Edle, da sie den Vortrag des kaiserlichen Gesandten gehört, ergriffen ihre Schwerdter: der Pabst beschirmte ihn, sie bat er sehr: Taubeneinfalt und Schlangenklugheit mit einander zu vereinigen, der Feind Gottes rücke nun ins Treffen, ihnen komme das Nachschwerdt zu. Hierauf bannte er den Erzbischoffen von Maynz, als der die Deutschen von der Kirche trenne; mit ihm als Verräther des Heil. Stuhls diejenigen, welche die Synode von Worms, und Vernichtung der apostolischen Bullen unterschreiben würden; endlich den Kaiser selbst, welchen er nach der Macht St. Peters, vom Reiche der Deutschen und Italiens entsetzt, weil, wer die Ehre der Kirche mindern will, seine Ehre verlieren soll. Wohlan denn, sprach der Pabst in vollem Ornat an der Spitze der versammelten Väter vor den Gräbern St. Peters und Pauls, wohlan denn, geheiligte Fürsten der Apostel, unterstützet euren Diener, auf daß jedermann erfahre, daß ihr die Macht habet, im Himmel und auf Erden zu binden und aufzulösen, Kaiserthümer, Königreiche und was die Menschen haben, zu vergeben, daß du Petrus bist. Viele baten für den Kaiser: Gregorius aber sprach, Frieden wollen wir ihm geben, wenn er mit Gott Frieden hält. Er schrieb den Reichsfürsten große Klagen. Die Deutschen wankten; wer in Jahr und Tag nicht aus dem Bann kam, war aller Würden beraubt.

Endlich erklärten sie dem Kaiser, wenn er sich dem Pabst unterwerfen wolle, so wollten sie diesen bewegen, zu ihnen über die Alpen zu kommen. Der Kaiser wollte die Vergebung der Sünden lieber in Italien holen, aus Furcht vor des Pabstes Gegenwart unter mißvergnügten

Reichsfürsten. Aber diese hielten die Päße besetzt; auch wurden viele vom Winter versperrt. Endlich am Genfersee wurde der Kaiser durch Adelheid von Suze, Margräfin zu Piemont (welche dieses Land an Savoyen brachte) empfangen; er soll durch Geschenke an Amadeus, ihren Sohn, damals die savoyische Macht vermehrt haben [10]. Als er über den Mont Cenis gekommen, begab sich der Pabst auf Canossa, eine durch Natur und Kunst feste Burg der Gräfin Mathildis von Este, welche um Rom, an der adriatischen Bucht, und in der Lombardey viele Schlösser und Städte in ihrer Gewalt hatte.

Man weiß, wie der König von Deutschland, Burgund und Italien drey Tage und Nächte des Hornungs baarfuß in einem Bußkleid vor diesem Schloß um Vergebung seiner Sünden gebeten. Der Pabst hielt für wichtig, daß ein so unerhörter Sieg offenbar wäre, doch diese Strenge wurde für übertrieben gehalten. Endlich wurde Heinrich nach dieser Versicherung aufgenommen: ich der König, will über die Klagen der geistlichen und weltlichen Fürsten des deutschen Reichs, und anderer, die ihnen darinn Beyfall geben, in einem von dem H. Vater bestimmten Ziel nach dessen Rath und Urtheil mich gütlich oder nach Recht mit ihnen vertragen; ihm, seinen

10 Nach Tschudy, gab er ihm das Land Wadt, Herzogthum Chablais, und über Maurienne die Reichsvogtey. Allein eben dieser Kaiser übertrug alle seine Herrschaften in der Waadt, Burkarden, Bischof zu Lausanne Chron. episcop. Lausannens. MSC.), und Guichenon (H. de la maison de Sav.) der nur auf das Land Bugey vermuthet, stimmt mit Lamberten von Aschaffenburg besser überein.

11 Laneis indutus.

12 Gravitas, Pandulph.

Gesandten, und wer zu ihm will, gebe ich auf beyden Seiten der Alpen, und wo er will, Schirm und Geleit.

So kühn gebrauchte Gregorius der Zeit, stiftete aber die Hierarchie und Reichsfreyheit: er gab der zerstreuten Geistlichkeit ein Band; viele tausend Menschen, die keine Macht hatten als Worte, erhob er aus dem Staub in hohen unverletzbaren Rang; und er erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die deutschen Provinzen gelegt. Es ist eine unwiderstehlich scheinende Macht, welche auf angestammter Waffengewalt beruhet; er brach sie. Eine andere Macht beruhet auf des Geistes Kraft und Muth: die war seine Waffe, diese gab er den Großen. Zwey oder drey müssen Gregorium verdammen, die andern sehen gern, was der Mensch vermag wider zufällige Uebermacht."

Die Reisen der Päbste nach Frankreich und Venedig 2c. sind nicht minder kernhaft und mit feinen Bemerkungen geschrieben, und verdienen eben so, wie die vorigen gelesen zu werden. Ich will davon aber nur der Kürze wegen folgende Stelle anführen, weil sie den Geist der päbstlichen Politik so treffend schildert.

„In diesen großen Unruhen stieg ein Genueser aus dem gräflichen Hause von Lavagna auf den apostolischen Stuhl. Derselbe, Namens Innocentius IV, bot Frieden an, floh aber nach Frankreich, weil kein guter Frieden erwartet werden konnte, so lang der Kaiser den Kirchenstaat besaß. Innocentius, dessen Seele die Verhältnisse aller Nationen umfaßte (einem norwegischen Fürsten gab er die bestrittene Krone, ließ den Zar krönen, in Liefland, in Preußen und Litthauen das Christenthum verkündigen, und schickte Gesandte an den seldschukischen Sultan zu Cogni, an den Fürsten der Moslemin zu Bagdad und an den großen mogolischen

Chan), dieser Pabst berief die Christenheit in die Stadt Lyon. Vor den versammelten Vätern, vor dem konstantinopolitanischen Kaiser, vor den Gesandten der Kronen Frankreich, Spanien und England und vielen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren des römischen Reichs wurde der Kaiser angeklagt, nicht nur der verletzten Immunitäten, sondern zumal, daß er das Christenthum stürzen wolle und Mosen, Christum und Mohammed weise Troubadours und glückliche Betrüger nenne. Nach Anführung vieler alten Beyspiele, wurde er mit größter Feyerlichkeit aller seiner Kronen verlustig erklärt. Von den Deutschen wurde er verlassen; die, welche auf die Trümmer des Throns die Unabhängigkeit gründeten, erwählten den Landgrafen von Thüringen zum König [13].

In sehr schweren Krankheiten war der Pabst nach Lyon gezogen, in großen Stürmen zur See, zu Land in größerer Noth wegen der feindlichen List, im Wintermonat über das Alpengebürg. Ueber alle Mühseligkeiten erhob ihn sein Geist, welchem ganz Europa zu klein war, so daß er auch die Seele Asiens werden wollte. Seine Städte, Burgen und Schätze (zweymal hunderttausend Mark hat er wider den Kaiser gebraucht) vergaß er für sein Pabstthum, für jene unsichtbare Kette, wodurch er die Seelen aller Christen an den Stuhl der Apostel schloß. Daher unterlag der hundertjährige Thron der großen Hohenstaufen, der furchtbarste unter allen Kaisern, mit aller angestammten Gewalt und eigenen Kunst, er unterlag dem fliehenden Innocentius.

13 Curbio; Bern. Guidonis; Conc. Lugdun.

Weiland fühlten Hungarn, Böhmen, Polen, Dännemark, Frankreich, Burgund und Italien die schwere Hand germanischer Kaiser. In Europa waren sie gewaltig, im Reich waren allein sie groß, die Fürsten unterwürfig, die Völker ihre Knechte. Nun erhoben viele Herren und Städte ihre Macht; Germanien wurde freyer, und Europa gesichert. Jeder deutsche Fürst, jedes deutsche Volk faßte den Muth, groß durch sich zu seyn: denn alles Gute und Große in dem Kaiserthum drängte und verlor sich nicht in eine unermeßliche Hauptstadt; jedes Land bekam ein oder mehrere beträchtliche Städte, die die Gegend beseelten und für den Fleiß Vereinigungspunkte wurden. Die Ehre, das Gut und Leben deutscher Männer fiel nicht unter die Willkühr eines Monarchen, der Viele nie sah, der (wenn auch ein guter Fürst) nur einige Menschen aus Millionen hören konnte, dessen Statthalter aber, jeder in den Zielen seiner Verwaltung, die deutschen Lande als große Pachte, zu seinem eigenen Gewinn betrachtet haben würde. Das Reich wurde nicht von vielen allgemeinen Gesetzen gedrückt: jedes Land bekam seine Gesetze nach seiner Bedürfniß. Die Cäsarn alter Zeit, Sklaven der Leibwache, fielen als Opfer gieriger Soldaten: den Kaisern der Deutschen wurde Thron und Leben durch die Theilnehmung ihrer Fürsten gewähret. Gewähret wurde durch die Theilnehmung von ganz Europa die germanische Freyheit, weil diese Verfassung die Freyheit von Europa gewährt.

Gregorius, Alexander, Innocentius, erhoben einen Damm wider einen Strohm, der dem Erdboden drohete. Hier baueten ihre Vaterhände die Hierarchie, und neben ihr die Freyheit aller Staaten. Ohne diese konnte Rom durch die Rescripte eines einzigen

fallen; ohne jene war nicht möglich, allen Völkern einerley Gedanken einzugeben. Ohne den Pabst war die Kirche gleichwie ein Heer, dessen Feldherr erschlagen worden ist: Maynz, Trier, Cölln, die geistliche Bank, die Domcapitel würden es empfunden haben. Ohne die Hierarchie hatte Europa keine Gesellschaft, welche (geschähe es auch wegen ihres eigenen Vortheils) über den allgemeinen Vortheil unaufhörlich wachen müßte.

Von dem an war eine Freystatt wider den Zorn der Potentaten: der Altar; es war eine Freystatt wider den Mißbrauch des priesterlichen Ansehens: der Thron; und in dem Gleichgewicht lag öffentliches Wohl.

Von dem an konnte jeder seinen Herrn wählen unter mehreren Fürsten: so lange die Welt einem einzigen diente, war Freyheit nur, wo Cato sie fand."

Zum Beschluß sagt der neue Tacitus:

„Die militärische Gewalt war in den Händen der Fürsten, die Kirche hatte eine moralische Macht. Auf daß diese jener ein Gleichgewicht halte, wurde Hierarchie und Immunität erfordert: jene, weil Ordnung Stärke giebt, weil ohne den Pabst, ohne Erzbischöffe und Ordensgenerale die Kirche ein unbehülflicher Haufen gewesen wäre; diese war nöthig: wer wollte ohne Immunität einem Fürsten sagen: Du bist der Mann des Todes [14]! Die Kirche weiß nichts von Waffen, sollte sie also auch nicht fühlen. Würde war nothwendig, und Glanz war gut, aber Gold erweckte Neid; besser ist, in den Herzen derer herrschen, die das Gold haben.

Zufolge solch einem Plan haben die großen Päbste alter Zeiten sich selbst an die Spitze der Christenheit, und neben sich in langer Ordnung die Clerisey gestellt;

14 2. Samml. 12. 7. rc.

hierauf die Macht in Schranken gehalten, die Niedrigkeit empor gehoben, indessen sie Rom selten, den Kirchenstaat fast nie besessen.

Sie lebten in finstern Zeiten, welche uns aber alles gegeben, was wir nutzen, und anstatt blutiger Trümmer und morastiger Wälder viele kraftvolle Staatskörper auf uns hinunter gesandt haben. Vorher, als der Imperator auch der erste Pontifex war, war die ganze gesittete Welt in Schande, Barbarey, Tod und Ruin verfallen; aus keiner andern Ursache, als weil, bezaubert von den Tugenden des Dictator Cäsars, die Römer einem einzigen Menschen über Millionen, beydes in göttlichen und menschlichen Dingen, unumschränkte Obergewalt gelassen, ohne zu bedenken, daß ein Tiberius kommen könne.

Reise zu Kaiser Joseph II. 1782.

Joseph II. hatte die Meinung, daß nichts so sehr seinen Erbstaaten geschadet habe, als der Aberglaube, und blinde Gehorsam, worin sie seit undenklichen Zeiten durch die Hierarchie gehalten wurden. Im Eifer seines Reformationsgeistes erschütterte er mächtig die Gewalt der Geistlichen; sein Beyspiel wurde in andern katholischen Staaten befolgt; der ganzen Kirche stund eine neue Reformation vor.

Wenn der thätige Monarch blos die alten Vorurtheile abgeschafft, und die übertriebene Macht der Geistlichkeit mit Glimpf untergraben hätte, würden seine Reformen bald tiefe Wurzel gefaßt haben: allein er griff mit monarchischer Gewalt alle Mißbräuche und Gebräuche zugleich an, und brachte dadurch seine eigenen Völker auf.

Unter solchen Umständen begab sich Pabst Pius VI. nach Wien zu einem Regenten, dessen Vorfahrer die eifrigsten Verfechter seines Stuhles waren. Der Kaiser empfieng ihn mit Ehrerbietung, aber nicht ohne Stolz. Sein Minister drückte ihm nur freundschaftlich die Hand, da ihm sonst Könige die Füße geküßt hatten; das Volk aber erhielt seinen Seegen mit Andacht und Enthusiasm.

Er redete für das Wohl der Kirche und Geistlichkeit; gab Proben seiner Demuth und Nachgiebigkeit; hielt mit großem Pompe den öffentlichen Gottesdienst, und kehrte fast ohne Anschein von Wirksamkeit nach Rom zurück.

Joseph hatte die Genugthuung, einen Pabst an seinem Hofe zu sehen, dessen Vorfahren die Kaiser auf den Knieen rutschen ließen. Er setzte ungehindert seine Reformen fort. Die Geistlichkeit schien gedemüthigt.

Zu der Zeit kam in Wien eine Schrift heraus unter dem Titel: Was ist der Pabst? Sie griff mit Heftigkeit die bisher in der österreichischen Monarchie anerkannten Vorrechte des Oberhaupts der Kirche an; und kein vorzüglicher katholischer Schriftsteller wollte sie widerlegen. Da trat ein großer protestantischer Geschichtschreiber auf, und vertheidigte die Verdienste der Päbste wenigstens politisch, da es ihm sein Glaubensbekenntniß nicht zuließ, es theologisch zu thun.

„Was ist der Pabst?

Man sagt, er ist nur ein Bischof. Eben so wie Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, Ludwig XVI. ein Graf zu Paris, der Held von Roßbach und von Leuthen einer von Zollern.

Man weiß, welcher Pabst Carln den Großen zum ersten Kaiser gekrönt: wer hat aber den ersten Pabst gemacht?

Ein Bischof war der Pabst. Und er war der heilige Vater, der oberste Priester, der große Caliphe [15] aller Königreiche und Fürstenthümer, aller Herrschaften und Städte in dem Land gegen Abend, welcher die wilde Jugend unserer Staaten durch Gottesfurcht gezähmt.

Bittend, etwa daß eine Anzahl Menschen ihre althergebrachten Güter behalte; bittend, etwa daß die Kirche von ihrem obersten Hirten (Vater und Kinder) nicht getrennt werde; versuchend, ob unter dem Gerassel der Waffen unsers Jahrhunderts die Könige auch noch hören oder nur Gott, weit entfernt von aller Furchtbarkeit, gewaltig nur durch Segen, ist er noch heilig in den Herzen vieler Millionen, groß bey Potentaten, die das Volk ehren, der Besitzer einer Macht, vor der in siebenzehn hundert Jahren von dem Hause Cäsars bis auf den Stamm Habsburg viele große Nationen und alle ihre Helden vorüber gegangen: das ist der Pabst.

Als Cäsar ganz Gallien erobert, Britannien, Germanien, den Pontus gesehen und geschreckt, in Spanien, Thessalonien, Aegypten und Afrika gesiegt, die Welt und Rom bezwungen hatte, und ersiegt, was mancher gewünscht, wurde er von Cicero einst besucht. Als er nun hörte, daß Cicero im Vorzimmer den bequemen Augenblick erwarte, seufzte Cäsar (gut und groß) und rief aus: Wie kann ich mich geliebt glauben, wenn solch ein Mann warten muß [16]!“

15 Ibn Abulfeda, Fürst von Hamath, nennt ihn so.
16 Cic. ad Attic. XIV. 1. 2.

Joseph II. achtete nicht auf diese Warnung. Er fuhr rastlos fort, seine Reformen durchzuführen. Er setzte sich über den Einfluß der Geistlichkeit, die Vorrechte des Adels, die Heiligkeit der Friedensschlüsse und Reichsgesetze hinaus; und die Niederländer empörten sich, die Ungarn standen auf; die Türken drängten ihn; die Preußen drohten. Er gab nach und starb.

Jetzt ist das Ansehen des Pabstes in Oesterreich wieder so geehrt, als zu den Zeiten der frommen Marie Therese.

Künftige Reise des Pabstes zu Napoleon nach Paris den 20. Brumaire d. J.

Die französischen Revolutionärs giengen noch weiter als Kaiser Joseph. Dieser wollte die Kirche nur reformiren, jene warfen die ganze Hierarchie, ja den römischen Stuhl und alle Religion übern Haufen. Pabst Pius VI. ein alter ehrwürdiger Greis, und geachtet durch seine Wohlthaten und getragene Würde, mußte aus Rom wandern, und wurde als ein Gefangener und Kranker unter dem Spotte leichtsinniger Menschen nach Frankreich gebracht, wo er kümmerlich das Ende seiner Tage fand.

Nicht nur Katholiken, sondern eifrige Protestanten und Philosophen mißbilligten dieses Verfahren. Man wünschte allgemein eine religiöse Moral zurück.

In diesen Umständen nahete sich der neuerwählte Pabst dem neuerwählten Regenten der französischen Republik ungefähr unter folgenden Vorstellungen: „Es leuchte nun aus allen Ausbrüchen der Revolution hervor, daß das gemeine Volk ohne Religion ein wüthen=

der Haufe ausgelassener Thiere würde. Die Gesetze haben keine Kraft, die Regierung kein Ansehen, die Obrigkeiten keinen Gehorsam, und die Verfassung keine Stetigkeit. Die Franzosen wären von jeher an sinnlichen Gottesdienst und monarchische Formen gewöhnt gewesen; und mitten in den Stürmen der Revolution habe sich diese Nationalneigung nicht verläugnet. Die Vernunftfeste, welche man ihnen gegeben habe, wären ohne herzliche Theilnahme, und die republikanischen Anstalten ohne Wirksamkeit geblieben. Das Schicksal Frankreichs, ja der ganzen Christenheit läge nun in seinen Händen. Er könne seiner Nation Ordnung und Ruhe, den Gesetzen Religion, und der Welt den Frieden geben. Ihm als Menschenkenner und Beherrscher käme es zu, eine Religion herzustellen, deren Einführung der Wunsch des beynahe größern Theils des Volks wäre. Er würde dadurch die Folgsamkeit der Priester, die Achtung der Klügern, die Liebe der gemeinen Leute erhalten. Die Thronen der Welt wären jederzeit durch das Priesterthum gesichert oder gefährdet gewesen; wollte er den seinigen befestigen, so müßte er ihn von dem Oberhaupte der Kirche heiligen lassen."

Napoleon hatte schon vermuthlich lange zuvor sich selbst diese Vorstellungen gemacht. Er verschaffte dem Volke Gottesdienst und Ruhe wieder, der Kirche und dem Pabste ein Konkordat, Europa den Frieden, dem Staate eine monarchische Verfassung, und sich eine neue Krone.

Der neue Kaiser beruft nun selbst den Pabst nach Paris, um sich von ihm krönen zu lassen. Bey dieser Ceremonie könnten wohl folgende Bemerkungen gemacht werden;

In der bürgerlichen Gesellschaft gab es von jeher zwey Dinge, welche das Volk geheiligt haben wollte: nämlich das Symbol der öffentlichen Gewalt, und das Symbol der öffentlichen Moral. Der klügere und aufgeklärtere Bürger wußte wohl, daß jene nichts anders als der Inbegriff des gemeinen Willens, diese der Inbegriff der gemeinen Vernunft sey. Er würde ohne alle positive Anstalten und Gesetze doch gerecht und vernünftig handeln; da aber der größere Theil der Menschen zu den feinen Abstraktionen der Vernunft nicht aufgelegt ist, so hat man beydes, entweder durch Personen oder Symbole versinnlicht, und so seiner Verehrung und Achtung aufgestellt. Der oberste Regent eines Staates und der oberste Priester einer Religion ist daher, weil hier das Symbol auf Personen übertragen wurde, jederzeit im Staate geheiligt gewesen.

Die Bundeslade der Israeliten war zwar aus keinem andern Holze verfertiget, als so viele andere Laden und Gefäße, welche die Bequemlichkeit des gesellschaftlichen Lebens nöthig gemacht hatte: allein sie wurde darum als heilig angesehen, weil darin die Gesetze des Staates (oder der allgemeine Volkswille) und die Gesetze der Religion (oder der allgemeinen Moral) verwahrt waren. Eben so weiß auch der gemeinste Mann, daß ein Priester oder Regent ein Mensch so gut, als er, ist. Allein da jener als der Verkünder der öffentlichen Moral, dieser als der Träger der öffentlichen Gewalt geachtet werden muß: so will das Volk selbe auch geheiligt wissen. Man hat daher auch in dem europäischen Staatensysteme beyden keine personelien, sondern abstrakte Benennungen gegeben. Man heißt den Pabst nicht: du Heiliger!

sondern **Jhro Heiligkeit**; und einen Kaiser oder König nicht: du Majestätischer! sondern **Jhro Majestät**. Denn beyde stellen öffentlich keine Personen, keinen **Pius** oder **Napoleon**, sondern die **Gemeinde**, die Heiligkeit der Kirche und die Majestät des Volkes vor; und in so weit kann sie ein jeder vernünftige Mensch auch als geheiligt ansehen, weil er das Ganze in ihnen verehrt.

Bey allem dem aber müssen die Gesetze sowohl der Kirche als des Staates so festgestellt seyn, daß die Heiligkeit nicht in eine geistliche oder weltliche Despotie ausarte. Es ist daher gut, wenn die Kirche auf den Staat, und der Staat auf die Kirche wachsam ist. So war es von jeher üblich. Der Pabst kontrollirte die Könige, die Könige den Pabst. So viel Einfluß auch jenem durch das neue Konkordat in der französischen Kirche eingeräumt ist, so darf er doch nichts Wichtiges in dem geistlichen Regimente vornehmen, ohne zuvor die Genehmigung der Regierung erhalten zu haben; und so mächtig und erhaben der neue französische Kaiser sowohl durch seine Würde als eigene Verdienste seyn mag, so muß er sich doch, wie der gemeinste Bürger, vor dem **Symbol der allgemeinen Moral** niederknien, und seine magische Wirksamkeit auf die Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft anerkennen. Prunkvoll und mit abstechenden Auszeichnungen schreibt das kaiserliche Ceremoniendekret die Rangordnung und Ehrenbezeugungen den verschiedenen Ständen vor; aber kein Abschnitt desselben ist auffallender, als welcher die Ehrenbezeugungen gegen das Hochwürdigste enthält.

Jn den Städten, wo religiöse Ceremonien außerhalb den, dem katholischen Gottesdienste gewidmeten Gebäu-

den Statt haben, müssen die Wachen und Posten, wenn das Allerheiligste vor ihnen vorbeygetragen wird, unter Gewehr treten, präsentiren, aufs rechte Knie niederfallen, und mit der rechten Hand den Hut berühren; das Spiel wird gerührt; der Offizier und die Fahne grüßen das Hochwürdigste. Die Wachen und Posten zu Pferde sitzen in diesem Falle auf, ziehen den Sabel, stoßen in die Trompete, Offiziere und Standarten grüßen. Begegnet das Allerheiligste Truppen auf dem Marsche, so müssen sich diese in Reihen ordnen, und sich nach der angeordneten Vorschrift betragen. Bey den Prozessionen bilden die Truppen eine doppelte Reihe: 2 Kompagnien Grenadiere begleiten das Allerheiligste, die Gensdarmerie geht zwischen den öffentlichen Beamten und den übrigen Menschen, und die Artillerie giebt 3 Salven.

Ueberhaupt kommt es in solchen Dingen nicht sowohl auf die Nahmen und Ceremonien an, welche man dieser oder jener öffentlichen Anstalt und Person beylegt, sondern auf die ächte Bedeutung ihrer Gewalt und Pflicht, welche nur in festen bestimmten Gesetzen zu finden ist. Dem Robespierre durfte jeder Sanskülotte sich mit bedecktem Haupte nähern, und mit einem gemeinen Du entgegen schreyen, und doch war er ein Tyrann; und dem deutschen Kaiser muß jeder Große das Knie beugen, obwohl er der eingeschränkteste Monarch in ganz Europa ist.

Wenn man die Sache aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, so ist es allerdings klug, wenn der Pabst nach Paris geht, um den neuen Kaiser zu krönen, und wenn Napoleon den Pabst zu sich ladet, um sich krönen zu lassen. Da die Katholiken nicht, wie die Protestanten, die Heiligkeit der Bibel, und die Franzosen nicht wie

die Israeliten, die Heiligkeit einer Bundeslade allein für hinlänglich halten: so ist es natürlich, daß der oberste Priester und der oberste Regent sich beyde vor dem Volk erheben. Möge der Himmel diese Ceremonie doch so leiten, daß dadurch die Heiligkeit der öffentlichen Moral, und die Heiligkeit der öffentlichen Gesetze in Allem befördert werde!

IV.

Die Reisen der Gelehrten.



Während dem die Päbste nach Frankreich gehen, die neue Ordnung der Dinge zu heiligen, reisen viele deutsche Gelehrten nach Rußland, um dort Wissenschaften in Aufnahme zu bringen. Frankreich und Rußland scheinen jetzt nicht nur in politischen, sondern auch religiösen und litterarischen Dingen die Welt unter sich zu theilen. Jenes bedarf der Ordnung und Religion, dieses der Freyheit und Aufklärung. Jenes sucht die Einschränkung, dieses die Beförderung wissenschaftlicher Kenntnisse. Jenes wünscht sich aus Blendung und Uebermaaß des Lichtes einen Schatten wieder, dieses in der Weite seiner ehemaligen Finsterniß, ein neues Licht. Frankreichs Monarch ladet die Geistlichen ein, um die durch Sophisterey zerrüttete Ordnung wieder herzustellen; Rußlands Kaiser die Gelehrten, um seinem Volke Unterricht zu geben.

Eine eigene Auswanderung deutscher Professoren, fand bisher zu den neuerrichteten oder umgeschaffenen Universitäten nach Rußland Statt. Was sich in Dorpat versammelte, ist bekannt genug. Für andere Universitäten wurden deutsche Gelehrten engagirt, die indeß noch nicht einmal abzureisen genöthigt waren. In Dresden lebt ein Professor, der für Kasan angeworben ist, und so lange mit vollem Genuß seines Gehalts noch in seinem jetzigen Aufenthaltsorte verbleiben darf, bis die Universität dort eingerichtet seyn wird. Wilna macht große Anerbietungen. Charkow in der Ukraine ist auch noch nicht organisirt, obschon Professoren dafür aus Deutschland auf dem Wege sind. Am sichersten gieng man wohl bey der alten, schon trefflich eingerichteten Uni-

versität Moskau. Auch dahin wandert eine deutsche Kolonie von Gelehrten. Der Professor Matthäi in Wittenberg gieng zum zweytenmal dahin ab. Am stärksten war der Zug dahin von Göttingen. Da der diesfalsigen Verhandlungen in mehreren öffentlichen Blättern zum Theil unrichtig Erwähnung geschehen ist: so verdient folgende authentische Nachricht, die Meiners in die Göttingischen gelehrten Anzeigen (Nro. 70.) vor einigen Monaten einrücken ließ, auch hier wiederholt zu werden. „Schon vor länger als einem Jahr erhielt der Hofrath Meiners von Sr. Excellenz dem geheimen Rath von Muravjeff in Petersburg den Auftrag, bey mehreren hiesigen und auswärtigen Gelehrten im Namen der hohen Schule zu Moskau anzufragen, ob sie geneigt seyen, auf dieser neu zu organisirenden Universität Lehrstellen unter gleich ehrenvollen und einträglichen Bedingungen anzunehmen. Ordentlichen Lehrern wurden 2000, außerordentlichen 1500 Rubel angeboten. Alle ordentliche Lehrer auf den russischen hohen Schulen erhalten nicht nur den Titel und Rang von würklichen Hofräthen, sondern selbst den erblichen Adel. Nach den neuesten Nachrichten sind den ordentlichen Lehrern in Moskau auch freye Wohnung und freyes Holz bewilligt. Wir kennen keine Universität in Deutschland, wo für die Wittwen und Waisen von Professoren so reichlich gesorgt wird, als auf den russischen Universitäten. Zu den ersten Gelehrten, welche die ihnen gemachten Anträge annahmen, gehörten Professor Reinhard in Kölln, und die Doktoren Ide und Reuß in Göttingen. Jener ward zum ordentlichen Lehrer der Philosophie und philosophischen Geschichte, diese zu außerordentlichen Professoren der Mathematik und Chemie bestellt. Die drey genannten Gelehrten

verließen Deutschland schon im Herbst, kamen glücklich in Petersburg an, und fanden in ihrem neuen Vaterlande eine Aufnahme, die alle ihre Erwartungen überstieg, und für diejenigen, die nach ihnen kommen sollten, höchst ermunternd war. In diesen Tagen reisete Professor Grellmann von hier nach Moskau ab. In wenigen Tagen oder Wochen werden ihm von hier aus die Professoren Cappel und Hoffmann, von Mainz aus Professor Fischer, folgen; Professor Buhle erwartet täglich seine Vokation. Professor Cappel macht zuvor eine kleine Reise nach Paris, denkt aber im August auch in Moskau einzutreffen [17]. Die Unterhandlungen mit mehreren deutschen Gelehrten außer Göttingen werden lebhaft fortgesetzt. In nicht gar langer Zeit wird die Universität eine so große Zahl von berühmten und verdienstvollen Gelehrten besitzen, dergleichen sich schwerlich irgend eine andere hohe Schule außer Deutschland, und selbst nicht viele deutsche hohe Schulen, rühmen können. Die Universität zu Moskau wird es nie vergessen, daß sie dieses Glück dem erleuchteten Eifer ihres eben so einsichtsvollen als edlen Kurators, des Herrn von Muravjeff, verdankt. Selbst der Eifer dieses und anderer Staatsmänner, die in dem hohen Schulrathe zu Petersburg sitzen, würde wenig haben ausrichten können, ohne die beyspiellose Freygebigkeit, womit Alexander I. alle höhern, mittlern und niedern Lehranstalten seines unermeßlichen Reiches neu schafft, oder wieder herstellt. Wenn die Vorsehung diesem von seinem Volke angebeteten Monarchen ein so langes Leben verleiht, daß er das angefangene Gute ausführen und fest gründen kann, was alle Freunde der

17 Er ist auf der Reise, die er durch Frankreich und die Schweiz gemacht hatte, in Konstanz gestorben.

Wahrheit und Tugend inbrünstig wünschen müssen; so wird er als Beförderer nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten, der erste in der alten und neuern Geschichte werden." „In der That, schreibt ein zuverläßiger Beobachter aus Petersburg, kann nichts Glücklicheres und Segenvolleres gedacht werden, als ein solcher Fürst auf einem solchen Throne. Der Charakter seiner Regierung theilt sich allen Klassen des Volkes mit. Urbanität, Humanität, Milde, und Beförderung jedes Guten sind Gegenstände des allgemeinen Wetteifers geworden. Es macht unserm Vaterlande Ehre, daß man auf die neuen oder neueingerichteten russischen Universitäten so viele deutsche Gelehrte ruft. Nicht weniger ehrenvoll ist es, daß unser Vaterland so viele hoffnungsvolle oder verdienstvolle Gelehrte abgeben kann, ohne selbst Mangel zu leiden. Diese Thatsache ist einer der stärksten Beweise der außerordentlichen Verbreitung wissenschaftlicher Kultur über alle Theile von Deutschland."

V.

Kaiser Julian

und

die Spottschriften.

Si malum feci, testimonium perhibe de malo, si bonum, cur me caedis?

Unter den berühmten Männern des Alterthums ist in alten und neuern Zeiten keiner mehr gelobt und getadelt, aber weniger begriffen worden, als der von Glaubigen und Unglaubigen zugleich verkannte Kaiser Julian. Dieser sonderbare Regent wird von der einen Seite als ein Gottloser, als ein Abtrünniger, von der andern als das Muster eines guten Fürsten aufgestellt, aber Beyde mißkennen seinen Charakter.

Es war nicht Haß gegen wahre Aufklärung und das Christenthum, welcher ihn in seinen Unternehmungen leitete, sondern er sahe, daß bey allen den schönen Worten und erhabenen Grundsätzen, welche die Christen zu seiner Zeit im Munde führten, doch die Religion, die Sitten und der Staat täglich mehr verfielen. Die Christen waren nicht mehr jene heroischen Bekenner, welche die Vorschriften ihres Glaubens auch durch Thaten und den Tod bekräftigten, von denen die Apostelgeschichte sagte: Aller Glaubigen sey nur Ein Herz und Eine Seele. Sie zeigten sich vielmehr, nach den eigenen Worten der Kirchenlehrer und Kirchenskribenten, als intrigante Ehrgeizer, als herrschsüchtige Vorsteher, als schaamlose Verläumder, ja als einander zerfleischende Thiere. Julian haßte nicht das Christenthum, wie es in unsern Tagen der oberflächliche Voltäre und nach ihm Friedrich II. Julians Verehrer, gehaßt hatten: denn man hielt zu seiner Zeit die Christen für eine Sekte von Philosophen und Aufgeklärten. Er wollte nur darum die alten Gebräuche und Meinungen wieder herstellen, weil er sie als ein Begeisterungsmittel zu

jenen Thaten ansahe, welche die Staaten zuvor so groß und blühend gemacht hatten.

Drey Mittel wandte er an, um seinen Zweck zu erreichen: Schwärmerey, List und Gewalt. Er ließ den alten Gottesdienst wieder in seinem schönsten und glänzendsten Gewande erscheinen; er erhob die alte Tapferkeit und Vaterlandsliebe durch Siege und Belohnungen; er verdrängte die neuen Meinungen durch Beseitigung aller derjenigen, welche sie lehrten. Der Pfeil von der Hand eines Unbekannten abgedrückt, vereitelte alle seine Bestrebungen.

Wenn ich den Charakter und die Absichten dieses Helden aus dem Gesichtspunkte betrachte, so kömmt es mir öfters lächerlich vor, wenn ich unsere sogenannten Aufgeklärten dem Voltäre nachbeten und den Julian als den Schützer der Philosophie und des Unglaubens preisen höre. Ich bin vielmehr überzeugt (und der seelige Herder hat mir auch meine Ueberzeugung gebilligt), daß wenn dieser Kaiser in unsern Tagen gelebt, und alle die bösen Folgen der bey der französischen Revolution so übel angewandten philosophischen Grundsätze gesehen hätte, er den verfallenen Aberglauben des Mittelalters mit eben der Wärme und Feinheit hergestellt haben würde, als er es mit dem Heidenthum versuchte. Ja eben die Aufgeklärten, welche ihn jetzt so sehr loben und preisen, würden ihn als einen listigen Verfolger, als einen Heuchler, als einen Obskuranten darstellen, und einen neuen Mysopogon hervorbringen.

Es war in den letzten und verdorbenen Zeiten der römischen Republik besonders üblich, seinen Unmuth durch Spottschriften auszulassen. Aber nicht alle Regenten waren so fein und witzig, Spott mit Spott erwiedern zu können. Julian rächte sich zwar nur durch

einen Mysopogon und seine Cäsare [18], aber seine Vorfahren haben öfters die grausamsten Verfolgungen angewandt, um solche Produkte zurück zu halten.

Nichts ist auch einer guten Sache, welche man erhalten oder eingeführt wünscht, schädlicher und selbst für den Urheber gefährlicher, als Schmähschriften gegen Mächtige. Der Angegriffene wird dadurch aufgebracht und mißtrauisch, der Freund der Wahrheit von ihm verscheucht, das Gute zurückgehalten; und die Sache eher verschlimmert, als verbessert. Welcher Mensch ist unempfindlich gegen die gute Meinung des Publikums, selbst wenn er mächtig ist?

Ich habe oft Großen mündlich die Wahrheit gesagt, und in meinen Schriften gewiß eine große Freymüthigkeit geäußert: allein da ich mich gerne in den Grenzen der Bescheidenheit halte, und selten personellen Tadel anbringe, so fand ich eher Achtung und Liebe, als Haß oder Verfolgung bey ihnen. Ein Mächtiger wünscht sogar öfters, die Wahrheit zu erfahren; nur muß es mit dem seiner Würde zukommenden Anstande geschehen.

So lange ein Staat in der gemeinen Ruhe regiert wird, machen Schmähschriften weniger Eindruck, weil der Gewalthaber nicht gefährdet ist: allein sobald große Veränderungen und gefährliche Kollisionen eintreten, wird man immer solche Produkte schärfer geahndet finden. Ein jeder Mächtige, wenn er Geist hat, weiß wohl selbst, daß alles Menschliche beschränkt sey, und entdeckt seine eigene Schwächen am ersten: allein wenn

18 Er sagte sogar einsmals seinen Höflingen: Ich würde stolz wegen euren Lobeserhebungen werden, wenn ihr auch das Herz hättet, mich zu tadeln, wenn ich übel handelte.

er sieht, daß Haß, Parteywuth oder versteckter Neid aus öffentlichen Schriften hervorleuchtet; so kann er leicht seine Großmuth vergessen, und das zu einer Zeit wirklich für gefährlich halten, was er zu einer andern nicht einmal geachtet hätte. Ich will diese Behauptung durch die Geschichte und eigenen Worte eines der größten Geschichtschreiber bestätigen lassen.

Als Brutus und Cassius gefallen waren, und der Staat nun keine Kriege mehr führte; da Pompejus bey Sicilien aufs Haupt geschlagen, Lepidus entwaffnet, Antonius ermordet, und selbst der Julianischen Partey kein Anführer mehr übrig war, als Cäsar Augustus; so legte dieser den Triumvirtitel ab, schien als Konsul mit der vollsschützenden Tribunengewalt zufrieden, und zog endlich unter dem Titel eines Imperators alle Gewalt an sich.

Die Legionen gewann er durch Geld, das Volk mit Getreide, Alle durch die Süßigkeit des Friedens.

Diese neue Lage der Dinge war auch den Provinzen nicht zuwider; da ihnen die Regierung des Senats und Volks wegen den Kämpfereyen der Mächtigen oder der Habsucht der Staatsbedienten verdächtig war, und die Gesetze, seitdem Drohung, Schmeicheley und zuletzt Erkaufungen sie unwirksam gemacht hatten, niemand mehr schützen konnten.

Also war bey völlig veränderter Lage der Republik nichts mehr von den alten Einrichtungen übrig, als die Namen der obrigkeitlichen Aemter. Die jungen Bürger waren seit dem Siege bey Actium, der ältern viele während der Bürgerkriege gebohren. Wer lebte noch, der die vorige Verfassung gesehen hatte?

So lange Augustus noch bey guten Kräften war, und sich selbst, sein Haus und den Frieden befestigt hatte,

war Alles ohne Furcht und in der schönsten Ordnung. Die Staatsverwaltung gieng regelmäßig, die Armeen schützten das Reich, das Volk genoß der Ruhe, und die Künste und Wissenschaften blüheten, und erreichten eine Höhe, welche man in den Annalen von Rom noch nicht gekannt hatte. Sobald ihn aber Alter und Krankheit kraftlos machten, und mit seinem Ende sich neue Aussichten zeigten, so gabs nur Wenige, welche noch von den Vorzügen der Freyheit schwätzten: Mehrere scheuten den Krieg: Andere wünschten ihn auch, aber bey weitem der größere Theil beschäftigte sich mit Ausstreuung allerley schiefer Urtheile über die künftige Regierung.

Es ist nichts elender, als ein Volk, welches mit seiner Regierung nicht zufrieden ist, und sich doch, in Schwäche und Entnervung versunken, keine bessere geben kann. Da drängt es sich in heimliche oder öffentliche Gesellschaften zusammen. Hört die Urtheile und Kannengießereyen seiner Schwätzer an, hofft, wünscht, verdammt, und sucht endlich, da es nicht mit Würde seine Beschwerden an den Thron zu bringen wagt, seinen Unmuth durch Schmähschriften auszudrücken. Der Regent wird nun aufgebracht, mißtrauisch, wachsam. Er behauptet zuerst durch Verbote, dann durch offenbare Gewalt sein Ansehen: und da auch dadurch das gute Vernehmen nicht hergestellt wird, geräth zuletzt Regierung und Unterthan in den fatalsten Zustand der Spannung und Furcht. Willkühr, Gewalt, Bedrükkung ist die Folge solcher unnützen Aeußerungen.

So sehr auch Tacitus das Andenken des Tiberius wegen seiner künftigen Grausamkeit brandmarkt, so muß man doch bekennen, daß er zu Anfang seiner Regierung eine sehr vortheilhafte Seite gezeigt hatte. Er ließ sich, selbst nach dem Bekenntnisse dieses berühm-

ten Geschichtschreibers, zu dem Volke herab, hielt strenge auf Gerechtigkeit und ihre Vollstreckung, gab scharfe Gesetze gegen den Luxus und die Ausschweifungen der Großen, und schien rechtschaffene Bürger um sich zu lieben. Er schlug, wie Tacitus wörtlich sagt, den Namen Vater des Vaterlandes, den ihm das Volk mehrmalen aufgedrungen hatte, aus; gab auch nicht zu, daß auf seine Aussprüche der Eid abgelegt wurde, obgleich der Senat dafür stimmte. „Kein Mensch, sagte er, könne wissen, was ihm begegnen würde; und jemehr ihm von dem Glücke zugewiesen würde, in desto größerer Gefahr wäre er."

Diese offenbaren Thatsachen beweisen doch deutlich, daß Tiberius die Absicht hatte, den Staat gut zu regieren; und es ist nicht zu vermuthen, daß er aus eigner Laune so schnell von den Aeußerungen eines guten Regenten zu jenen eines der grausamsten Tyrannen übergegangen sey. Die Ursache dieser so auffallenden Veränderung muß daher ehender in dem verdorbenen Geiste des Volks, als in seinen Maximen aufgefunden werden. Wir wollen es versuchen, diese Behauptung mit den eignen Worten des Tacitus darzuthun.

„Schon bey seiner Thronerhebung, sagt der Geschichtschreiber, rannten die Senatoren, die Vornehmsten und die Adelichen gleichsam wetteifernd zu ihrem neuen Herrn; und je vornehmer einer war, desto mehr eilte er, und legte jede Miene in Falten, um nicht vergnügt über den Tod des alten Regenten, aber auch nicht mißvergnügt über den Antritt des neuen zu scheinen. Ein schändliches Gemisch von Thränen und Freudensbezeugungen, von Klagen und Schmeichlerlob! Diese Zeiten waren so verderbt und so ekelhaft niederträchtig durch

die Schmeicheleyen der Großen, daß nicht blos die Ersten des Staates, sondern auch alle Konsularen, ein großer Theil der ehemaligen Prätoren, und viele von den gemeinen Senatoren mit einander weteiferten, um nur die niederträchtigsten und übertriebensten Vorschläge zu thun. Es wird daher erzählt, Tiber habe, so oft er aus der Versammlung gieng, die griechischen Worte ausgerufen: O ihr Elenden! die ihr zur Sklaverey gebohren seyd: so sehr ekelte auch denjenigen, welchen sie selbst zum Tyrannen gemacht hatten, die verächtliche Duldsamkeit dieser knechtischen Menschen an.

Was aber die Zeiten noch verderblicher machte, fährt Tacitus fort, war, daß selbst die Ersten des Senats, theils öffentlich, theils heimlich die niederträchtigsten Angebungen ausübten. Den C. Silanus, welcher Proconsul in Asien war, klagten Mamercus Scaurus, ein Konsular, Junius Otho, ein Prätor, und Bruntedius Niger, ein Aedil an. Hispo fieng eine ganz neue Lebensart an, welche hernach das Elend der Zeiten und die Frechheit der Menschen berühmt gemacht hat. Arm, unbekannt und unruhig, wußte er sich erst durch verborgene Schriften der Grausamkeit des Fürsten gefällig, dann einem jeden vornehmern Manne gefährlich zu machen, wodurch er sich denn bey jenen Gewalt, bey Allen Haß erwarb, und ein Beyspiel gab, welches Mehrere befolgten, aus Lumpen Reiche, aus Verachteten fürchterliche Leute wurden, und erst Andern, dann sich selbst den Untergang bereiteten.

So elend waren die Zeiten, als Tiber das Gesetz der beleidigten Majestät wieder einführte, das zwar dem Namen nach die Alten schon hatten, aber andere Gegenstände vor Gericht zog: nämlich Schändungen der Majestät des römischen Volkes, durch Verrathereyen

in den Armeen, durch Aufwiegelungen des Pöbels zum Aufstande, oder durch schlechtes Verhalten in den Staatsämtern. Es klagte nur Handlungen an, Reden giengen frey durch. August war der erste, welcher unter dem Vorwande dieses Gesetzes, auch wegen Schmähschriften Untersuchungen anstellen ließ. Hierzu bewog ihn der Frevel des Cassius Severus, welcher angesehene Männer und Weiber durch muthwillige Spottschriften beschimpft hatte. Auch den Tiberius hatten Spottgedichte auf ihn und seine Mutter aufgebracht, als er dem Prätor Pomponius Macer, der ihn fragte: ob die Gerichte wegen der beleidigten Majestät sollten gehalten werden? zur Antwort gab: Man müsse die Gesetze in Vollziehung bringen. Hierauf erzählt Tacitus die Veranlassung dieser Strenge, und setzt hinzu: Es wird nicht unnütz seyn, wenn ich die ersten Versuche solcher Beschuldigungen und Anklagen erzähle; damit man sehe, wie und wodurch sich diese abscheuliche Gewohnheit eingeschlichen, dann wieder erstickt, und zuletzt mehr als jemals wieder emporgekommen sey, und keines Menschen verschont habe.

Denn es galt hernach kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr. Das Schändlichste wurde ungestraft gelassen, und Ehrlichkeit führte zum Untergange. Haß und Furcht verführten Sklaven gegen ihre Herren, Pflegkinder gegen ihre Vormünder, und wem's an Feinden fehlte, den stürzten seine Freunde. Adel, Reichthum und Ehrenstellen wurden als Verbrechen angesehen, und die Tugend als der sicherste Weg zum Elende. Selbst die Weiber waren nicht einmal von dieser Gefahr ausgenommen: diejenigen, welche man nicht der Staatsverbrechen beschuldigen konnte, wurden wegen Thränen angeklagt. So ist eine alte Matrone Vitia, die

Mutter des Fusius Geminus, hingerichtet worden, blos weil sie den Tod ihres Sohnes beweint hatte. Man kann es noch in den Geschichten lesen, daß Arulenus Rusticus und Herennius mit dem Tode bestraft wurden, weil jener den Pätus Thrasea, dieser den Priscus Helvidius gelobt hatte; ja die Wuth erstreckte sich nicht nur über diese Schriftsteller, sondern selbst über ihre Schriften, indem man sie den Triumvirn übergab, damit die Denkmäler dieser vortrefflichen Köpfe öffentlich auf dem Markte verbrannt würden. Man glaubte nämlich die Stimme des römischen Volkes, die Freyheit des Senats, und das Bewußtseyn des ganzen menschlichen Geschlechtes austilgen zu können; so daß, nachdem man die Lehrer der Weltweisheit verjagt, und alle nützlichen Kenntnisse ins Elend getrieben hätte, nichts Rechtschaffenes mehr übrig bliebe.

Wir haben wahrhaftig ein groses Beyspiel der Geduld gegeben: denn wie unsere Väter den höchsten Grad der Freyheit gesehen hatten, so wir die höchste Stufe der Sklaverey, indem uns durch Staatsinquisitionen sogar das Reden und Hören verboten ist; ja wir hätten mit der Sprache auch unser Gedächtniß verlohren, wenn wir so leicht vergessen als schweigen könnten."

So schildert Tacitus den Zustand eines Volkes, das seine Niederträchtigkeit nur durch Spottschriften zu beschönigen wußte, und eben dadurch diejenigen gegen sich aufbrachte, welche es doch selbst zu Tyrannen gemacht hatte.



VI.

Das Oesterreichische Kaiserthum

und seine politische Lage und Verfassung.

F o r t s e t z u n g.

Populus inter germanos nobilissimus, quique magnitudinem suam malit justitia tueri; sine cupiditate, sine impotentia, quieti secretique, nulla provocant bella, nullis raptibus aut latrociniis populantur. Idque praecipuum virtutis ac virium argumentum est, quod, ut superiores agant, non per injurias assequuntur. Prompta tamen omnibus arma, ac si res poscat, exercitus plurium virorum equorumque; et quiescentibus eadem fama.

Tacitus.

I.

Von den auswärtigen Verhältnissen der österreichischen Monarchie.

Manchem Staatsmanne wird es wohl paradox scheinen, wenn ich behaupte, daß das Haus Oesterreich, nach seiner jetzigen politischen Lage, weit mächtiger, und zu großen Unternehmungen aufgelegter sey, als zu den Zeiten Karls V. und Philipps II., wo es halb Europa beherrschte, und die Sonne in seinen Staaten nicht untergieng. Damals, man muß es bekennen, kam zwar der österreichischen Monarchie kein Reich an Menge der Unterthanen, Weitschichtigkeit der Länder und Größe der Würden bey. Sie schien die alte Welt zu verschlingen, die neue zu erschüttern: allein eben darum trug sie auch in ihren eigenen Eingeweiden den Saamen ihrer Schwäche und ihres Falles. Die verschiedenen Provinzen waren zu weit von einander entlegen, die Völker an Sitten und Gesetzen ungleich und im Widerspruche, und das Ganze von Innen durch gefährliche Aufstände, von Außen durch mächtige Feinde getrennt. Die ungeheure Masse glich einer umgekehrten Pyramide, wovon ein schwaches Steinchen oft die Grundveste war.

Jetzt hat dieses durchlauchtigste Haus zwar viele seiner vorigen Länder, in einigen Staaten auch seinen ehemaligen Einfluß verlohren; dagegen sind seine Staaten vortheilhaft gerundet, die gefährlichen Punkte zurückgezogen, mit größern Einkünften und Armeen gestärkt,

und bey dem Staatenbunde Europens gleichsam in die Mitte gestellt worden, wodurch es, auf allen Seiten geachtet, gesucht, gefürchtet, nicht nur seine eigenen Vortheile besser nachzusuchen, sondern auch das Gleichgewicht zu erhalten im Stande ist.

Man sagt, daß schon Kaiser Joseph II., die Abnahme des deutschen Kaiserthums voraussehend, den Gedanken gefaßt habe, nach dem Beyspiele der russischen Czaare, seine Staaten zu einem erblichen Kaiserthume zu erheben; und wenn zu der Zeit je eine europäische Fürstenfamilie zu einem solchen Unternehmen berechtiget zu seyn schien, so war es die österreichische. Ein jeder unabhängige Staat hat zwar das Recht, seinem Regenten einen Titel beyzulegen, welchen er seiner Größe und politischen Bedeutenheit wegen für den schicklichsten hält; allein nach den in Europa bisher gewöhnlichen Sitten und Gewohnheiten (man könnte sogar Völkerrechten sagen) verstand man unter dem Kaisertitel eine über die übrigen Regenten hervorragende Würde, oder wenigstens eine Stelle, welche zur Regierung mehrerer Königreiche und unabhängiger Staaten angesetzt sey. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtete auch der berühmte Leibniz dieselbe, und sagt ausdrücklich: daß ihr bey allen Angelegenheiten, welche die ganze Christenheit, oder die europäischen Staaten gemeinschaftlich beträfen, die Direktion, das jus advocatiae, und die Oberbefehlshaberstelle zukömme [19].

Man sahe daher auch das Kaiserthum nicht als eine nur Einer Fürstenfamilie angehörige Würde an, sondern sie war jederzeit unter den europäischen Mächten wahlbar, und die Kurfürsten, welche entweder selbst Königskronen

19 De jure suprematus ac legationum Principum Germaniae.

trugen, oder doch einen königlichen Rang hatten, konnten sie einem jeden christlichen Regenten zutheilen. Man weiß aus der Reichsgeschichte, daß auch spanische und englische Prinzen Kaiser wurden, und daß nach dem Tode Maximilian I. der König von Frankreich, Franz I., sich als Kronkompetent herausgestellt, und die Kurfürsten nicht die goldene Bulle, sondern die Furcht bewogen habe, ihm seine Bitte zu versagen.

So lange diese Grundsätze in Europa anerkannt, und die deutschen Kaiser als die ersten Regenten der Christenheit angesehen waren, hat das Haus Oesterreich, zufrieden mit seiner eigenen Macht und der ihm meistentheils zugefallenen obersten Würde im deutschen Reiche, die alten Titel seiner verschiedenen Staaten beybehalten. Da ihm aber jetzt, sowohl von Rußland als Frankreich zwey große Beyspiele von Rangerhebungen gegeben wurden, so glaubte es, es sich und der Größe und Verschiedenheit seiner Staaten schuldig zu seyn, statt des prekären Titels eines deutschen Wahlkaisers, jenen eines erblichen einführen zu müssen.

Es beherrscht sieben Königreiche, über zwölf Herzogthümer und Grosfürstenthümer, und eine große Menge Fürstenthümer und Grafschaften ꝛc. Der bloße Königstitel würde also die gemeinschaftliche Oberherrschaft über so viele Länder nicht gehörig ausgedruckt haben. Man wählte daher jenen eines Kaisers, welcher bisher die Regentschaft über mehrere Reiche andeutete.

Wenn man die Veranlassung betrachtet, welche Rußland und Frankreich bey Errichtung ihrer Kaiserthümer genommen haben, so scheinen beyde Mächte mehr durch Umstände und besondere Vorfälle, als durch die alten in Europa üblichen Grundsätze dazu bewogen worden zu seyn. Rußland fühlte seine Größe, und wollte

den alten uneuropäischen Titel der Czaare in jenen eines unter den Europäern üblichern eines Kaisers verwandeln, ohne sich um die Oberherrschaft über verschiedene unabhängige Staaten zu bekümmern. Auch Frankreich fühlte seine Macht und Größe: und da man kurz zuvor das Königthum abgeschafft hatte, so suchte man, mehr nach altrömischer als neueuropäischer Sitte, den Titel eines Empereur (Imperators), obwohl Frankreich wie zuvor eine einzige untheilbare, und nur Einer Regierung unterworfene Republik blieb. Der Regent von Rußland nennt sich kurzweg Kaiser aller Reussen, so wie der französische Kaiser der Franzosen; nur die österreichischen Monarchen ließen ihre Staaten in ihrer vorigen Unabhängigkeit, und setzten über ihre verschiedenen Titel, als König von Ungarn, Böhmen, Dalmatien, Kroatien ꝛc., nur einen obersten Haupttitel: erblicher Kaiser von Oesterreich. Sie wollten nämlich eine Oberherrschaft über mehrere Reiche ausdrücken. Bey diesem solennen Akte waren auch nicht nur die Stände und Vorsteher einer Nation oder eines Reichs, wie in Rußland oder Frankreich, sondern die königlich Ungarische, Böhmische, Oesterreichische und Siebenbürgische ꝛc. Kanzleyen und Repräsentanten zugegen.

Diese neue Staatsverwandlung hat nur auf Rang und Namen Bezug; die Hauptsache aber, welche wir hier zu bemerken haben, sind die wichtigen Veränderungen, welche durch den letztern Krieg in Rücksicht der Macht und Vortheile der österreichischen Monarchie vorgiengen. Wir wollen auf die erste Grundlage derselben zurückkehren.

Das Haus Oesterreich hat sowohl seine vorige als jetzige Macht zuerst seinen großen Regenten, dann einem

sonderbaren Glücke zu verdanken, was es selbst in den gefährlichsten Zeitumständen nicht verlassen hat. Mächtige und fürchterliche Feinde bestürmten es seit undenklichen Zeiten von Innen und von Außen; anhaltende Kriege mußte es führen, welche andere Staaten an Geld und Leuten erschöpft hätten; nachtheilige Frieden mußte es schließen, wodurch es ganze Königreiche einbüßte; und noch steht es groß und fürchterlich da, wie ein Riese, der nicht zu bezwingen ist. Die Ursache dieser wunderbaren Erhaltung kann nur in seinem innern Gehalte und Glücke zu suchen seyn.

Den ersten Grund zu Oesterreichs Größe legte Rudolph von Habsburg. Sein Beginnen zeigte von Muth und Klugheit, seine Unternehmungen von Glück und Kühnheit, seine Vollendung von Größe und weiten Aussichten. Wenn man bedenkt, daß ein nicht gar mächtiger Graf im Schweitzerlande (oft der gedungene Schirmvogt von Klöstern und Städten) es durch seinen Geist so weit gebracht hatte, daß er sich die Kaiserkrone, seinen Enkeln aber die Obermacht über die größten Reiche in der Christenheit erworben hatte: so wird man die Anlage dieses durchlauchtigen Hauses bewundern. Es scheint beynahe, als habe es die Trümmer seines Stammhauses den guten Schweizern überlassen, um durch Königreiche den Adel seines Geschlechtes zu erheben.

Wenn Rudolphs große Absichten durchgegangen wären, oder seine Nachfolger einen ähnlichen Geist gehabt hätten, würde vielleicht Deutschland ein gemässigtes Erbkönigreich geworden seyn, und in der europäischen Geschichte eine kräftigere Rolle gespielt haben, als durch seine vielköpfige Verfassung. Allein da dieser große Prinz sahe, daß die meisten deutschen Fürsten nur

an sich, und die wenigsten an das allgemeine Beste dachten; versuchte auch er, die Vortheile für sein Haus zu benutzen, welche ihm seine Würde und Tapferkeit darboten. Er verschaffte im Jahre 1282 seinem Sohne Albert, Oesterreich, Steyermark und Krain, und dieser erhielt bald, durch die Vermählung mit Elisabeth von Tyrol, die Anwartschaft auf diese Grafschaft. Im Jahre 1336 wurde durch den Frieden zu Ens, vermöge voriger Verträge, auch Kärnthen seinen Nachfolgern zugedacht. So legte Rudolph den Grund zur Größe seiner Familie, welche bald den Namen des Hauses Habsburg mit jenem von Oesterreich vertauschte.

Das Andenken des großen Kaisers und die Macht, die er den Seinigen im Reiche erworben hatte, verschaffte der Familie die zeitlichen Ansprüche auf die Kaiserkrone. Es ward beynahe Sitte, nur Oesterreicher auf dem Throne der Deutschen zu sehen. Obwohl aber diese Würde wegen der schon gesetzlichen Uebermacht der Stände Rudolphs Absichten, Deutschland in ein Erbreich zu verwandeln, scheitern machte; so gab sie doch seiner Familie ein großes Ansehen und Gewicht unter den europäischen Mächten. Dadurch war Maxim. I. so glücklich, durch die Heyrath mit der reichen Erbin Maria im Jahre 1477 seine Staaten mit den Burgundischen Ländern zu vermehren, und endlich im Jahre 1496 durch eine andere Heyrath Philipps des Schönen mit der Infantin Johanna, seinen Enkel auf dem Spanischen Throne, und damit zugleich als Herrn in Neapel und der entdeckten Länder der neuen Welt zu sehen.

Mit diesen reichen Schenkungen schienen Oesterreichs Regenten und ihr Glück noch nicht zufrieden zu

seyn. Eben dieser Maximilian schloß im Jahr 1515 zu Wien noch einen Vertrag mit Wladislav, König von Ungarn und Böhmen, wodurch endlich im Jahre 1526, nachdem Ludwig II. in der Schlacht bey Mohacz gefallen war, auch beyde Königreiche mit diesem Hause vereinigt wurden. Der kleinern Erwerbungen und Ansprüche will ich gar nicht gedenken.

Wenn man nun betrachtet, daß Oesterreich zu der Zeit, sey es durch Klugheit oder Glück, die deutschen Herzogthümer mit der noch bedeutenden Kaiserkrone, ganz Spanien mit den Besitzthümern in der neuen Welt, die Königreiche Ungarn, Böhmen, Neapel und was dazu gehört, die reiche Erbschaft von Burgund, nebst so vielen kleinern Fürstenthümern und Herrschaften besaß: so sollte man glauben, daß ihm nichts mehr gefehlt habe, um unumschränkte Gebieterin der Christenheit zu seyn, als der feste Wille; und doch behaupte ich, daß es zu der Zeit nicht so mächtig und fürchterlich gewesen sey, als jetzt bey seiner anscheinenden Einschränkung.

Die österreichischen Staaten hatten damals, trotz ihrer Größe und Ausdehnung, alle Hindernisse zu ihrer weitern Vergrößerung. Zu glücklichen Unternehmungen fehlten ihm die geographischen, politischen, religiösen und ökonomischen Vortheile zugleich. Sein Gebiet erstreckte sich zwar über den größten Theil des westlichen und südlichen Europa; allein es war in seiner Mitte durch Frankreich (das unbeschränkteste und folglich mächtigste Reich), durch die Länder der deutschen Fürsten (dem Sitze der Tapferkeit und Freyheit), und die italiänischen Staaten (den Mustern der neuen Politik und Staatslist) getrennt, welche einen natürlichen Bund unter sich gegen alle seine Vergrößerung errichteten.

Wollte das Haus Oesterreich seine Absichten mit Gewalt durchsetzen, so mußte es vier ganz von einander verschiedene Armeen ins Feld stellen. Die eine mußte in Italien gegen Frankreich und die mit demselben verbundenen italiänischen Fürsten, die andere in Spanien, die dritte in den Niederlanden gegen eben dieses Reich, und endlich eine vierte in Deutschland gegen die protestantischen Fürsten unterhalten werden. Bey solchen Umständen konnte denn weder Einheit in den Operationen, noch Fortgang bey einem Siege, noch schnelle Unterstützung bey einem Unglücke seyn.

Dazu kamen noch die andern Nachtheile, welche ihm die Natur und Kunst entgegengesetzt hatten. In Italien fand es die Alpen, in Spanien die Pyrenäen, in den Niederlanden veste Plätze, und in Deutschland verschiedene Territorien vor sich. War es auch so glücklich, diese Hindernisse überstiegen zu haben, so stunden seine Armeen in Gefahr, selbst nach ihren Siegen abgeschnitten, und mitten in ihren Eroberungen zu Grunde gerichtet zu werden. So wissen wir, daß Karl V. und Alba, Wallenstein und Montecuculi, Eugen und Karl von Lothringen gezwungen waren, ihre errungenen Vortheile wieder zu verlassen, bloß weil ihre Operationslinien dadurch zu unsicher, und die verschiedenen Streitpunkte zu ausgedehnt und gefährlich wurden.

Dagegen konnten ihre Feinde immer aus Einem Mittelpunkte operiren, mit leichter Mühe und in viel kürzerer Zeit ihre Truppen an Ort und Stelle bringen, und sich nebst denselben durch natürliche Bollwerke schützen. Man darf nur die Geschichte der Kriege, welche zwischen Karl V. und Franz I. geführt wurden,

des dreyßigjährigen und der künftigen französischen Kriege lesen, um davon überzeugt zu werden.

Die politischen Hindernisse waren aber dem Hause Oesterreich nicht weniger nachtheilig, als die geographischen. Seine Staaten waren aus verschiedenen Völkern zusammengesetzt, welche sich eben so wenig in ihren Sitten als Verfassungen glichen. Der Deutsche stimmte nicht mit dem Italiäner, der Spanier mit dem Niederländer, und der Ungar mit dem Böhmen. Dazu kam noch, daß diese Staaten große Freyheiten und Privilegien hatten, welche nothwendig machten, daß der Regent bey einer jeden Verbesserung, welche er in seinen Erblanden vornehmen wollte, bey einem jeden Aufgebot oder bey Forderung der Beyträge erst die Einwilligung der Stände einholen mußte. Da gab es dann Mißvergnügen und Uneinigkeit, Widerstand und Einrede, und endlich Aufstand und bürgerlichen Krieg.

Diese Nachtheile wurden durch die religiösen Streitigkeiten, welche die Reformation in Europa hervorgebracht hatte, noch mächtig vermehrt und unterhalten. Die Mißvergnügten fanden an dem allgemeinen Bunde der Protestanten eine kräftige Stütze und Nahrung. Fanatismus vermischte sich mit der Liebe zur Unabhängigkeit; und wo man zuvor sich nur aus politischen Gründen widersetzte, glaubte man jetzt, seine Religion zu vertheidigen.

Diese Umstände gaben den Feinden des Hauses Oesterreich den ergiebigsten Stoff, ihm zu schaden, und seine Kriegsunternehmungen wo nicht zu vernichten, doch auf allen Seiten aufzuhalten. Hatte es jetzt den Aufstand der Spanier unter Padilla erstickt, so brachen die Niederländer und Holländer hervor. Hatte es bey Mühlberg einen Sieg über die Deutschen erfochten, so

hetzte Frankreich ihm die Türken und Ungarn auf den Hals. Es mußte viele Jahrhunderte hindurch die blutigsten Kriege aushalten, seine Schätze und Beute aufopfern, und doch am Ende den Frieden mit großem Verluste erkaufen.

Seine Unternehmungen wurden dadurch noch mißlicher, daß es während diesen Kriegen und wegen der Schlüpfrigkeit seiner Lage weder auf Verbesserung seiner Länder, noch auf Ordnung und Ersparniß in seinen Finanzen denken konnte. Wollte es durch eine schickliche Aufklärung und einen guten Unterricht seine Unterthanen bilden, und dadurch seinen Wohlstand vermehren; so lief es Gefahr, die altdenkende Parthey gegen sich aufzubringen: und suchte es die neue Lehre zu ersticken, so waren die Protestanten in Aufruhr. Dadurch erhielt sich dann in der innern Staatsverwaltung ein nachtheiliger Schlendrian, welcher alle Verbesserungen zurückhielt, die Finanzen durch Verschwendung in Unordnung brachte, und die besten Köpfe entfernte. Man weiß ja nur zu viel die leidigen Vorfälle, wo große Generäle, selbst nach gewonnenen Schlachten, noch angeklagt wurden, und Minister die vortheilhaftesten Gelegenheiten, Frieden zu schließen, aus den Händen lassen mußten. Während dem Frieden wurde das Geld an unverdiente Pensionärs verschwendet, und im Kriege mußte man sich auf Anlehen und Subsidien verlassen. So kämpfte die österreichische Regierung mit äußerm Glanze, aber innerer Schwäche viele Jahrhunderte hindurch gegen das gegen sie verschworne Europa; verlohr Spanien, Portugal, Servien, Bosnien, den Elsaß, Schlesien, Neapel, Toscana, Mailand und die Niederlande, und schien bey dem Lüneviller Frieden auf die Stufe der Mächte von der zweyten Größe herabgeworfen zu seyn.

Wenn man nun die gegenwärtige Lage der österreichischen Monarchie nur oberflächlich betrachtet, so giebt sie freylich kein so glänzendes Ansehen, als in vorigen Zeiten. Durch die Entschädigungen und Säkularisationen ist ihr Einfluß in Deutschland gebrochen, in Italien ist sie in einen Winkel verdrängt, das ehemalige gute Vernehmen mit Frankreich und Rußland ist durch den Krieg verrückt worden, der Friede hat es von England getrennt, und die übrigen kleineren Mächte müssen sich scheuen, seine Alliirten zu seyn, wenn es auch ihr Interesse oder Anhänglichkeit erforderte. So scheint es im europäischen Völkerbunde ganz allein zu stehen, in engere Grenzen zusammengedrängt. Allein das geübtere Auge eines Staatsmannes findet eben darin seine jetzige Stärke und Bedeutenheit.

Da ihm der Verlust entfernter Königreiche und Provinzen die Aussichten zu weitschichtigen Unternehmungen entbehrlich macht, und seine Staaten jetzt koncentrirt und geründet beysammen liegen: so kann es mit aller Anstrengung auf die Verbesserung seiner Länder, seiner Finanzen und Armeen denken; und dieses geschieht auch wirklich, seitdem der Held Karl an der Spitze dieser Geschäfte steht. Die Regierung zeichnet sich durch weise Verordnungen, die Finanzverwaltung durch Pünktlich- und Sparsamkeit, und die Armee durch Anzahl und Kriegszucht aus. Ohne Geräusch und Prunk werden seit mehreren Jahren die Länder angebaut, die Fabriken vermehrt, der Handel befördert, die Einkünfte belaufen sich auf mehrere hundert Millionen, und die Armeen über 400000 Mann. Die Zeughäuser sind voll und die militärischen Punkte um die ganze Monarchie mit Vestungen und Garnisonen besetzt.

Man muß freylich gestehen, daß Oesterreich jetzt wenig oder gar keine beträchtliche Allianzen hat. Allein eben diese isolirte Lage macht es bey seiner soliden Macht und den übrigen Verhältnissen in Europa respektabel und fürchterlich. In der gegenwärtigen Spannung, worin Frankreich und Rußland gegen einander stehen, muß ein jeder dieser Kolossen seine Neutralität schonen. Preußen und die Pforte fürchten es; Schweden und Sachsen bedürfen seiner, und England sucht immer noch seine Verbindung. Wenn auch durch die Säkularisation sein Einfluß im deutschen Reiche, und durch den Verlust von Mailand und Toskana sein Gewicht in Italien geschwächt wurde, so gewann es auf der andern Seite dadurch weit gewissere Vortheile: seine Staaten sind jetzt mehr geründet, die gefährlichen Punkte zurückgeschoben, und die Nothwendigkeit, sich in fremde Kriege zu mischen, abgeschnitten. Es hat nicht mehr nöthig, seine Schätze und Soldaten für fremde Staaten oder die Inseln der neuen Welt aufzuopfern. Es wirkt, in sich selbst zurückgezogen, auch nur für sich und seine Größe.

Der andere große Vortheil, welcher aus der gegenwärtigen Lage der österreichischen Monarchie entspringt, ist die leichtere und gewissere Vertheidigung ihrer Länder. Man darf nur einen Blick auf die Karte werfen, um davon überzeugt zu werden. Durch den Lüneviller Frieden verlohr sie zwar die Niederlande und italiänischen Herzogthümer, aber eben dadurch entfernte sie sich von ihrem fürchterlichsten und gefährlichsten Nachbarn. Sie hat jetzt von Venedig bis Eger eine der stärksten Vertheidigungslinien gegen Italien, Frankreich und Deutschland. Auf dem linken Flügel ist sie durch die Etsch und hinter derselben liegende feste Plätze

gedeckt; den rechten schützt der Lech, die Inn und Donau mit den sie begleitenden Gebirgen und Vestungen. Im Centrum streckt sich Tyrol hervor, ein natürliches Bollwerk, mit unzugänglichen Schlünden und einem tapfern treuen Volke besetzt. Wollen es seine Feinde in Italien angreifen, so finden sie vor sich einen mit einer starken Armee gedeckten Fluß, und auf ihren Flanken aus den Gebirgen von Tyrol hervorströmende Krieger. Das Centrum in geraden Richtungen zu bestürmen, verbietet ihnen die Natur und Klugheit; und ehe sie durch Bayern eindringen können, müssen sie die Oesterreicher erst von der Inn und Donau, ja aus den tyroler Gebirgen verdrungen haben, was aber nicht so leicht mehr geschehen wird.

Ich habe es schon in andern Schriften, welche ich während dem letzten Kriege herausgab, bewiesen, daß Tyrol dem Hause Oesterreich seyn müßte, was die Schweiz den Franzosen war. Auf dieses von der Natur befestigte Land muß es seine ganze Vertheidigungsoperationen gegen Frankreich gründen; denn so lange es sich noch darin behauptet, laufen die Franzosen immer Gefahr, rechts oder links oder gar im Rücken gepackt zu seyn, wenn sie auch noch so große Fortschritte gemacht haben. Man scheint die Wichtigkeit dieses Postens beherzigt zu haben. Große Generäle und Ingenieurs haben die Gebürge bereiset, und die Zugänge durch Vestungen gedeckt.

Diese veränderte Lage der militärischen Linien giebt dem Hause Oesterreich auch größere Vortheile im Angriffe. Es kann jetzt mit leichter Mühe und in kurzer Zeit auf allen diesen Punkten Truppen vormarschiren lassen, welche im Unglücke einen sichern und kurzen

Rückzug haben. Eine einzige entscheidende Schlacht, welche es in Italien gewinnt, setzt es in Besitz der Lombardey, ihrer Flüsse und Vestungen. In Deutschland können es ihm weder Bayern noch die schwäbischen Fürsten verwehren, sich des Lechs und der Gebirge im Schwarzwalde zu bemeistern; und wenn auch die Franzosen in Besetzung der letztern ihm zuvorkommen sollten, so ist ihm doch die Einnahme von Bayern und des Lechs gewiß und vortheilhaft.

Seit dem Kriege, welcher wegen der bayerischen Succession geführt wurde, sind auch seine Grenzen und Operationen gegen Preußen und Sachsen verbessert worden. Friedrich II. konnte nicht mehr, wie im siebenjährigen Kriege, sogleich auf allen Seiten in Böhmen eindringen; troß den Demonstrationen, welche der Prinz Heinrich bis Prag, und der Herzog von Braunschweig bis Ollmüz machten, wollte es den Preußen doch nicht gelingen, die Oesterreicher aus ihrem festen Posten bey Königsgräz zu verdrängen. Sie fanden überall neue Vestungen, z. B. Pleß und Theresienstadt, und streitgierige Krieger vor sich, welche sich ihnen mit Kraft entgegenstellten, ja sie zuletzt zu einem gefährlichen Rückzuge durch die Gebirge bey Lauterwasser zwangen.

Von den Grenzen gegen die Türkey will ich gar nicht reden: diese sind durch Flüsse und Vestungen so gedeckt, und durch die Schwäche der Türken so sicher, daß bey einem Kriege Oesterreich dort ehender gewinnen als verlieren muß.

Die einzige bis jezt noch ungeprüfte Seite der Vertheidigungslinien ist jene, welche in dem erworbenen Polen, Oesterreich von Rußland und Preußen scheidet. Allein hier stehen die Mächte wenigstens gleich; ja der Vortheil scheint ehender auf der erstern als der andern

Seite zu seyn. Wenn Oesterreich dort glücklich ist, so findet es bis Moskau und Warschau keine beträchtlichen natürlichen Hindernisse in seinem Vorrücken; aber schwerlich würde es den Preußen oder Russen gelingen, die Oesterreicher durch die karpadischen Gebirge zu treiben. Die einzigen schwachen Punkte auf dieser Linie wären allenfalls zwischen Mähren und Gallicien, und von der türkischen Grenze her: allein auch diese sind bereits entweder schon wirklich befestigt, oder doch zu festen Plätzen bestimmt worden.

Bisher setzte ich voraus, daß Oesterreich nicht ohne mächtige Alliirten, welche ihm jetzt nicht fehlen können, zu Werke gehen werde; wodurch seine Operationen außerordentlich erleichtert und unterstützt würden. Sollte aber auch der nicht denkliche Fall kommen, daß es sich gegen ganz Europa allein zu wehren habe, so giebt ihm seine Ründe und Koncentration gewiß mehr als jemals die Mittel an Handen, aus diesem fürchterlichen Kampfe mit Ehren zu treten. Hat es sich doch nach dem Tode Karls VI. mit weniger Vorbereitung und unter nicht so günstigen Verhältnissen gegen die mächtigsten Feinde seiner Größe vertheidigt: warum sollte es jetzt nicht ein gleiches thun können, da sich seine positive Macht vermehrt, seine relative Schwäche vermindert hat?

Allein bey allen diesen Vortheilen und günstigen Aussichten ist und bleibt es gegenwärtig das Interesse dieses Hauses, seine jetzige Neutralität mit Klugheit und Kraft zu behaupten, und den Frieden zur Verbesserung seiner Länder und Einkünfte, und Vermehrung seiner Soldaten zu benutzen. So wird es bey Erhaltung des Friedens immer Respekt, und bey Ausbruch

eines Krieges große Vortheile erhalten. Man wird seine Freundschaft, seine Bündnisse, seine Vermittelung nachsuchen; und indessen sich seine Nachbarn durch fürchterliche Kämpfe schwächen, kann es ihm nicht fehlen, sein eigenes Interesse zu befördern, sey es in Deutschland, oder Italien, oder der Türkey.

II.

Von den Religionsverhältnissen der österreichischen Monarchie.

Obschon die österreichische Monarchie mancherley Glaubenssekten in ihren Staaten zählt; so wurde doch bisher die katholische Religion als die herrschende darunter angesehen. Ja viele Jahrhunderte hindurch hielt man das Haus Oesterreich als die mächtigste Stütze der römischen Kirche.

Kaiser Joseph II. versuchte es, unter den verschiedenen Glaubensbekennern eine vollständige Toleranz einzuführen; und wenn er seine Reformen mit mehr Klugheit durchgesetzt, oder die französische Revolution die Regierung nicht mißtrauisch gemacht hätte, würde dies Unternehmen auch die heilsamsten Wirkungen auf die Kultur seiner Länder und die Aufklärung des Volkes gehabt haben: allein da, wie ich in dem vorigen Hefte zeigte, sowohl die österreichische als französische Revolution einen zerstörenden Geist annahm, mißglückte auch diese, wie mehrere andere Absichten, und die katholische Religion wurde wieder die herrschende.

Ueberhaupt haben die Grundsätze der Toleranz in unsern Zeiten sonderbare und fast widersprechende Aeußerungen und Auftritte verursacht. Während dem Joseph II. die Gewalt der Hierarchie angriff und alle Arten von Glaubigen in seinen Staaten duldete und beförderte, schlossen die protestantischen Höfe in Deutschland einen Fürstenbund gegen ihn, und legten ihm dabey unter andern zur Last, daß er Eingriffe in die kirchlichen und Diöcesanrechte gethan habe; und indessen

die französischen Revolutionärs den katholischen Kultus ganz zu zerstören suchten, stellte sich ein protestantischer Fürst als den Beschützer der Altäre, und England als die Stütze der römisch-katholischen Vendeer hin. Man hat dergleichen sich widersprechende Vorfälle mehr erlebt. Richelieu bedrückte die Protestanten in Frankreich, und schützte sie in Deutschland; Sixtus V. bannte Heinrich IV., weil er ein Hugonotte war, und sahe doch nicht ungern, daß Philipp von den Protestanten in den Niederlanden gedemüthigt wurde. Die Regenten und Höfe wissen die Religion gar wohl von der Politik zu unterscheiden, und werden darum sogar klug genannt; wenn aber ein politischer Schriftsteller oder Geschichtschreiber diesen Unterschied an Tag legen will, so fallen gleich alle Gelehrten über ihn her, und beschuldigen ihn der Inkonsequenz und Zweydeutigkeit.

Die Alten wußten von solchen Streitigkeiten nichts: daher konnten auch Polybius und Tacitus, ja selbst der unglaubige Machiavell ungescheut ihre politischen Meinungen vorbringen; ohne darob für inkonsequent zu passiren. Ja ich finde bey diesen berühmten Schriftstellern eine größere Konsequenz, als in allen neuern Staatsschriften, deren theoretische Grundsätze meistens mit ihren praktischen im Widerspruche stehen. Der Staatsmann erkennt zwar die Wahrheiten der Religion mit aller Ehrfurcht und Ueberzeugung an, und hält sie als die festeste Stütze des Staats: allein die Aeußerungen und Streitigkeiten der verschiedenen Sekten benutzt und unterstützt er nur so lange und wie es sein Vortheil und die Umstände erfordern.

Das Haus Oesterreich muß vermöge der Reichsgesetze und dem westphälischen Frieden in seinen

deutschen Staaten die hergebrachte Religionsfreyheit gestatten. Auch in Ungarn, Polen und seinen andern Provinzen duldet es eine Menge Protestanten und Juden. Allein der bey weitem größere Theil seiner Bürger bekennt sich zur katholischen Religion.

Ungarn und Böhmen hatten von jeher ihre eigenen Diöcesaneintheilungen, und in ersterm Reiche wurden auch öfter Nationalkoncilien gehalten, welche die Kirchenangelegenheiten ordneten [20]. Kaiser Joseph II. versuchte es, diese innere Kirchenorganisation auf seine übrigen Staaten auszudehnen. Die Diöcesen sollten nach ihren Grenzen und Verhältnissen ausgedehnt oder eingezogen werden. Er mußte darob sowohl von dem römischen Hofe als den deutschen Bischöffen und Fürsten viele Widersprüche erdulden; der Lüneviller Friede und der dadurch entstandene Deputationsschluß schränkt die österreichische Kirche auch auf ihr Gebiet ein. Das übrige wird das deutsche Konkordat vollenden.

Bey allem dem, daß die österreichische Kirche in geistlichen Sachen viele Gewalt, und die Prälaten außerordentlichen Einfluß haben, so bleibt doch dem Monarchen noch die oberste Aufsicht über dieselbe. Was in solchen Dingen die Reichsgesetze allen Landesherren gestatten, kommt um so mehr den österreichischen Regenten in ihren eigenen deutschen Erblanden zu, als sie von jeher große Privilegien besaßen. Aber selbst in Ungarn und andern unabhängigen Provinzen üben sie das bekannte jus circa sacra in der vollen Bedeutenheit des Worts aus; und die frömmsten Könige, ein heiliger Stephan, Andreas, Ladislav und Coloman,

20 Decret. S. Stephani, Lib. 2. Cap. 25 — 32. Peterffy.

behaupteten ihre Rechte mit Kraft und Würde. Sie veranlaßten die Berufung der Koncilien [21], schlichteten die Uneinigkeiten unter den Glaubigen [22], ermahnten die Bischöffe zur Erfüllung ihrer Pflichten [23], vergaben die Bißthümer und geistlichen Würden [24] und disponirten öfter über die Kirchengüter [25].

Joseph II. gieng noch weiter und unternahm, oft ohne Zuthun der Bischöffe, solche Reformen, welche das ganze Kirchensystem in diesen Staaten veränderten.

Aus diesen unstreitigen Rechten und Gewaltübungen der österreichischen Monarchen entspringen sonach die sonderbaren Verhältnisse der Kirche zu dem Staate, und der österreichischen Kirche zu dem römischen Stuhle. Die ersteren heischen eine besondere Klugheit der Regierung, die anderen eine sonderbare Schonung gegen den Pabst.

Da die außer Deutschland liegenden Staaten der österreichischen Monarchie eigentlich noch kein bestimmtes Konkordat mit dem römischen Stuhle errichtet haben, so müssen die Schlüsse der Nationalkoncilien, die Dekrete der Könige und ihre Verträge in einzelnen Fällen, als die Richtschnur ihrer Kirchenverhältnisse angesehen werden. Wir haben Beyspiele, wo die Könige von Ungarn den Päbsten große Vorrechte eingeräumt haben;

21 Coloman 1514. Decretum S. Stephani, Lib. 2. Cap. 32. Peterffy. Conc. hung.

22 S. Stephan. Dec. L. 2. Cap. 5. diplom. anni 1548. 1659. 1681. 1782.

23 Decret. ann. 1741. art. 16.

24 S. Stephanus, Vladislaus, Ferdinandus. Decret. II. art. 51. vide formulam collationis apud Peterffy. Conc. hung. part. II. pag. 2.

25 Coloman. Decret. L. I. cap. 15. Bela III. Carolus. Kollar. hist. dipl.

wir haben aber auch derselben, wo sie die Rechte ihrer Krone und Nationen geltend machten.

Im Ganzen genommen, bewießen die österreichischen Monarchen jederzeit viel Anhänglichkeit gegen den päbstlichen Stuhl: dagegen sind sie auch von demselben in ihren Kirchenangelegenheiten unterstützt worden, wenn nicht besondere Kollisionen obwalteten. Ein großer Theil des österreichischen Erbkaiserthums liegt noch im deutschen Reiche, deren Kirchenverhältnisse das künftige Konkordat bestimmen wird, und der Deputationsschluß bereits bestimmt hat; das übrige umfaßt beynahe das Ungarische Kirchenrecht, wovon wir bereits schon im Allgemeinen die Grundzüge angegeben haben, und künftig das Besondere noch anführen werden.

III.

Von der allgemeinen innern Regierung des österreichischen Kaiserthums.

Das österreichische Kaiserthum besteht nicht, wie jenes der Russen und Franzosen nur aus Einer Nation oder Einem Reiche. Es ist vielmehr, wie wir schon bemerkt haben, aus verschiedenen unabhängigen Staaten und Fürstenthümern zusammengesetzt, wovon ein jedes seine besondere Verfassung und Gesetze hat, welche aber alle einen und denselben Monarchen als Oberherrn anerkennen. So wird es gegen auswärtige Mächte und Völker als eine Monarchie, und im Innern als ein erbliches Kaiserthum angesehen.

Die kaiserlich-königliche Staats- und Hofkanzley ist der große Rath des Ganzen. Bey ihr präsidirt der Monarch in eigner Person. Von ihr fließen alle allgemeinen Gesetze, Verordnungen und Befehle aus; bey ihr laufen die Angelegenheiten der einzelnen Staaten wieder zurück und zusammen, und erhalten ihre gemeinschaftliche Richtung. Sie dirigirt die auswärtigen Geschäfte und den Kriegsrath. Sie besteht aus den Ministern der ganzen Monarchie. Krieg und Frieden, Finanz- und allgemeine Polizeyverordnungen werden bey ihr beschlossen. Dagegen hat ein jeder einzelne Staat wieder seine eigene Regierung und Staatskanzley, welche das im Besondern thut, was die Hofkanzley im Allgemeinen; und aus eigenen Räthen und Staatsbeamten der besondern Nation zusammengesetzt ist.

Unter den verschiedenen österreichischen Herrschaften bestehen eigentlich nur vier Hauptkanzleyen, nämlich

die königlich Ungarische, Böhmische, Oesterreichische und Siebenbürgische. Die übrigen Fürstenthümer und Länder haben entweder ihre eigenen Regierungen, oder sind unter obige vier Kanzleyen gestellt.

Aus allem dem sieht man, daß das österreichische Kaiserthum nicht bloß die Oberherrschaft über Einen Staat, sondern eine gemeinschaftliche, über mehrere unabhängige Nationen gesetzte Regierung vorstellen soll. Wir mußten daher erst diese allgemeine Organisation der österreichischen Monarchie schildern; die Verfassungen der einzelnen Staaten werden wir in den folgenden Heften darstellen.



In der Andreäischen Buchhandlung zu Frankfurt und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, oder Versuch einer Theodicee aus der Weltgeschichte. Von N. Vogt, mit Karten, 2 Bde, gr. 8. 6 fl. oder 4 Thlr.

Der Inhalt dieses philosophisch-historischen Werkes, welches eine Theodicee aus der Weltgeschichte darstellen soll, kann durch folgende Eintheilung und Hauptstücke übersehen werden.

Einleitung.

Von dem ersten Prinzip der Gerechtigkeit.

Von dem ersten Prinzip des Gleichgewichts.

I. Buch. Der Mensch oder von der häuslichen Gerechtigkeit.

Von der menschlichen Natur.

Von den menschlichen Kräften und ihrer Bestimmung.

Von den menschlichen Krankheiten und Ausschweifungen.

Von der häuslichen Regierung oder Haushaltung.

Von der Bildung der menschlichen Kräfte.

Von der Wiederherstellung und Heilung der menschlichen Kräfte.

II. Buch. Der Staat, oder von der bürgerlichen Gerechtigkeit.

Von der menschlichen Gesellschaft überhaupt.

Von der bürgerlichen Gesellschaft.

Von der Natur und Konstitution eines Staates.

Von den Staatsgewalten und Staatsständen.

Von den Staatsgebrechen und Verbrechen.

Von der Staatsregierung.

Von der Zurechtstellung des Staates und seiner Bürger.

Von der Wiederherstellung und Züchtigung des Staates und seiner Stände und Bürger.

III. Buch. Die Welt, oder von der göttlichen Gerechtigkeit

Von Gott und der göttlichen Gerechtigkeit.

Von der Natur und der göttlichen Schöpfung der Welt.

Von den Naturkräften.

Von dem nothwendigen Uebel in der Welt.

Von der göttlichen Regierung der Welt.

Von der Regierung der Körperwelt.

Von der göttlichen Regierung der Thier- und Menschenwelt.

Von der göttlichen Regierung der Geister- oder Vernunftwelt, dem Reiche Gottes.

Von der göttlichen Wiederherstellung der Welt.

Von der Heilung der Körperwelt.

Von der Züchtigung des Menschengeschlechts.

Von der göttlichen Wiederherstellung des Menschengeschlechts.

Von der Wiederherstellung der Vernunft- oder Geisterwelt.

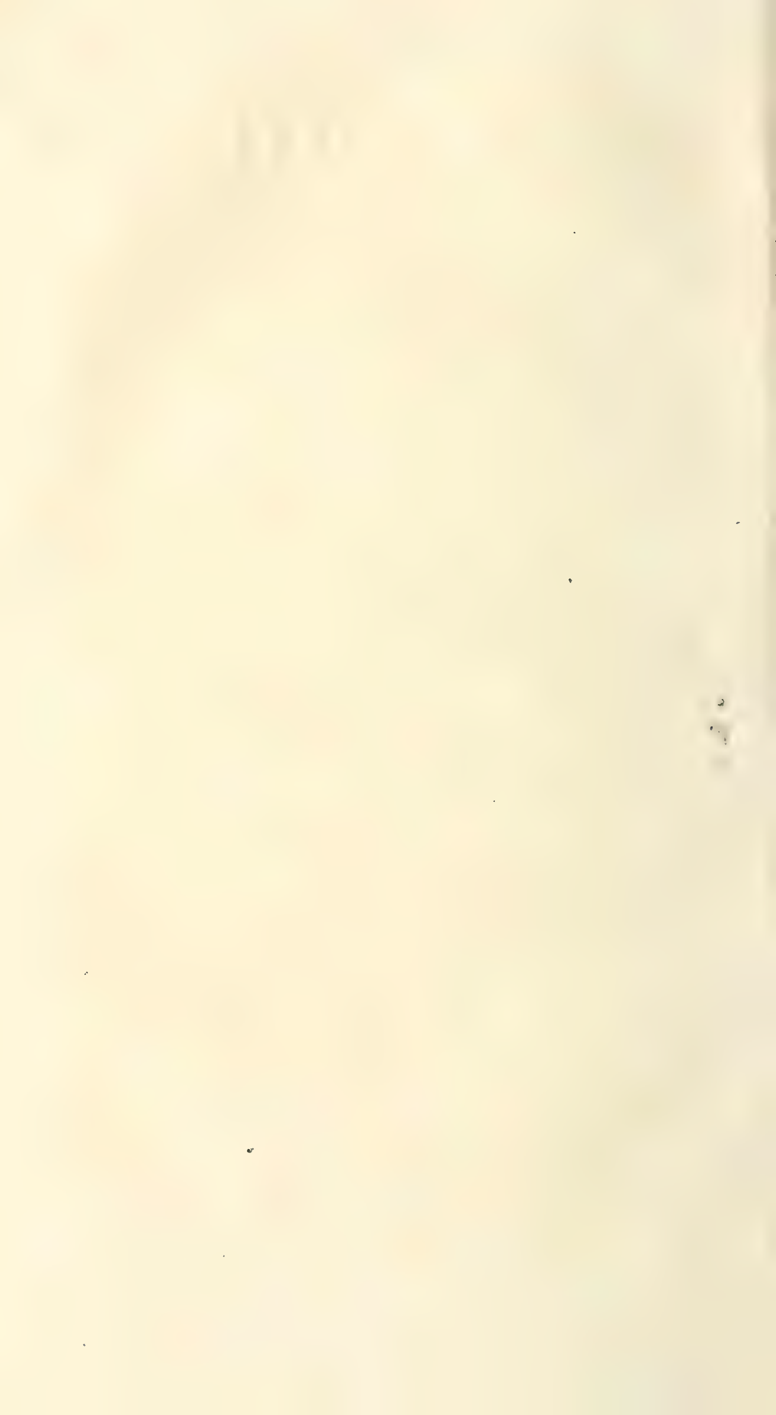
In diesem dritten Buche ist eigentlich die ganze Weltgeschichte als Beweis der göttlichen Gerechtigleit benuzt und durchgeführt. Der Verfasser versucht darin, die ächte pragmatische Seite davon dem Publikum darzulegen, und dieses große und warnende Buch der Erfahrung mit den ewigen Rechtsprinzipien in Harmonie zu bringen.

Europäische
Staats-Relationen

Von Nik. Vogt

Dritten Bandes Zweytes Heft

Frankfurt am Main
in der Andreäischen Buchhandlung
1804



I.

… könnte man den Frieden finden?

Opus aggredior plenum variis casibus, atrox praeliis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum.

Tacitus.

Seit der blutigen Fehde, welche zwischen Rom und Karthago gefochten wurde, war die politische und sittliche Lage der Welt nie gefährlicher, als jetzt. Damals stritten doch zwey auf eine erprobte Verfassung gegründete Republiken mit einander; aber jetzt ist das Schicksal der Staaten an zwey Reiche gebunden, wovon eines jeden Erhaltung auf ein künstliches Gewebe von Umständen gebaut ist. Frankreich ist zwar ein weiter, großer, mit Menschen und natürlichen Reichthümern ausgestatteter Koloß: allein seine ganze Organisation beruht jetzt noch auf dem Geiste eines einzigen Helden. Sollte dieser durch irgend einen Unglücksfall verschwinden, so steht die ganze Maschine in Gefahr, wieder in die vorige Anarchie zurückzufallen. Eben so ist England ein anderer Koloß, durch seine Seemacht und Reichthümer in allen Welttheilen gebietend: allein ein einziger Stoß kann das künstliche Gebäude erschüttern, woran so viele Menschen aus den fernsten Inseln und Zeiten gebaut haben. Frank-

reichs Größe beruht dermalen auf einer erst errichteten Monarchie; Englands auf einem schon lange angefochtenen Handel. Bey Frankreich muß man die Neuheit, bey England das Alter der Staatsmaschine befürchten. Diese gefährliche Lage der Dinge scheint mir die Gründung eines soliden und dauerhaften Friedens eben so schwer als gefährlich zu machen. Ich glaubte daher in diesen Staatsrelationen einige Bemerkungen darüber nicht ganz undienlich zu seyn.

Das alte politische System in Europa, oder der oft unrichtig genannte Status quo war, so unförmlich es auch gewesen seyn mag, doch auf sehr solide Gründe, und eine durch lange Erfahrung geprüfte Klugheit gegründet. Es schien allerdings kein nach den allgemeinen Regeln der Staatskunst angelegter Plan gewesen zu seyn, wenn man in dem Utrechter Frieden dem Hause Oesterreich eine entfernte Herrschaft in den Niederlanden aufdrang. Eben so schien die durch den Westphälischen und Welauer Frieden zusammengestückelte Staatsverfassung des deutschen Reichs, Polens und der italiänischen Staaten kein politisches Muster abgeben zu können; allein da das Feudalsystem die alte germanische Abtheilung der Reiche und Staaten verschlungen hatte, war wohl keine andere Dämme gegen Uebermacht und gr[illegible] Eroberungen festzusetzen, als eben solche. Diese in d[illegible] Friedensschlüssen bestimmten Stellungen der Staaten u[illegible] Länder hielten lange Zeit die Uebermacht Spanie[illegible] Frankreichs und Schwedens, und endlich des du[illegible] Peter den Großen geweckten Rußlands ab. Sie war[illegible] ein auf Erfahrung gegründetes und unter den Mächte[illegible] angenommnes System von Politik, wornach sich ein jede[illegible] Einzelne richtete, und in dem Drange der Umstände auch seine natürliche Stelle fand. Bey einem jeden Kriege,

oder bey Feststellung eines jeden Friedensschlusses wußte man sogleich, welche Parthey man ergreifen, nach welchen Grundsätzen man paciseiren sollte.

Die französische Revolution hat alle diese Verhältnisse verrückt, und die Grundvesten der ehemaligen Politik von Europa aus den Angeln gehoben. Polen und viele deutsche und italiänische Staaten sind vernichtet, die deutsche Verfassung geschwächt und einseitig gemacht, die Niederlande eine französische Provinz, Schweden, Dännemark und die Türkey ohne beträchtlichen Einfluß geblieben. England allein bestund und besteht noch auf dem Status quo; und eben darum begann der Krieg, und der Friede ist noch nicht gefunden. Da aber dieser Status quo allem Anscheine nach wohl schwerlich wird hergestellt werden können, so fragt es sich: Wie ist unter den europäischen Mächten ein solider und dauerhafter Frieden zu finden?

Es ist nicht zu läugnen, daß das brittische Ministerium durch seine Anstrengungen während dem Kriege vieles dazu beygetragen habe, den zerstörenden Geist der Jakobiner in Europa zu bannen, obwohl es auch auf der andern Seite ihn vielleicht durch seine Hartnäckigkeit eben so blutig gemacht hatte. Allein es war bey dieser traurigen Katastrophe nicht allein darum zu thun, Frankreich seine innere Ruhe wiederzugeben, es mußte auch auf die äußern Verhältnisse gedacht werden. Der Frieden von Lüneville und Amiens schienen zwar die Mächte zu vergleichen und zu beruhigen: allein es war vorauszusehen, daß, da er nur auf einer Seite aus Noth geschlossen wurde, auch keine sichere Basis zur Ruhe gegeben habe. Frankreich war zu Lande schon zu einem Kolosse aufgewachsen, und die Zeit eines Friedens würde auch erst seine Kräfte zur See gezeigt haben.

England konnte ihm zwar immer noch auf diesem Elemente das Gleichgewicht halten: allein da alle seine vorigen Kontinentalverhältnisse zerrissen waren, so ergriff es von neuem die Waffen, um wenigstens seine Herrschaft zur See zu behaupten. Es brach zuerst mit Frankreich, dann mit Holland, und jetzt auch noch mit Spanien, ohne eine rechtliche Ursache abzuwarten. Aus diesen so auffallenden Handlungen leuchtet hervor, daß es Krieg haben wollte. Die Zwistigkeiten wegen Malta waren nur ein Vorwand dazu. Es fragt sich nun abermal, was wollte das brittische Ministerium mit diesem so offenbar gesuchten Bruche bezwecken, und wie wünscht es, den Frieden herzustellen?

Keiner Nation sollte eigentlich mehr an der Erhaltung des Friedens gelegen seyn als einer handelnden. Da ihr ganzer Wohlstand auf friedlichen Gewerben und einem ungestörten Verkehr im Innern und Aeußern beruht; so müssen besondere Ursachen obwalten, wenn sie selbst den Krieg aufsucht. Durch den Frieden von Amiens hatte England weder an Ländern, noch seiner Seemacht, noch an seinem ausgebreiteten Handel verlohren. Im Gegentheile wurden ihm dadurch zwey beträchtliche Inseln zugetheilt, und doch war es nicht zufrieden. Es suchte den Krieg. Von diesem sonderbaren Betragen könnten nur folgende Ursachen angegeben werden.

Erstens glaubte es durch einen neuen Krieg die Verbesserung der französischen Marine aufzuhalten. Zweytens war es gewiß, durch die Störung des französischen Handels sich neue Hülfsquellen zu eröffnen. Drittens wollte es eine neue Kontinentalverbindung anknüpfen; und endlich durch einen neuen Frieden die Staaten auf dem festen Lande so stellen, daß es bey einem jeden der

folgenden Kriege auf einen gewissen Damm gegen Frankreichs Größe zählen könnte. Die drey ersten Absichten scheint es schon wirklich erreicht zu haben. Es hat das Wiederaufleben der französischen Seemacht in ihrer Blüthe gedrückt; es hat sich des Handels fast der ganzen Welt bemeistert; Rußland und Schweden scheinen ihm nicht abgeneigt: aber die vierte Absicht zu erreichen, ist eben der schwerste und gefährlichste Schritt, den es wagen konnte.

Nach dem vorigen Systeme von Europa, und in allen verflossenen Kriegen war Frankreichs Macht gegen Westen durch die Pyrenäen, gegen Norden und Süden durch das Meer, gegen Ostnorden durch die österreichischen Niederlande, Holland, die deutschen Vestungen, und gegen Osten durch den Rhein, die Schweiz und die Alpen ꝛc., beschränkt. Die Bourbonen haben ganze Jahrhunderte hindurch und durch unzählige Schlachten sich bemüht, diese Grenzen zu überschreiten, aber nie konnte es ihnen gelingen, ihre Absichten durchzusetzen. Die Pyrenäen und die Alpen, der Rhein und das Meer blieben, wie zuvor, die Kette, welche ihren Ehrgeiz fesselte. Nur der revolutionirten Nation und ihrem Haupte waren sie nicht stark genug. Sie liegen zerbrochen, und mit ihnen das alte System von Europa. Wie kann also England hoffen, diesen Krieg mit Ehre und Frucht zu endigen?

Es ist nicht zu denken, daß Frankreich seine Eroberungen auf dem festen Lande aus Großmuth wieder herausgeben werde, und viele der alten Besitzer würden sie auch nicht mehr annehmen. Ihm selbe durch Gewalt der Waffen abzwingen wollen, ist bey dem militärischen Geiste der französischen Nation, und ihrer vortheilhaften Stellung eben so unwahrscheinlich. Ein immer anhal-

tender Krieg würde England mehr schaden, als Frankreich: denn dieses hat Soldaten und Länder, jenes aber nur Geld. Es fragt sich also abermal, wie ist der Frieden zu finden, ohne daß sich beyde Nationen kompromittiren?

Ehe wir diese so kritische Frage beantworten können, müssen wir zuvor einen Blick auf die politische Lage der vorzüglichsten Kontinentalmächte werfen. Sowohl Oesterreich als Preußen müssen wünschen, daß kein Staat Europens so mächtig werde, daß er ihnen selbst gefährlich seyn könnte: allein da eine wechselseitige Vereinigung derselben seit der Pilnitzer Konvention nur in der höchsten Noth denkbar ist; so werden diese beyden Mächte mehr eine vermittelnde, als entscheidende Rolle bey dem künftigen Frieden spielen wollen. Spanien, Holland und Italien hängen von Frankreich ab. Schweden, Dännemark und die Türkey sind nicht mächtig genug, um hinlänglich mitwürken zu können. Rußland wäre also der einzige Staat, dessen Bedeutenheit entscheiden würde. Allein so lange Oesterreich und Preußen sich aus dem Kriege halten, scheint mir auch dieses Reich wegen der Entfernung zu kräftigen Demonstrationen nicht wohl aufgelegt zu seyn. Es bleibt also am Ende nichts übrig, als eine durch Vermittlung der Hauptkontinentalmächte hervorgebrachte Sicherstellung der französischen Grenznachbarn.

Als im Jahr 1793 Polen getheilt wurde, blieb England ruhig, obwohl eine der ehrwürdigsten Nationen aus der Reihe der Völker verschwand. Allein bey der Zerstückelung Deutschlands, der Niederlande und Italiens widersetzte es sich aus allen Kräften, obwohl auch diese Nationen kein größeres Recht als die Polen hatten. Die Ursache dieser anscheinenden Inkonsequenz liegt in

dem politischen Unterschiede der Staaten. Bey der Theilung von Polen blieben die nordischen Mächte wechselseitig im Gleichgewichte; bey den letztern Staaten aber neigte sich der Vortheil auf Frankreichs Seite, und England verlohr dadurch fast alle seine Alliirten gegen diese mächtige Nebenbuhlerin. Die Pyrenäen und das Meer sind zwar Frankreichs Grenzen gegen Westen und Norden geblieben, aber die Hauptlinien des Angriffes wurden durch den Lüneviller Frieden ganz zu seinem Vortheile verändert.

Nach dem vorigen Systeme konnte England bey einem Kriege fast immer auf Oesterreich in den Niederlanden, auf einen großen Theil der deutschen und italiänischen Fürsten, auf Holland und auch andere nordische Mächte zählen. Jetzt sind alle diese Bundsgenossen für es verlohren. Der Rhein ist kein militärisches Bollwerk mehr, um Frankreichs Angriffe abzuhalten; die Niederlande sind ihm zu Theil geworden; Holland, die Schweiz und Italien hängen von ihm ab; Spanien ist sein natürlicher Bundsgenosse: und doch bleiben England keine andere Mittel zum Frieden übrig, als eine Sicherstellung der Verhältnisse dieser Grenzen und Staaten bey den künftigen Kontinentalkriegen. Das linke Rheinufer ist zwar durch Friedensschlüsse und die Macht der Franzosen vom Reiche getrennt: aber Holland, das deutsche Reich, die Schweiz und Italien sind immer noch als unabhängige Staaten anerkannt.

So sehr auch Frankreich bey der jetzigen Lage der Dinge darauf bestehen muß, daß obgenannte Staaten von seinem Einflusse abhangen; so könnte, der Erhaltung des Friedens wegen, einmal seinem erhabenen Haupte daran gelegen seyn, selbe in einem unabhän-

gigen Zustande zu wissen. Der Kaiser der Franzosen kann, ohne seinen Ruhm, seine Ehre und die Friedensschlüsse zu kompromittiren, in Holland einen neuen Statthalter, im deutschen Reiche eine einfachere Konstitution, in der Schweiz einen zwischen ihm und Oesterreich getheilten Einfluß, und in Italien einen unabhängigen Staat gestatten; und England würde gewiß gerne den Frieden abschließen, wenn in diesen Staaten die vorige Unabhängigkeit hergestellt wäre. Hier wären also die Mittel zu einem dauerhaften Frieden zu finden: wir wollen daher die politischen Verhältnisse dieser Staaten in besondere Betrachtung ziehen.

Durch die Reformation und den daraus entstandenen westphälischen Frieden ist Deutschland in zwey große Massen getheilt worden, welche theils durch ihre eigene Kraft, theils durch ihre äußere Bündnisse sich im Gleichgewichte und das Ganze in seiner Selbstständigkeit erhalten sollten. Wenn auch dieser oder jener Stand, diese oder jene Macht einige Vortheile und Länder erhalten hatte, so wurden dadurch doch die allgemeinen Verhältnisse nicht verrückt: das mächtige Oesterreich schützte den katholischen, Frankreich und Schweden den protestantischen Theil, und so wurde die Reichsverfassung behauptet.

Bey dem Achner und Teschner Frieden sahe man diese alten Verhältnisse verrückt. Durch die tollen Unternehmungen Karls XII. trat Rußland an die Stelle der Schweden, und bald zeigte sich zwischen ihm und Oesterreich und Frankreich ein Bündniß, was schon damal die kleinern oder schwächern Staaten mit dem Untergange bedrohete. Die gebietende Macht Englands und das große Genie Friedrichs II. hielt noch ihre Vernichtung auf.

Die französische Revolution brachte endlich den gänzlichen Verfall derselben hervor. Hier wurden Deutschland und Italien geschmälert, dort Polen und Venedig vernichtet. Das Uebrige liegt in Schwäche und Abhängigkeit versunken. Wie ist es also möglich, diesen Bruchstücken eine neue Kraft einzuflößen?

So lange Oesterreich und Preußen uneinig oder die Häupter des deutschen Volkes bleiben, ist an keine Vereinigung der deutschen Nation zu denken; und Frankreich befindet sich bey diesem Zwiste auch zu wohl, als daß es ihn nicht unterhalten sollte. Man müßte also entweder einem von beyden mächtigen deutschen Häusern die Obergewalt gestatten, oder beyde aus dem politischen Zusammenhang des Reichs versetzen. Ersteres ohne eines oder des andern Einwilligung hinauszuführen, würde wohl nicht thunlich seyn, das andere könnte nur auf Unkosten der Türkey und Italiens geschehen. Man müßte nämlich durch eine Entschädigung Preußens in Polen, und Oesterreichs in Italien und der Türkey Deutschland von ihrem innern Einflusse befreyen. Aber auch dieser Vorschlag würde jetzt schwerer zu bewirken seyn, als vor der Revolution [11]. Es müssen also andere Mittel versucht werden.

In den vorigen Kriegen hat man gesehen, daß, so lange Italien, die Schweiz und die Niederlande gegen die Angriffe der Franzosen sicher waren, das deutsche Reich eben noch nicht so viel zu befürchten habe, wenn letztere auch den Rhein überschritten, und die rheinischen Vestungen eingenommen hatten. Bey allen Friedensschlüssen, welche die Mächte in vorigen Zeiten mit Frankreich eingiengen, wurde daher hauptsächlich auf

11 Siehe hierüber das Probeheft dieser Staatsrelationen.

diese zwey Flügel der deutschen Reichskriegsoperationen Rücksicht genommen. Bey dem Ryswicker, Utrechter, Rastadter und Achner Frieden war man hauptsächlich bemüht, auf der einen Seite in den Niederlanden und auf der andern in Italien eine Macht zu gründen, welche die ersten Anfälle aufhalten und das Gleichgewicht zwischen den kriegführenden Mächten wieder herstellen könnte. In dem Utrechter Frieden wurden die Niederlande an Oesterreich, und in den andern Verträgen die Lombardie an Savoyen und ebenfalls an Oesterreich übergeben; wodurch dann sowohl Holland als das deutsche Reich, die Schweiz und Italien geschützt waren. England fand dadurch immer Alliirte auf dem festen Lande, welche es unterstützen konnten, und zwang dadurch Frankreich zugleich zu Wasser und zu Lande zu fechten.

Der Lüneviller Frieden hat alle diese vorigen Verhältnisse vernichtet. Oesterreich hat ihm die Niederlande abgetreten, und Preußen die Holländer und den Statthalter verlassen; vom deutschen Reiche wurde das linke Rheinufer getrennt. Frankreich beherrscht die Schweiz und Italien. Weder Oesterreich noch Preußen scheint die Vertheidigung der geschwächten Staaten übernehmen zu wollen. Wenn es also England nicht gelingen sollte, sowohl in Holland als Italien solche Mächte zu schaffen, welche die ersten Anfälle aufzuhalten, und ein gewisses Gleichgewicht unter den Kriegführenden herzustellen im Stande sind, wird es entweder auf alle kräftige Theilnahme auf dem festen Lande verzichten, oder einen beständigen Krieg mit seiner Nebenbuhlerin unterhalten müssen.

Um aber ein solches Werk zu Stande zu bringen, wird wohl die Uebereinstimmung der Hauptmächte Euro-

pens nöthig seyn. Es muß nämlich in diesen Theilen Europens eine solche Veränderung vorgenommen werden, welche sowohl Oesterreich als Preußen, Rußland als Frankreich billigen werden.

Der gegenwärtige Zustand von Holland ist so, daß bey einem jeden Kriege sich Frankreich seines festen Landes, England seiner Inseln bemeistert. Diese Lage der Dinge müßte verändert werden, wenn der Frieden gesichert seyn sollte. Das Haupt der batavischen Republik müßte weder dem französischen noch englischen Interesse zugethan seyn, und bey einem jeden gefährlichen Anfalle Frankreichs sich auf die Unterstützung Preußens und der nordischen Mächte verlassen können, so wie es im entgegengesetzten Falle auch auf Frankreich zählen würde. Ich will es nicht wagen, in diesem so kritischen Punkte genauere Vorschläge zu machen. Man darf nur die Verhandlungen und Acta des Nimweger, Ryswicker und Utrechter Friedens lesen, und man wird Stoff genug dazu finden.

Eben so müßte das Haupt der italiänischen Republik sowohl vom französischen als österreichischen Einflusse sicher gestellt seyn. Es müßte bey den Anfällen Frankreichs an Oesterreich, und bey diesen an Frankreich eine kräftige Unterstützung finden. Auch über diesen Punkt geben die Verhandlungen derjenigen Friedensschlüsse, welche sonst das Schicksal Italiens, besonders der Könige von Sardinien bestimmten, einen hinlänglichen Aufschluß.

Um aber diese neuern Verhältnisse zu gründen, ist es nöthig, daß Frankreich und sein Kaiser selbst gegen alle äußere und innere Anfälle gesichert seyen. Ein erst frisch gegründeter Staat muß, wenn er auch noch so mächtig ist, auf Widersprüche und Unruhen gefaßt

seyn, und sich daher seinen äußern Wirkungskreis so lange erweitern, bis die gefährlichen Zeiten seiner Neuheit vorüber sind. Würden Frankreich und sein Kaiser nicht befürchten, durch neue Koalitionen und feindliche Verbindungen beunruhigt zu werden, so könnte England vielleicht günstigere Friedensvorschläge erwarten. Allein so lange noch die gegenwärtige Lage der Dinge gefährlich bleibt, wird auch der künftige Frieden schwer zu finden seyn. Sollte sich aber der Krieg auch auf dem Kontinente wieder anfachen lassen, dann fürchte ich für das Schicksal aller noch übrigen kleinen Staaten; und die einzige Friedensbasis wird seyn: Ein jeder nimmt sich so viel, als er kann.

Unter allen europäischen Regenten neuerer Zeiten hat vielleicht keiner die Vortheile der Erhaltung der kleinern Staaten und des darauf beruhenden Gleichgewichts der europäischen Mächte richtiger gefaßt und eingesehen, als Friedrich II. am Ende seines ruhmvollen Lebens; und es ist vielleicht ein Unglück für die Menschheit, daß dieser weise König nicht die französische Revolution überlebt hat. Seine früheren Regierungsjahre sind zwar nicht ganz frey von Eroberungssucht und oberflächlichem Reformationsgeist. Er mußte erst seiner jungen Monarchie einen größern Umfang, seinem Namen den Beyfall des philosophischen Jahrhunderts erwerben. Allein das Ende seiner glorreichen Regierung zeichnete sich durch einen so reifen Geist der Weisheit, und eine so edle Verfechtung der Rechte und Völker aus, daß er hierin als ein ewiges Muster gelten kann. Die Vorsehung schien ihn gleichsam selbst zwischen ein Gedränge von Mächtigern, und in die Zunft der Sophisten geworfen zu haben, damit er mit seinem Geiste und Ruhm der Held der Gerechtigkeit und wahren Weisheit werden sollte.

So sehr er auch in seinen jüngern Jahren die Parthey der Sophisten genommen und alle die Stifter der Afterphilosophie geehrt und beschützt hatte; so war er doch wieder unter allen Philosophen der Erste, welcher den Mißbrauch derselben vorgesehen und gerügt hatte. Man lese seine Briefe an Voltaire und d'Alembert, seine Züchtigung der Encyklopädisten, seine Gespräche im Reiche der Todten, und man wird auf allen Blättern die warnenden Weißagungen finden, welche das Unglück unserer Zeiten bestätigt hat.

Eben so sahe er am Ende seiner Regierung ein, daß Preußen, obwohl er es selbst durch manche Eroberungen und Bündnisse mit den Mächtigen erweitert hatte, zu nichts weniger als einer erobernden Macht geschaffen sey. Wenn es auch bey künftigen Theilungen noch so große Stücke erhalten würde, so konnte es sich doch niemal mit jenen Mächtigen in das Gleichgewicht setzen, welche schon ohne diese Theilungen übermächtig waren. Er zeichnete daher seinen Nachfolgern, durch ein herrliches Beyspiel die Rolle vor, welche sie unter den europäischen Mächten zu spielen hätten. Nach seinem politischen Testamente sollte Preußen als die Schützerin der kleinern Staaten, und als die Gleichgewichtshalterin in dem europäischen Staatenbunde, groß und geachtet dastehen. In diesem Geiste schloß er den deutschen Fürstenbund, versprach er den Polen Unabhängigkeit und eine bessere Verfassung, schützte er die Niederländer und den Statthalter, begünstigte er die Selbstständigkeit der italiänischen Staaten, ja selbst die Rechte des Pabstes, und unterstützte die Türken und Schweden; und mir scheint, daß Preußen dadurch zu der Zeit weit gefürchteter und mächtiger war, als jetzt, da es so viele neue Länder erworben hat. Ei[illegible] fur er Vergleich beyde:

Epochen der preußischen Geschichte wird es hinlänglich darthun.

Im siebenjährigen Kriege kämpfte fast ganz Europa gegen den kleinen Kurfürsten von Brandenburg (so nannte Voltaire den König in seinem Siecle de Louis XV.), und er trat mit Ruhm und Sieg bedeckt aus diesem Kampfe. Im letzten Kriege legte der preussische Held von Braunschweig an der Spitze der Armeen vor ganz Europa sein Oberkommando nieder, weil er, wie sein Brief an den König lautete, die Ehre der preußischen Truppen nicht ferner kompromittiren wollte.

Bey dem Fürstenbunde droheten die mächtigsten Staaten von Europa, Oesterreich und Rußland, Frankreich und Spanien, Friedrichen und seinen schwächern Bundsgenossen; er hatte aber seinen Ruhm und das Vertrauen der Völker auf seiner Seite, und die Mächte wurden zurückgehalten, ja geängstiget. Durch den Basler und Lüneviller Frieden gewann Preußen zwar die Vortheile der Neutralität und manche neue Provinzen: allein es mußte sich diese Neutralität auch in nicht so günstigen Umständen gefallen lassen, und empfieng bey dem Deputationsschlusse seine Entschädigungen gleichsam per dictaturam.

Kurz vor der Revolution beherrschte Preußen, sey es durch Zutrauen oder Bündnisse, nebst seinen eigenen Staaten unmittelbar, auch noch mittelbar den größten Theil des deutschen Reichs, Polen, Holland, Schweden, die Türkey, und vielleicht auch manche Republik der Schweiz und Italiens; die Reichthümer der Engländer stunden ihm zu Gebote. Es hatte in den Niederlanden, in Ungarn, in Lüttich und Frankreich selbst die Unterthanen fremder Mächte auf seiner Seite. Es stand

da groß und geehrt, als die Gesetzgeberin und Schützerin von ganz Europa. Jetzt hat es sich zwischen zwey mächtige Kolossen gesetzt, und scheint nur darum seine Arme weiter ausgebreitet zu haben, um von denselben desto leichter gefaßt werden zu können.

Bey dieser veränderten Lage der Monarchie wird Preußen allein den Engländern wohl schwerlich helfen, wenn sie in Holland einen unabhängigen Grenzstaat bilden wollen. Und sollten ihm auch Schweden und Rußland hierin ihre Unterstützung anbieten; so wird es sich wohl hüten, dadurch das Kriegstheater in seine eigenen Länder zu verpflanzen.

Auf der andern Seite steht Oesterreich mit einer eben so veränderten Lage. Vor dem Kriege war dieser mächtige Staat der fürchterlichste Grenznachbar Frankreichs, sowohl in Italien als den Niederlanden. Der preußische Gesandte, Herr von Dohm, hat es in seiner Schrift über den Fürstenbund deutlich erwiesen, daß man Oesterreich in diesen Gegenden gegen Frankreich behaupten müsse. Diese ehemaligen Verhältnisse hat aber der Baseler und Lüneviller Friede gänzlich zum Vortheile Frankreichs und auch Oesterreichs verändert. Durch diese Verträge sind die Niederlande an Frankreich abgetreten und in Italien eine mit diesem Reiche verbundene Republik gegründet worden. Oesterreich wurde von der französischen Grenze verdrängt und dadurch sein Interesse mehr gegen Osten als Westen gerichtet. Man wird es jetzt nicht mehr bewegen können, seine Soldaten und Schätze für die Vertheidigung Hollands oder des Reichs oder Italiens aufzuopfern. Es fühlt nun auch die Vortheile einer ruhigen Neutralität; und sollte es zu kriegerischen Unternehmungen künftig zu stimmen seyn, so werden seine Absichten sich ehender

gegen östliche Staaten als gegen Frankreich richten. Oesterreich wird es daher ebenfalls nicht allein übernehmen wollen, in Italien eine Gleichgewicht erhaltende Macht zu stiften.

Da also weder Preußen noch Oesterreich allein die Absichten Englands mit gewaffneter Hand zu befördern, dermalen nicht aufgelegt scheinen, und ein neues Bündniß zwischen beyden sehr unwahrscheinlich wird; so bleibt den Engländern nichts übrig, als gegenwärtig eine kräftige Vermittelung nachzusuchen, wodurch dann das Gleichgewicht einigermaßen wieder hergestellt werden könnte.

II.

Die Jungfrau von Orleans und die Guillotine.

oder

über politische Aufklärung und ihre Grenzen.

Gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

In keinem Zeitalter ist mehr von Aufklärung geredet und geschrieben worden, als in unserm sich aufgeklärt nennenden Jahrhunderte; und doch hat man nie weniger Aufklärung über den Begriff von Aufklärung erhalten, als jetzt. Sonst nannte man Geübtheit in gründlichen und praktischen Wissenschaften Weisheit, und Erfahrung in Welthändeln Klugheit; und jedermann wußte, was er damit wollte: aber seit der Spottepoche Voltaire's und seiner Nachbeter wird der Witzling mit dem Weisen, der Schwätzer mit dem Gründlichgelehrten, und der grobe Recensent mit dem klugen Staatsmanne in Eine Kategorie gesetzt. Sie werden alle zugleich aufgeklärt genannt. Ja je oberflächlicher in seinen Kenntnissen, je ungebührlicher in seinen Ausdrücken, je frecher in seinen Behauptungen sich ein Mensch zeigt, je eher erwirbt er sich den Namen eines Aufgeklärten.

Diese verderbliche Unbestimmtheit in Begriffen, und schädliche Verschwendung einer ruhmvollen Benennung bewog mich, in diesen Staatsrelationen Etwas über Aufklärung und ihre Grenzen zu sagen, besonders da dieses Wort durch den Mißbrauch, welchen man davon machte, bey Staatsleuten so verhaßt, bey Gelehrten aber immer noch so unbestimmt geblieben ist.

Unter dem Worte Aufklärung verstand sonst jeder gescheute Mann nichts anders, als den richtigen Begriff einer Sache, und ihrer Nutzbar- oder Schädlichkeit. So weiß jeder Bauer, was sein Pflug, jeder Schuster, was sein Leisten ist, und wozu er sie brauchen kann. Es giebt aber Dinge, welche der Mensch wegen Beschränktheit seiner Natur nicht ergründen kann, worüber er also auch nie eine richtige Aufklärung erhalten wird, er mag so lange und so viel darüber nachdenken und sinnen, als er will. So haben seit Anbeginn menschlicher Untersuchungen viele weise und gelehrte Leute über den Ursprung der Dinge, über Gott, über das Verhältniß des Geistes zu dem Körper und andere unergründliche Dinge nachgedacht, und niemals den Grund davon auffinden können; ja Viele darunter verfielen auf die abgeschmacktesten und lächerlichsten Behauptungen. In diesen Dingen ist also der menschliche Geist beschränkt; und welcher Weise oder Philosoph behaupten will, er sey darüber aufgeklärt, beweißt gerade dadurch, daß er über sich selbst nicht aufgeklärt, folglich kein ächter Aufgeklärter sey. Daher sagte auch der bescheidene Sokrates: daß es eben ein Zeichen eines Weisen sey, wenn er bekennete, daß er darüber nichts wisse. Wir wollen diese unbegreiflichen Dinge Natur- oder Religionsgeheimnisse nennen, und annehmen, daß wir darüber keine ächte Aufklärung erhalten können.

1.

Natur- und religiöse Aufklärung.

Wenn man die verschiedenen Meinungen der alten und neuen Philosophen und Theologen über die unbegreiflichen Geheimnisse Gottes und der Natur genau prüft, so lassen sie sich in zwey große Sekten theilen, nämlich in die eleatisch-epikurische und die platonisch-stoische. Jene behauptete: daß alle Dinge der Welt nichts anders als eine Wirkung einer oder mehrerer Substanzen seyen, und entweder durch Nothwendigkeit oder Zufall hervorgebracht würden. Diese setzte aber eine allgemeine göttliche Vernunft voraus, welche alles geordnet habe und wieder zur Vernunft und Sittlichkeit führen müsse. Es würde für diese Staatsschriften zu weitläuftig werden, wenn ich alle die besondern Entwickelungen und Sätze dieser Systeme anführen wollte. Das Eins und Alles des Pythagoras und Xenophons, der Νοῦς des Anaxagoras, die Ideen des Plato, die Entelechien des Aristoteles, die Atomen des Epikur, der influxus physicus des Cartes, die Substanz des Spinoza, die Monaden und vorherbestimmte Harmonie des Leibniz, das Ich des Fichte, und der Idealism des Schelling rc. sind Beweise genug von der Unzulänglichkeit ihrer Untersuchungen: keiner von allen diesen Philosophen konnte mit Zuversicht sagen: Ich bin in die Geheimnisse Gottes und der Natur eingedrungen; und wenn er auch so dreist seyn, und seine Meinung als einzig wahr und unfehlbar darstellen wollte, wurde ihm sogleich widersprochen, oder er fand wenigstens keinen allgemeinen Glauben.

„Die aufgeklärte Theologie," sagt Schlegel [a] „soll zuvörderst in der Forderung vollkommener Begreiflichkeit der Religion, also in der Verwerfung aller Geheimnisse und Mysterien bestehen; wo sie sich in einer geoffenbarten Religion finden, die man zum Scheine noch will gelten lassen, werden sie wegerklärt. Das Unvernünftige in dem Bestreben, Alles auf Verständlichkeit zurückzuführen, tritt hier im vollesten Maaße ein: denn der Mensch, der ganz aus Widersprüchen zusammengewebt ist, kann sich nicht mit seiner Betrachtung in das Unsichtbare und Ewige vertiefen, ohne sich in einen Abgrund der Geheimnisse zu stürzen. Ferner wird in dieser Theologie die Phantasie als das Organ der Religion, und die Nothwendigkeit, dem Unendlichen eine sinnbildliche, so viel möglich individualisirende Darstellung zu geben, verkannt. Da es sich nun in allen Religionen ereignet, daß der innere Gottesdienst über den äußeren Ceremonien, die als Zeichen desselben ursprünglich eingesetzt waren, gänzlich verlohren geht, daß die Hülle für das Wesen genommen wird; so hat die Aufklärung in ihrer Polemik hingegen gewissermaßen Recht. Wer heißt sie aber die Idee, welche einem Gottesdienste zum Grunde liegt, nicht besser fassen, als seine grobsinnlichen Bekenner? Um ihren Namen zu verdienen, sollte sie vielmehr das gleichsam versteinerte und entseelte Symbol wieder zu beseelen wissen. Aber sie will eine pur vernünftige Religion, ohne Mythologie, ohne Bilder, und ohne Gebräuche. Man sieht leicht ein, daß dies tödtlich für die Poesie ist, welche einzig

a Europa, zweyten Bandes erstes Heft, Seite 71. In diesem vortrefflichen Aufsatze wird nicht nur Religion, sondern auch Sittlichkeit, Philosophie und Poesie nicht als Gegenstand der sogenannten Aufklärung gehalten.

auf dieser Seite ihre Berührungspunkte mit der Religion hat. So wird auch gegen den Anthropomorphismus geeifert, und die Bibel, die von einem Ende bis zum andern Gott unter menschlichen Bildern darstellt, kommt dabey freylich schlecht weg. Sobald der Mensch sich aber in eine persönliche Beziehung mit der Gottheit setzt, so kann er gar nicht aus dieser Vorstellungsart heraus, und es wird im Hintergrunde seines Gemüths, bewußter oder unbewußter Weise eine menschliche Bildung schweben. Was liegt denn auch hierin so unwürdiges und verkleinerndes? Allerdings, wenn wir den Körper blos irdisch betrachten, als ein Werkzeug sinnlicher Bedürfnisse und Genüsse. Mit geistigeren Blicken angesehen, ist er eine Allegorie auf das Weltgebäude, ein Spiegel und Abbild des Universums, was die Astrologen so schön durch das magische Wort Mikrokosmus bezeichnet haben. Betrachtet man nun die Natur hinwiederum als den Leib Gottes, so bekömmt der Anthropomorphismus eine ganz andere Gestalt, und eine Bedeutung, die weit über den Horizont der gewöhnlichen Aufklärung hinausgeht. — Endlich gehört zur aufgeklärten Theologie, bey einer Religion, die ein historisches Fundament hat wie die christliche, die aufgeklärte Ansicht der Geschichte, d. h. die Annahme, daß ehemalige Geschlechter in nichts von dem unserigen verschieden gewesen seyn können; alles wird also nach dem engen Zirkel heutiger Erfahrungen gemodelt, und wenn es da nicht hineinpaßt, verspottet oder wegerklärt. Als den Stifter dieser Ansicht kann man hauptsächlich Voltairen nennen, dem unsere neueren Exegeten mehr folgen als sie selbst wissen.

„Mit der Toleranz, die als Zubehör der Aufklärung betrachtet zu werden pflegt, verhält sichs ungefähr eben so.

Als politische Maxime betrachtet, daß nämlich Glieder verschiedener Religionspartheyen in einem Staate ungestört ihren Gottesdienst ausüben dürfen, kann sie sehr empfehlenswerth seyn, außer wo Staat und Kirche durch höhere Verknüpfung wieder eins werden, ist aber in so fern keineswegs eine Erfindung der neuesten Zeiten. Als Gesinnung hingegen fragt es sich, ob sie nicht bloß verkleideter Indifferentismus ist; denn unmöglich kann es einem gleichgültig seyn, ob Menschen, für die er sich interessirt, über die wichtigsten Angelegenheiten mit ihm gleich denken. Dazu, das Gültige und Gute hierin auch in einer von der unsrigen sehr verschiedenen Form und Denkart zu erkennen, gehört philosophische Universalität des Geistes; alsdann wird es aber auch nicht mehr bloße Duldung seyn, sondern wahre Schätzung. Ueberhaupt liegt in dem Worte Toleranz, so bescheiden und friedlich es klingt, eine große Anmaßung. Laßt uns doch erst fragen, in wiefern die andern, verschieden Gesinnten, uns dulden und ertragen mögen. Soviel ist ausgemacht, daß von Toleranz noch gar nicht die Rede seyn sollte, wo man sich das Recht anmaßt, irgend eine religiöse Ansicht mit dem Namen Schwärmerey, d. h., nur schonender ausgedrückt, Verrücktheit zu belegen. Die so gepriesene Toleranz unserer Zeiten darf aber nicht auf die mindeste Probe gesetzt werden, etwa, daß jemand Ernst mit dem Christenthum macht, oder religiösen Glauben an sonst etwas, den Toleranten wunderbar scheinendes, hegt; so kommt sie in ihrer wahren Gestalt zum Vorschein, und verräth die ihr eigentlich zum Grunde liegende Maxime: Alles soll tolerirt werden außer die Religion.

„Auf gleiche Weise verdient die Humanität in politischer Bedeutung, wo man z. B. gelindere Straf-

gesetze darunter versteht, und dergl. ein bedingtes Lob, als eine dem Geiste der Zeiten angemessene Einrichtung, indem bey geringerer Energie des ganzen Geschlechts Gesinnungen und Thaten des Grimmes und der Wildheit weniger zu besorgen stehen, und man also auch weniger davon abzuschrecken braucht. Doch darf nur eine Gährung in irgend eine große Masse kommen, so bricht das grausame Prinzip im Menschen mit Macht wieder los, und zeigt, daß es mit der gerühmten Sanftheit unserer Sitten nicht weit her ist. Schon in jedem etwas anhaltenden Kriege verwildern die Menschen, und daher das unendlich Hohe des ritterlichen Geistes, welcher die Brutalität hiebey gar nicht aufkommen ließ. — In geselliger Hinsicht ist Humanität oft nicht minder als die Toleranz bloßer Indifferentismus, eine zu gefällige Behandlung des Schlechten und Nichtswürdigen aus Mangel an Ernst und aus eigener Schlaffheit.

„Die Denkfreyheit, die ebenfalls eine Erfindung unserer Zeiten seyn soll, ist nothwendige Bedingung der Aufklärung, und die Aufklärer wissen sie daher nicht genugsam zu preisen. Nun heißt es zwar nach dem alten Sprichwort: Gedanken sind zollfrey; man sollte also meinen, Denkfreyheit wäre zu allen Zeiten in der Welt gewesen, wenn man sich nur mit seinen Gedanken fein still gehalten hätte. Sie wollen aber noch die Freyheit dazu haben, ein Langes und Breites darüber zu schwatzen, und zu schreiben und zu drucken. Dies fällt denn mit der sogenannten Publicität zusammen, d. h., der Erlaubniß und Freyheit, die Verhandlungen bey politischen Geschäften durch den Druck öffentlich bekannt zu machen; einer viel gepriesenen Erfindung, die aber aufs höchste nur Ersetzung eines Mangels seyn würde, indem ja in alten Staaten die Geschäfte gleich weit

öffentlicher, vor den Augen Aller, verhandelt wurden. — Von der Schreib- und Druckfreyheit kann man aber doch nicht sagen, daß sie eigentlich vorhanden sey, wo sie den Schriftstellern bloß durch den guten Willen der gerade jetzt Regierenden gegönnt wird, wenn sie nicht durch konstitutionelle Gesetze gesichert ist, welches sich wohl nur von wenigen Ländern Europa's rühmen läßt. In so fern fand sie im Mittelalter mehr Statt, wo man wegen der Trennung von Staat und Kirche und des häufigen Zwiespalts zwischen ihnen bey dem einen oder dem andern Schutz finden konnte; es finden sich daher auch die auffallendsten Beyspiele kühner Schreibfreyheit im Dante, Petrarca, Boccaz, den Minnesängern u. s. w. Seit der Reformation sind in den protestantischen Staaten die religiösen Angelegenheiten von den weltlichen Fürsten abhängig geworden; in den katholischen hat der Argwohn strenge Censur, Bücherverbote und dergleichen hervorgebracht. — So wie die Sachen jetzt stehen, kann freylich die Einschränkung der Druckfreyheit sehr verderblich werden; an sich betrachtet, läßt sich über die Grenzen derselben wohl sehr streiten, und es könnte vielleicht empfohlen werden, manche Untersuchungen in einer fremden gelehrten Sprache zu schreiben; eine alte Sitte, welche der Vorwitz, und dann auch die Ungelehrtheit der neuern Zeit, abgebracht haben."

Da wir also über solche Dinge keine ächte Aufklärung erhalten können, so fragt's sich: was ist, und worin besteht eigentlich religiöse Aufklärung?

Es ist in der Natur des Menschen gegründet, und die einstimmige Erfahrung alter und neuer Zeiten bestätigt es, daß der bürgerliche Mensch nicht wohl ohne Religion oder eine allgemeine geheiligte Moral bestehen könne. Wenn auch einzelne Zweifler oder starke Geister

ohne ein bestimmtes Bekenntniß sich als gute Bürger zeigten, so kann diese Ausnahme nicht als Regel für ein ganzes Volk angenommen werden. Findet sich also in einem Staate oder der bürgerlichen Gesellschaft eine Religion, welche erhabene Begriffe über Gott und die Natur, und eine eben so reine Moral aufstellt, so erfordert es die wahre Aufklärung, selbe zu achten, ja zu unterstützen, weil es nicht so leicht ist, dem Volke eine bey ihm geheiligte Moral wieder zu geben, wenn man einmal ihre Grundfeste erschüttert hat.

Ueber Religionswahrheiten können zuweilen Zweifel, Dispute und Zwiespalte entstehen, welche, wenn sie nicht mit Klugheit behandelt werden, die Kirchen- und Staatsordnung stören. Die ächte Aufklärung erfordert daher, daß in solchen Fällen, wo das Volk, ohne selbst etwas davon zu verstehen, leicht Parthey ergreift, ein gewisser aus den weisesten und klügsten Männern zusammengesetzter Senat, oder Synodus den Streit beyzulegen und die Gemüther zu vereinigen suche.

In allen Dingen, welche unter Menschen eingeführt werden, schleichen sich mit der Zeit Mißbräuche und Gewaltübungen ein, folglich auch in religiösen und kirchlichen. Es erfordert also abermal die wahre Aufklärung, daß ein Senat oder Synode angestellt werde, welche dieselben rügen, ihnen vorbeugen, oder, wenn sie schon eingerissen sind, sie abschaffen können.

Eben diese Mißbräuche erwecken zuweilen Reformatoren, welche, ohne einen angestellten Senat oder die Synoden zu begrüßen, im eigenen Gefühle ihrer Ueberzeugung selbe bestreiten. Wenn nun solche Menschen Widerspruch finden, so gehen sie im Eifer ihres Reformationsgeistes weiter, als sie anfänglich dachten, und greifen nebst den Mißbräuchen zugleich solche religiösen

Sätze an, welche man bisher für nöthige Glaubens- wahrheiten hielt. Daraus entspringt zuerst Zwiespalt in der Kirche, dann bürgerlicher Krieg im Staate. Die ächte Aufklärung erfordert daher wieder, daß der Senat oder die Synode nicht nur auf die Mißbräuche selbst wache, sondern auch eifrige Männer anhöre, welche dieselben bemerken und abgestellt wünschen. Da dieser Fall die historische und pragmatische Seite der religiösen Aufklärung betrifft, so wollen wir ihn näher beleuchten.

In den meisten, ja fast allen europäischen Staaten gelten noch positive Religionen und, zwar hauptsächlich die Christliche, als der Inbegriff der öffentlichen Moral. Wo hat man ein Volk ohne Glauben gesehen? Alle die verschiedenen Sekten, wozu sich die Christen bekennen, sind einig in den hauptmoralischen Wahrheiten. Der Katholik, wie der Protestant, der Kalviner wie der Lutheraner, der Herrnhuter, wie der Socinianer hält Mord, Diebstahl, Ehebruch, Unmäßigkeit rc. für Sünde, Wohlthun und Menschenliebe für Pflicht. Nur in den Artikeln des Glaubens denken sie verschieden: da aber diese auf unbegreiflichen Wahrheiten beruhen, und auf das praktische Leben eigentlich keinen Bezug haben, indem sie blos spekulativ sind; so stören sie an und für sich selbst die Ruhe der bürgerlichen Gesellschaft nicht; denn eine jede Sekte bekennt schon dadurch, daß sie geoffenbarte Mysterien annimmt, die Unmöglichkeit der Aufklärung über diese unbegreiflichen Dinge. Wenn zum Beyspiel der Lutheraner den Katholiken der Abgötterey beschuldigen will, daß dieser die Gegenwart Gottes im Sakramente verehrt; so kann ein Gleiches der Kalviner dem Lutheraner entgegensetzen, weil dieser selbe doch wenigstens in der Nießung annimmt; und so fort wieder der Socinianer dem Kalvinisten, weil dieser einen Men-

schen als Gott anbetet, u. s. w. Alle diese verschiedenen Meinungen beruhen auf einem und demselben Geheimnisse, und wer, wenn es nicht ein Senat oder Synode thut, soll entscheiden, welches die Wahre sey?

Solche Widersprüche in religiösen Dingen haben lange die Christenheit in Uneinigkeit, und die Staaten in bürgerliche Kriege verwickelt, ohne daß sich ein oder der andere Theil einer größern Aufklärung darüber rühmen könnte.

Die ersten Reformatoren wollten auch nicht sowohl den Glauben als die Sitten und Kirchenzucht reformiren. Da sie aber einige Artikel als die Ursache der Mißbräuche selbst ansahen; so blieben endlich auch diese nicht verschont. Sie warfen das Ansehen des Pabstes und der Koncilien übern Haufen, weil selbe ihre Lehre verdammen konnten. Sie griffen die Gegenwart im Sakramente an, weil dieser Glauben den sinnlichen Gottesdienst erhebt; sie nahmen das Fegfeuer nicht an, weil sie dieses als ein Beförderungsmittel der geistlichen Macht hielten; sie verwarfen endlich die Göttlichkeit Christi selbst, weil sie alle Verehrung eines Menschen als Abgötterey betrachteten.

Nun traten aber die Kirchenhäupter auf, und sagten ihnen: die Kirche ist eine Gesellschaft, von Gott selbst gegründet und gesetzt. Ihren Vorstehern allein kommt das Recht zu, den Glauben zu bestimmen und die Mißbräuche abzustellen. Die Koncilien haben von jeher die übertriebene Gewalt der Päbste beschränkt, die Sitten der Geistlichen gebessert, den Aberglauben und Abgötterey verdammt, aber nie den Glauben erschüttert. Es steht in ihrer Gewalt, Fast- und Feyertage einzusetzen und abzuschaffen, den ehelosen Stand der Priester zu gebieten und aufzuheben, Mönchsklöster zu stiften oder zu ver-

nichten, den Gottesdienst zu vervielfältigen oder zu vereinfachen ꝛc. Ueber alles das, was ihr an der Kirche rügen wollt, hat sie Gewalt, und sie kann es so oder so ordnen; nur die alten, von den Kirchenvätern bis auf unsere Zeiten übertragenen Religionswahrheiten darf sie nicht ändern, oder verdrehen. Wollt ihr also wahre Mißbräuche abgeschafft wissen, so wendet euch an uns, und es soll geschehen, aber den Glauben zu schmälern, liegt nicht in unserer Macht.

Nach diesen beyderseitigen Aeußerungen war keine Vereinigung in Glaubenssachen mehr möglich; über die Abschaffung der Mißbräuche konnten zwar beyde Theile einig werden, nicht aber über die Feststellung der Glaubensartikel. Beyde glaubten Recht zu haben, und keine Parthey konnte doch behaupten, daß sie über Glaubenssachen aufgeklärter sey, als die andere. Denn ein Ding glauben, und darüber zu gleicher Zeit aufgeklärt seyn wollen, ist ein offenbarer Widerspruch. Aufgeklärt über eine Sache seyn, heißt sie begreifen; welche aber von allen diesen Partheyen konnte sich rühmen, Geheimnisse begriffen zu haben?

„Die Reformation," sagt Schlegel [3], „hat wider Mißbräuche geeifert, deren Abstellung in der Gesammtheit der Kirche (das bedeutet ja Katholicismus) vielleicht allmähliger, später, aber universeller und daurender zu Stande gekommen wäre. Uebrigens gleichen die Reformatoren schon darin den neueren Theologen, gegen die sie übrigens Heroen und Colossen waren, daß sie, Gegner aller Mystik, gleichsam um den Wunderglauben markteten, wie wohlfeil sie etwa damit abkommen möchten; daß sie die Nothwendigkeit und Bedeutung einer sinnbildlichen Entfaltung der Religion

3 Ibidem. Seite 76.

tn Gebräuchen und Mythologie verkannten, und endlich, daß sie sehr unhistorisch zu Werke giengen, indem sie die ganze Geschichte des Christenthums von beynahe anderthalb tausend Jahren, nur etwa die ersten Generationen abgerechnet, mit Einem Streiche vernichteten. Die protestantisch gewordenen Länder erlitten durch sie anfangs einen großen Rückschritt in eine barbarische Kontroverszeit; die nachherigen Fortschritte in den Wissenschaften waren mehr indirekte Wirkung. In den katholisch gebliebenen Ländern erfolgte ebenfalls eine Hemmung und Stillstand der schon so blühenden Bildung, indem die um ihre Existenz kämpfende Kirche illiberal und argwöhnisch ward. Zuvor war sie die milde Mutter der Künste gewesen; in der Musik hat uns der Kirchengesang vielleicht die einzigen ächten Ueberreste griechischer Musik bewahrt; die Malerey verdankt ihr alles: Gegenstände, Begeisterung und großen Wetteifer; die Skulptur und Architektur nicht zu erwähnen. Noch hat die Malerey in keinem protestantischen Lande zu einigem Flor gelangen können (Holland etwa ausgenommen: was bedeutet dies aber gegen die großen italiänischen Gemälde aus dem 16ten Jahrhundert?), und es läßt sich leicht nachweisen, daß dies von der religiösen Verfassung herrührt. Europa, bestimmt nur eine einzige große Nation auszumachen, wozu auch die Anlage im Mittelalter da war, spaltete sich in sich: das wissenschaftliche Streben zog sich nach Norden, die Kunst und Poesie blieb im Süden; und da ohne die Reformation Rom verdientermaßen, der Mittelpunkt der Welt geblieben wäre, und die ganze europäische Bildung italiänische Farbe und Gestaltung angenommen hätte: so gaben jetzt Frankreich und England den Ton an, und unnatürlich verbreitete sich von daher aus der Westwelt vieles auch über Deutschland, den

eigentlichen Orient von Europa. Deutschland als die Mutter der Reformation, hat auch an sich selbst die schlimmsten Wirkungen von ihr erfahren: in zwey Nationen, die nördliche und südliche, geschieden, die ohne Zuneigung und Harmonie von einander nicht wissen, und sich hinderlich fallen, statt gemeinschaftlich herrliche Erscheinungen des Geistes hervorzurufen, hier durch Mißbrauch der religiösen Freyheit erschlafft, dort durch geistlichen Despotismus gedrückt und dumpf geworden, und noch ist keine Aussicht zur Vereinigung da. Deutschland spielt die übelste Rolle in der Geschichte, und ist in Gefahr seine Selbstständigkeit ganz einzubüßen."

Aber auch selbst im praktischen Leben konnte weder das eine noch das andere Bekenntniß an und für sich selbst größere Aufklärung gewähren. Thomas Morus war ein so gerechter und sittlicher Staatsmann als Hugo Grotius; Richelieu ein so aufgeklärter Minister als Oxenstierna, Wallenstein ein so großer General als Wrangel, de Thou ein so vortrefflicher Geschichtschreiber als Puffendorf, und Tasso ein so geistreicher Dichter als Milton, obwohl Erstere sich zur katholischen, Letztere zur protestantischen Kirche bekenneten. Ein klarer Beweis, daß sich ein Mensch nicht rühmen könne, daß er im praktischen Leben größere Aufklärung besäße, wenn er weniger Glaubensartikel annimmt; denn die praktische Aufklärung wächst nicht mit der Abnahme des Glaubens, sondern mit der Kenntniß solcher Dinge, welche wir begreifen können. Aus allem dem folgt, daß sich die religiöse Aufklärung nur über die Moral und Kirchenordnung erstrecken könne, der Mensch aber im übrigen seine Unwissenheit bekennen müsse. Hat doch die neueste Philosophie den Glauben

über das Wissen setzen müssen; was will, was kann die Theologie thun [4]?

2.

Politische Aufklärung.

Wir kommen nun auf einen andern Zweig der Aufklärung, welcher in unsern Tagen eben so große Erschütterungen hervorgebracht hat, als zu den Zeiten der Reformation die religiöse: ich meyne die politische Aufklärung.

Religionssachen können nicht begriffen werden, denn sie liegen außer dem Gebiete der menschlichen Erkenntniß; aber politische Dinge sind Menschenwerke, und man kann nicht nur, sondern soll sich darüber wahre Aufklärung erwerben.

Woher kam es denn aber, daß in unsern aufgeklärtern Zeiten sich das aufgeklärteste Volk Europens so gewaltig daran verstoßen hat? Die Philosophen hatten die ersten Rechtsgründe auseinander gesetzt, Staatsmänner die Formen der bürgerlichen Gesellschaft festgestellt, ein allgemeiner Freyheitsenthusiasmus selbe unterstützt; und doch sind bey und durch die französische Revolution solche politische Fehler und Gewaltthaten begangen worden, welche man seit undenklichen Zeiten in der Staatsgeschichte nicht erhört hat.

In politischen Dingen ist eine doppelte Aufklärung nöthig, welche man wohl unterscheiden soll. Man muß erstens die allgemeinen Rechtsgründe erforschen, und

4 Die Skeptiker alter und neuer Zeiten haben dadurch die philosophischen und theologischen Sophisten in eine gewaltige Verlegenheit gebracht, daß sie ihnen zuvor den ersten Grund alles Wissens abforderten; und sie eben dadurch wieder auf den Glauben verwiesen.

dann die besondern Klugheitsregeln kennen, welche zur wirklichen Feststellung der ersteren nöthig sind. Jene gründen sich auf die Vorschriften der Vernunft, diese auf die Vorschriften der Erfahrung. Jene haben es mit abstrakten Wahrheiten, diese mit den individuellen Leidenschaften der Menschen zu thun. So ist es zum Beyspiele ein allgemeiner Rechtssatz, daß die Menschen alle an Rechten gleich, und in der bürgerlichen Gesellschaft als einzelne Kontrahenten anzusehen sind. Da aber die Organisation eines Staates nach Maaßgabe seiner Größe, Bevölkerung, Lage, der Sitten des Volkes rc. besondere Rangordnungen, Bürgerklassen, Stellen und Abtheilungen erfordert; so würden seine Gesetzgeber einen geringen Grad von politischer Aufklärung beweisen, wenn sie diese allgemeinen Rechtssätze so ganz nackt, wie sie da liegen, auf das bürgerliche Leben anwenden wollten. Nur an Rechten sind alle Bürger eines Staates einander gleich, aber weder an Rang, noch Vermögen, noch Gewalt, noch Kultur, noch Leidenschaften. Auf alle diese Dinge muß ein weiser Gesetzgeber Rücksicht nehmen, wenn er den Staat gut und gehörig organisiren will.

Ein anderer allgemeiner Rechtssatz ist, daß alle unabhängige Staaten an Rechten gleich seyen. Allein wenn der Staatsmann einer kleinen Republik, wie die ligurische, oder eines kleinen Fürstenthums, wie im deutschen Reiche, eben die äußern Maaßregeln nehmen wollte, wie ein Kaiser der Russen oder Franzosen, so würde er sich wahrlich dadurch lächerlich machen. Letztere können zahlreiche Armeen marschiren lassen, Erstere müssen sich nur durch kluge Bündnisse schützen. So sehr hängt die ächte politische Aufklärung von Umständen, Verhältnissen und den Leidenschaften der verschiedenen Staaten und Völker ab.

Indessen giebt es doch einige Dinge in der Politik, worin eine allgemeine Richtschnur der Aufklärung angenommen werden kann. Z. B. die Zivil- und Kriminalgesetzgebung, die Verwaltung der Finanzen, die öffentliche Erziehung, die Industrie, die öffentlichen Armen-, Kranken-, Landnothdurfts- und Pupillenanstalten 2c. In solchen Dingen sind alle Staaten einander gleich, und ein Jeder muß sich bestreben, die bestmöglichste Aufklärung darüber zu erhalten.

Ein anderer wichtiger Gegenstand der politischen Aufklärung ist die gesetzmäßige Regierung eines Staates. Seine Form mag nun nach Lage und Umständen monarchisch, aristokratisch, demokratisch oder gemischt seyn; nie soll und darf Willkühr und Bedrückung darin Statt haben. Der kluge Montesquieu hat in seinem schönen Werke über den Geist der Gesetze die Mittel angegeben, wodurch in den verschiedenen Staatsverfassungen die Willkühr und der Despotismus abgehalten wird. Auch andere alte und neuere politische Schriftsteller und Geschichtschreiber haben ein gleiches gethan. Es ist also gut, wenn sich ein jedes Volk oder vielmehr seine Häupter und Vorsteher eine solche politische Aufklärung über diesen Punkt erwerben, daß aller Gewaltthätigkeit so viel möglich der gesetzmäßige Damm entgegengesetzt werde.

Der Hauptzweig der politischen Aufklärung ist aber die Menschenkenntniß, und ihrer Leidenschaften, Charaktere und Neigungen. Ohne diesen wird man sich weder in Anordnung der Staatsverfassungen, noch in Behandlung der Geschäfte guten Fortgang versprechen können. Die größten Gesetzgeber und Staatsleute haben sich in diesem Punkte vorzüglich ausgezeichnet. Sie gaben ihrem Volke solche Gesetze und Verfassungen, welche seinem Charakter und seinen Sitten die angemessensten waren,

und wußten die Neigungen und Leidenschaften der Menschen so zu benutzen, wie es ihre Absicht erforderte. So weise und aufgeklärt sich auch manche Häupter der französischen Revolution dünkten, wenn sie sich über etliche alte Vorurtheile des Pöbels hinauszusetzen wußten; so wenig Aufklärung zeigten sie in der wirklichen Gesetzgebung und Staatsverwaltung. Sie warfen ein altes Gebäude übern Haufen, ohne an dessen Stelle ein solides neues gesetzt zu haben. Sie ließen sich den Zügel der Staatsverwaltung aus den Händen reißen, ehe das Volk noch an die Ordnung der Dinge gewöhnt war; und mußten endlich selbst wünschen, daß man jene alten Institute wieder hervorsuchte, deren Vertilgung sie als den Triumph der politischen Aufklärung angesehen hatten.

Bey diesem Theile der politischen Aufklärung, welcher sich auf die Kenntniß und Benutzung der menschlichen Leidenschaften gründet, wird es nicht undienlich seyn, wenn ich hier anführe, wie sich große Staatsmänner des Enthusiasmus des Volks und selbst des Aberglaubens bedient haben, um große Dinge hinauszuführen. Es haben schon Polybius und Tacitus unter den Alten, Machiavel und Montesquieu unter den neuern Geschichtschreibern dargethan, mit welcher Klugheit und Wirksamkeit der Areopag bey den Griechen und der Senat bey den Römern die Weihungen des Epimenides und die Eidschwüre der Plebejer benutzt hatten, um Aufruhr abzuhalten, und die Armeen zu Siegen zu führen. Die großen Thaten der Alten, sagen Machiavel und Montesquieu, waren weniger auf freye Räsonnements, als auf einen heiligen Enthusiasmus der Völker gegründet, welchen ihre Häupter anzufachen und zu unterhalten wußten; und selbst in neuern Zeiten hat vielleicht der Marseillaner Marsch und das

God seave the King mehr Wirkung hervorgebracht, als alle abstrakten Räsonnements über die Rechte der Menschen.

„Was ist denn doch aber wohl die Ursache, sagt „Demosthenes, daß ehedem die Griechen insgesammt „so bereit und willig waren, für ihre Freyheit zu fechten, „als die jetzigen ihrer Sklaverey täglich mehr zulaufen? „Ich will es euch sagen, Männer von Athen! Es war „damals in den gemeinen Leuten ein Trieb, ein Geist, „welcher sich verlohren hat, und nun gänzlich verloschen „ist. Dieser Geist hat den persischen Reichthum mit Füßen „getreten; er hat Griechenland in seine Freyheit gesetzt; „er ist aus allen Schlachten zu Wasser und zu Land „siegreich davon gekommen."

Ohne uns viel in die Geschichte der alten Griechen und Römer zu entfernen, wollen wir aus der neuen französischen Geschichte Beyspiele anführen, welche jenen alten gleichen.

So lange Frankreich und England, diese ewigen Feinde in dem europäischen Völkerbunde, mit einander kämpfen (ihr Zwist scheint schon bey ihrer ersten Bildung entsprungen zu seyn), war vielleicht kein Krieg für das französische Reich fürchterlicher und gefährlicher, als jener, welcher unter Karl VI. und VII. geführt wurde. Die Engländer hatten unter Anführung ihres tapfern Königs Heinrich V. schon alle nördlichen Provinzen eingenommen. In der blutigen Schlacht bey Azincourt waren vier Prinzen vom Geblüte und der Kern des französischen Adels geblieben. Die Partheyen von Orleans und Burgund zerrissen die Eingeweide des Staates, und halfen dem Feinde selbst zum Siege. Der König war aus Paris in eine kleine Provinz getrieben; seine Mutter selbst heimlich auf der Seite der Engländer; Heinrich VI. von England schon wirklich als König von Frankreich gekrönt.

Die schlechte Staatsverwaltung half nicht weniger das Reich zu Grunde zu richten, als die Feinde. Der Staat hatte keinen Rath, die Truppen keinen Anführer, die Regierung keine Hülfsquellen. Während dem die Engländer eine Provinz nach der andern wegnahmen, lag Karl VI. in den Armen seiner geliebten Agnes, ordnete Feste und Lustpartheyen an, und verschwendete in Wollüsten die wenigen Gelder, welche noch die Armeen unterhalten konnten, so daß ihm der wackere la Hire selbst ins Gesicht sagte: Ich denke, Ew. Majestät könnten Ihr Königreich nicht mit mehr Kurzweil verlieren.

In dieser Noth erschien ein Mädchen aus Dom-Remi, ohne Vorzüge der Geburt, ohne Glanz des Namens, ohne Kraft der Männlichkeit, und bot sich dem weibischen Könige an, den Staat zu retten. Sie rühmte sich himmlischer Eingebungen, dünkte sich ein Werkzeug der Vorsehung, und versprach den Franzosen göttlichen Beystand in ihren Kriegen.

Der König, die Staatsräthe, die Bischöffe, und selbst die Krieger folgten ihrem Winke, man vertraute ihr, sey es aus Glauben oder Klugheit, das Kommando des Heeres an.

Zu der Zeit belagerten die Engländer gerade Orleans, und wenn dieser Platz genommen war, konnte ihnen die gänzliche Unterwerfung Frankreichs nicht mehr fehlen. Das Mädchen aber umgürtete seinen zarten Leib mit einem Harnisch, steckte sein holdes Gesicht in eine Blechhaube, nahm ihr geheiligtes Schwerdt in die Hand, beschämte den Anführer, entflammte den Soldaten, und schlug mit Heldengeist die Engländer von dieser Vestung weg.

Sie hatte nämlich dem Könige vorausgesagt, daß sie die Feinde besiegen, und ihn zu Rheims krönen lassen

würde. Sie thats. Der durch sie wieder begeisterte Franzos überwand die Engländer in allen folgenden Treffen. Auxerre, Troyes, Chalons, Soissons, Compiegne und viele ande andere Städte wurden wieder eingenommen, die Feinde verlohren die eroberten französischen Provinzen. Im Jahr 1429 den 17. Juli wurde der König in Rheims gekrönt, und in kurzer Zeit beherrschte er wieder, bis auf Calais, sein ganzes Königreich.

Zu Anfang der französischen Revolution sahe man ein ähnliches Schauspiel. Ganz Europa zog mit mächtigen Heeren gegen ein seine Freyheit vertheidigendes Volk. Schon waren in den Niederlanden viele Vestungen, am mittelländischen Meere die Seeplätze eingenommen. Hier droheten die Kaiserlichen dem Elsaß und Lothringen, dort die Engländer und Vendeer Bretagne und der Provence, indessen der bürgerliche Krieg das Herz von Frankreich zu zerreißen schien. Der Enthusiasmus der Freyheit siegte über alle diese Hindernisse. Montesquieu rückte in Savoyen, Dümourier in die Niederlande, und in kurzer Zeit hatten die Republikaner nicht nur ihren eigenen Boden wieder erobert, sondern ihre Armeen stunden auch weit im feindlichen Gebiete.

Allein bald veränderten sich diese glänzenden Auftritte in die fürchterlichsten Greuelsceenen. Die Häupter des Nationalkonvents in sich selbst entzweyet, setzten an die Stelle der ungemein beliebten Göttin der Freyheit, die scheußliche Furie des Schreckens, und nannten sie Vernunft. Vor den französischen Heeren wehete zwar immer noch die Fahne des Vaterlandes, allein hinter ihnen rückte das blutige Gerüst der Guillotine her, und versetzte alles in Furcht und Schrecken.

„Als der öffentliche Ruf," sagt ein Glied dieses Nationalkonvents, „überall unsere Triumphe bekannt „machte, was mußte die Welt von einem Gouvernement „denken, welches eine Armee von Helden geschaffen, „und auf zwanzig verschiedenen Punkten den Sieg orga= „nisirt hatte? Sollte man sich dabey nicht eine Versamm= „lung von Menschen gedacht haben, welche einig in ihren „Entschlüssen, entflammt vom glühendsten Patriotism, „entfernt von aller Faktion und Privatinteresse, nur das „allgemeine Wohl vor Augen gehabt hätten? Eine Ver= „sammlung von der man das hätte sagen können, was „der Minister des Pirrhus einst vom römischen Senate „sagte. Allein diese Menschen, welche ganz Europa „zittern machten, welche im Auslande mit dem Gedan= „ken der Größe umgeben waren, stellten vor den Augen „ihrer Mitbürger das Bild der kleinsten Leidenschaften „dar. In der Ferne war es der Glanz des Olymps und „die Majestät der Götter; in der Nähe das traurige „Schauspiel von einigen schwachen Tugenden, der elende „Kampf von niedriger Eigenliebe, und das schändliche „Bestreben des Hasses und der Rache. Woher kamen „die großen Bewegungen, welche wir sahen? Soll ichs „sagen? Von einer Gottheit, welche man Furcht „nennt. Die Furcht hat in unserer Revolution eine so „große Rolle gespielt, daß man öfter das der Politik, „dem Ehrgeitze, oder gar tiefen Einsichten zuschrieb, „was nur geschah, um seinen Gegner zu überraschen, „und ihm selbst Furcht und Schrecken einzujagen."

„Betroffen von der Ruchlosigkeit einer Generation, „unter welcher man zu gleicher Zeit, und vielleicht das „erstemal die grausame Brutalität der Wilden, und die „ränkevolle Verschlagenheit geschliffener Menschen ver= „einigt sahe, fragte ich mich oft selbst: Welches sind

„denn wohl die übelverdauten Grundsätze, die so viele
„Menschen verdorben haben? und ich glaubte bemerkt
„zu haben, daß die Angriffe, welche man auf die Gei-
„stigkeit der menschlichen Seele gethan hatte, die Haupt-
„ursache jenes Höllengeistes seyen, welcher so viele
„Greuelsceenen und Unheil hervorgebracht hat. Der
„Mensch wurde nicht mehr als ein Spiegel, als ein
„Bild der Gottheit angesehen; man zertrümmerte ihn
„ohne alle Barmherzigkeit und Gewissensbisse. Freche
„Naturalisten haben das Reich jener sträflichen Sophi-
„sten verbreitet, welche alles aus körperlichen Reizen
„erklären, alles auf blos physische Bewegungen zurück-
„bringen wollen. Heillose Philosophie! welche den
„Menschen zum Viehe herabwürdigte, du hast die
„Herzen unserer Mörder und Gurgelabschneider mit einer
„Stahlkruste umgeben; du hast alle Menschlichkeit so in
„ihnen vertilgt, daß noch keiner von ihnen mit Reue
„bekannt hat: Wir waren Ungeheuer!„

Es giebt Zeiten, wo sich eine aufgeklärte Politik gewalt-samer und außerordentlicher Mittel bedienen muß. So retteten die Scipionen Rom nach der Schlacht bey Kannä, so Friedrich II. Preußen im siebenjährigen Kriege. Allein wenn eine Regierung durch ihre Unklug-heit selbst die Ursache des Verderbens und der Verzweif-lung ist; wenn sie den Enthusiasmus, welcher ihre Bürger belebt, selbst in Furcht und Schrecken verwandelt: dann kann man ihre Staatskunst weder aufgeklärt noch edel nennen; und so wird einem unpartheyischen Ge-schichtsforscher die Erscheinung eines Mädchens von Orleans ehrwürdiger und zweckmäßiger, als alle gewalt-samen Operationen tyrannischer Regenten. Die poli-tische Aufklärung besteht nicht in Unterdrückung aller Gefühle und Leidenschaften des Volks, sondern in kluger

Benutzung derselben. Denn der Staat, welcher keine Leidenschaften hat, ist, wie Montesquieu so richtig sagt, wie ein kranker Mensch, welcher nur darum nichts fühlt, weil ihm die Kräfte fehlen.

Ein Theil der politischen Aufklärung erstreckt sich auch auf die wissenschaftliche, wovon wir so eben reden werden.

3.
Wissenschaftliche Aufklärung.

Unter wissenschaftlicher Aufklärung versteht man die ächte Kenntniß derjenigen Dinge, welche man wissen und begreifen kann und soll. Wo kein Wissen mehr Statt hat, fängt, selbst nach dem Urtheile der neuesten Philosophen, der Glauben an. Welches sind also die Grenzen der menschlichen Wisserschaft?

Ich habe schon oben dargethan, daß in naturphilosophischen und religiösen Dingen keine wahre Wissenschaft zu erlangen sey. Wer hat Gott und die ersten Gründe der Natur erkannt? Alle darüber aufgestellten Systeme sind jederzeit nur als glänzende Hypothesen angesehen worden. Ja die meisten davon hielt man mehr für schöne Dichtungen einer reichen Phantasie als gründliche Wahrheiten der Vernunft. Die wissenschaftliche Aufklärung schränkt sich also blos auf jene Gegenstände ein, welche der Mensch begreifen kann, und ihm nützlich und nothwendig sind.

Es wäre zu weitläuftig, wenn ich hier den ganzen Stammbaum der wissenschaftlichen Erkenntniß prüfen und theilweise aufführen sollte. Es wird genug seyn, wenn ich die Hauptzweige kürzlich berühre.

Vor allem ist nöthig, eine gesunde Logik zur Bildung des Verstandes, und eine feste Moral zur Bildung

des Herzens aufzustellen; obwohl auch letztere eigentlich nicht auf dem Wissen beruht. Nach diesen Hauptwissenschaften kömmt die Physik und alle damit verbundenen oder darauf beruhenden Kenntnisse, als Naturgeschichte, Medizin, Oekonomie rc. Die mathematischen Wissenschaften müssen der menschlichen Erkenntniß Richtigkeit und Hülfe leisten. Die Staatswissenschaften und ihre Geschwister, als Geschichte, Politik, Jurisprudenz rc. sind dem bürgerlichen Menschen unentbehrlich geworden. Die schönen Künste und Wissenschaften dienen nicht nur den übrigen, sondern sind eine reiche Quelle der menschlichen Glückseligkeit und des Wohlstandes; und viele davon suchen selbst außer dem Wissen ihren Grund. Alle diese Wissenschaften sind der Gegenstand der menschlichen Erkenntniß, und man soll sich darin die höchstmögliche Aufklärung verschaffen. Jeder einzelne Mensch sowohl, als ein ganzer Staat wird die Vortheile finden, welche ihm zuwachsen, wenn er sie kultivirt und durch neue Entdeckungen vermehrt. Daher haben auch alle wohlbestellte Regierungen sich wechselseitig bestrebt, diejenigen, welche sich damit abgeben, zu unterstützen und zu befördern. Eine Folge der wissenschaftlichen Aufklärung ist die

4.

Handwerkliche und häusliche Aufklärung.

Diese erstreckt sich über alle Beschäftigungen des menschlichen Lebens, welche zum Unterhalte des Staates und der Familien dienen, als Ackerbau, Bergbau, Handwerke, Haushaltung, Handel und Gewerbe Auch hierin ist der höchstmögliche Grad von Aufklärung nachzusuchen. Kenntniß der Produkte und des Bodens,

Vervollkommnung der Maschinen und Instrumente, Entdeckungen neuer Vortheile ꝛc. sind von allen Sekten und Regierungen zugleich als nützlich und wohlthätig angesehen worden.

Es ist seltsam, wenn man betrachtet, daß sich öfter ganze Nationen und Völker wegen Glaubensmeinungen und politischen Dingen einander verdammen, verfolgen und bekriegen, und doch alle einander in solchen Dingen nachahmen, deren Nutzen und Brauchbarkeit vor Augen liegt. Mehrere Jahrhunderte hindurch haben Glaubensartikel die Kirche getrennt und Völker entzweyet, indessen sie allerseits in wissenschaftlicher Aufklärung einander nacheiferten. Während der französischen Revolution haben die Jakobiner die Könige, und die Könige die Jakobiner verdammt, aber die jakobinischen und königlichen Heere bedienten sich doch beyderseits der reitenden Artillerie und des Telegraphs. Glaubens- und philosophisch-politische Sätze sind öfters unter Todesstrafe verboten gewesen; aber nie hat man gehört, daß eine neue nützliche Erfindung in Wissenschaften oder Handwerken verbannt wurde, ja sie fand vielmehr gleich die schnellste Aufnahme. So wurde die Buchdruckerey, der Kompas, das Pulver, die Schutzblattern, der Kleebau ꝛc. in allen Staaten und bey allen Völkern des Erdbodens angenommen, sie mochten sich zur Lehre Christi oder Moses, Mahomeds oder Luthers bekennen; sie mochten von einem Könige oder Sultan, Senate oder Dogen regiert werden.

Hier ist also das fruchtbarste, nützlichste und unschädlichste Feld der menschlichen und bürgerlichen Aufklärung; und alle Regierungen und Menschen sollten sich bestreben, darin fortzurücken und sich wechselseitig ihre Entdeckungen, Untersuchungen und Erfindun-

gen mittheilen. Ich habe es nöthig gefunden, in diesen Staatsrelationen die öffentliche Erklärung, was ich durch Aufklärung verstehe, vorauszuschicken, und ich werde mich in Zukunft bestreben, alles das darin aufzunehmen, was ich als eine Frucht der ächten politischen oder menschlichen Aufklärung halte. Der unrichtige Begriff der ersteren hat in unsern Tagen scheußliche Auftritte und einen der blutigsten Kriege hervorgebracht. Der Mißbrauch der letztern könnte mit der Zeit ähnliche Verfolgungen und Greuelsceenen hervorbringen, wie sie Deutschland dreyßig ganze Jahre hindurch geführt hat. Rechtschaffene Schriftsteller, welche auf das Publikum wirken wollen, müssen sich bestreben, durch eine wahre Aufklärung und eine Zurechtstellung der schiefen Begriffe solche Abscheulichkeiten zu verhüten. Ich werde daher in den künftigen Heften eine eigne Rubrike offen halten, worunter ich alle die Verordnungen, Institute, Erfindungen und Staatseinrichtungen stellen will, welche als Früchte einer ächten Aufklärung fast überall anerkannt sind. Ich weiß es gar wohl, daß jetzt der größte Theil der Lesewelt lieber von künftigen Kriegen und Staatsveränderungen, von geheimen Kabinetsplanen und großen Auftritten, als von nützlichen Anstalten, heilsamen Instituten und seltenen Erfindungen hört: allein ein politischer Schriftsteller muß nicht allein ergötzen und unterhalten, er soll auch nützen. Flavie Goja war lange nicht so berühmt, als Ezzelino; Drake nicht so bekannt als der Herzog von Bukingham: aber die Zeit des Glanzes ist vorüber gegangen, und noch segnet man die Erfindungen der Erstern, indessen man Letztere nur noch dem Namen nach kennt.

III.

Die Länder von Nassau.

Als ich neulich den lieben Rhein hinabfuhr, und die schönen Länder betrachtete, welche dem Hause Nassau, durch den Deputationsschluß zugefallen sind, dachte ich so bey mir: wie glücklich kann hier ein Fürst sich und seine Unterthanen machen!

Da ich denn von Jugend auf eine gewisse Verehrung gegen diese erlauchte Familie fühlte, sey's, weil ich sie ihre Lande glücklich regieren sahe, oder weil mich die öftern Wallfahrten, welche ich nach Sonnenberg und Adolfseck machte, an die Heldenthaten des Stammes erinnerten; so glaubte ich über diesen Gegenstand in meinen Staatsrelationen Etwas sagen zu müssen.

Ein jedes Land hat seine eigene Größe, Bevölkerung, Produktion, Lage und natürliche Vortheile. Diese muß eine kluge Regierung in Betrachtung ziehen, und darnach die öffentlichen Anstalten und Verhältnisse bestimmen. So bildete die Natur selbst das rauhe Sparta zu einem Kriegsheer, die Schweizer zu einem Hirtenvolke, England und Holland zu Handelsstaaten, und Italien zum Sitze der schönen Künste.

Die Nassauischen Lande sind zu klein, um mächtige Heere zu erhalten; sie sind nicht mit Meer umflossen, um einen großen Handel zu treiben, und machen keinen

mächtigen Staat aus, welcher das Gleichgewicht von Europa erhalten könnte. Aber die Natur hat ihnen Alles gegeben, um ein glückliches Volk zu bilden, und der Sitz der Industrie, der Künste und Wissenschaften zu werden.

Ihre Lage ist vortrefflich und wunderschön, sie tragen die edelsten Produkte Deutschlands, sie sind von zwey der größten und schönsten Flüsse begrenzt, und zählen geistreiche muntere Bewohner. Welche Anlagen! welche Vortheile.

Die Industrie der Menschen kam dem Reichthum der Natur zu Hülfe. Die Getreidefelder der Aemter Höchst, Hofheim, Epstein und Wiesbaden sind gut angebaut, die Weinberge des Rheingaues fast auf die höchste Stufe der Kultur gebracht, die durch den Krieg geschmälerten Waldungen wieder hergestellt, die Bergwerke unterhalten. Zu Castel und Höchst bestehen schon von den vorigen Regierungen her Tobacks-, am letztern Orte und zu Flörsheim Porzelain- und Fayence-, zu Kaub und Vallendar Lederfabriken; und da der Weinbauer im Winter wenig zu thun hat, so könnten im Rheingaue die alten Tuch- und Leinenfabriken wieder hergestellt werden, welche, wie der Pater Bär in seinen Beyträgen zeigte, schon im Mittelalter in einem guten Stande waren.

Die zwey großen Flüsse, welche das Land gleichsam umgeben, würden dem Absatz der Manufakturen und dem Handel überhaupt den einträglichsten Fortgang gewähren.

Der Hauptzweck der Nassauischen Regierung sollte aber seyn, ihr so schönes Land zum Sitze der deutschen Musen zu machen. Haben doch die Herzoge von Weimar und Gotha bey wenigern Einkünften und in einem

nicht so reizenden Gegend den klassischen Boden gepflanzt; was könnten die Fürsten von Nassau mit ihren so ergiebigen Quellen der geistlichen Güter und im Paradiese von Deutschland ausrichten! Die Wielande und Göthe, die Schiller und Herder, die Fichte und Hufeland etc. würden gewiß lieber am Rheine schreiben, als an der Saale; und die lernenden Jünglinge Deutschlands, ja selbst Frankreichs würden haufenweise auf die Schulen eines Landes reisen, welche mit den Schätzen der Gelehrsamkeit und des Genies alle Reize der Natur verbinden.

Höchst und Eltvill scheinen mir besonders zu solchen Anstalten tauglich zu seyn; das erstere könnte zugleich durch einen guten Unterricht in den Handlungswissenschaften viele Vortheile von Frankfurt ziehen, letzteres durch die Blüthe der humanen Künste die Fabriken und Manufakturen beleben. Es ist gerade nicht nöthig, daß anfänglich außerordentliche und kostspielige Institute angelegt würden; ja es wäre zu wünschen, daß der Universitätsgeist sein pedantisches Ansehen verlöhre; aber ein so reicher Fond geistlicher Güter sollte doch gewiß, seinem Stiftungszwecke gemäß, zur Erziehung der Jugend und Bildung des Volkes verwendet werden.

Das edle Beyspiel des Kurfürsten Erzkanzlers, welchem doch so vieles entzogen wurde, und jenes des Kurfürsten von Bayern, welcher so großmüthig, und ohne alle Rücksicht der Religionspartheyen die Wissenschaften unterstützt, verdient auch von Fürsten nachgeahmt zu werden, denen der Himmel so reiche Hülfsquellen und ein so gesegnetes Land zugetheilt hat. Mögten alsdann neue Kriege unser Vaterland zerreissen, und ein neuer Deputationsschluß Ländervertheilungen gebie-

ten, so würden solche Institute nicht zu Grund gehen, und der Rhein der fernsten Nachwelt sagen: so wußte das Haus Nassau meine schönen Ufer glücklich zu machen! Denn nicht die barbarischen Krieger Ezzelino und Albrecht, sondern die Mediceer und Johann Philippe nennt die Geschichte mit Segen und unsterblichem Ruhm.

IV.

Die Staatsleute und die Staatsschriftsteller.

Pulchrum est benefacere reipublicae, etiam benedicere haud absurdum.

Sallustius.

Du weißt nicht, mein Sohn! mit wie wenig Weisheit die Welt regiert werde: sagte der berühmte schwedische Kanzler von Oxenstierna seinem Sohne, als er ihn zum Friedenskongresse abschickte. Eine ähnliche Maxime hatten die Jesuiten, die klügsten Geistlichen voriger Zeiten. Sie behaupteten nämlich, daß die Welt meistentheils nur durch mittelmäßige Köpfe regiert werde [5]. Und in der That, wenn man den Geschäftsgang und die Leute, welche ihn treiben müssen, kennen lernt, so wird man von diesen Erfahrungsmaximen überzeugt.

Die schwerste und schlüpfrigste Arbeit ist sowohl bey Höfen als auch in Republiken jene, wodurch man sich wichtig macht und in die Höhe zu schwingen weiß. Da kostet es Geduld, Verstellung, Geschmeidigkeit und List, bis man an Ort und Stelle kömmt. Hat man diese einmal

5 Mundus regitur mediocritatibus.

erreicht, dann geht alles seinen leichten natürlichen Gang. Man macht sich nothwendig, gewinnt Vertrauen, wird gefürchtet, und selbst geringfügige Thaten helfen Ansehen erwerben; denn der müßte doch wahrhaftig ein Schaafskopf seyn, welcher aus den vielen Relationen und Staatsberichten seiner Unterarbeiter nicht ein vernünftiges Resultat zu ziehen wüßte. Archimedes, seiner mechanischen Kenntnisse gewiß, soll gesagt haben: gebt mir einen Platz, und ich ziehe die Erde aus ihrer Angel. Wie mancher große Kopf könnte diesen Satz auch in politischen Dingen behaupten!

Es giebt zwey Ursachen, warum Leute von Kopf so selten auf ihren Posten gelangen. Fürs Erste können sie sich, ihrer Fähigkeiten bewußt, nicht in alle die Umstände und Wege schmiegen, welche man wandeln muß, um sich in die Höhe zu schwingen; zum Andern werden sie meistens von denjenigen zurückgehalten, welche am Ruder sitzen, aus Furcht von ihnen verdrängt zu werden. Auf der politischen Laufbahn finden große Geister nur zwey Wege. Sie müssen entweder ihr Ziel durch einen besondern Zufall oder durch Sturm erreichen. Auf der gemeinen Hühnerleiter mühsam aufzuhüpfen, haben sie weder Geduld noch Geschmeidigkeit genug. Daher bleibt denn auch die Maxime Oxenstierna's wahr und in der Erfahrung gegründet: die Welt wird meistens durch Mittelmäßigkeiten regiert.

Wenn die großen Köpfe durch diesen gemeinen Gang der Dinge nur verborgen oder ungebraucht bleiben, würde es ein blos negativer Schaden für die Staaten und bürgerliche Gesellschaft seyn. Allein ihre Hintansetzung kann öfters die nachtheiligsten Folgen haben. Ein Mensch, welcher seine Kräfte fühlt, bleibt selten unthätig; und da es dann zuweilen kömmt, daß er auf

eine Gelegenheit der Wirksamkeit trifft, so wird er dieselbe meistens zur Ausübung seiner Rache benutzen. Die Zeiten, wo ein beleidigter Aristides oder Kamillus freywillig ins Elend giengen, und die Unbilden, welche ihnen das Vaterland angethan, großmüthig vergaßen, sind vorbey; und selbst die schönsten Epochen alter und neuer Staaten liefern uns Beyspiele, wo verkannte Fähigkeiten öfter das Unglück der Regierungen nach sich zogen. So wissen wir aus der alten Geschichte, daß Alcibiades und Theramenes Athen, Koriolan und Sertorius Rom an den Rand des Verderbens brachten. Auch in neuern Zeiten haben der beleidigte Konnetable von Bourbon, und der verachtete Prinz Eugen Frankreich, der zurückgesetzte Wallenstein Oesterreich den größten Schaden zugefügt.

Wenn eine Regierung die großen Menschen, welche ihr dienlich seyn können, aus Unkunde derselben vorübergeht, kann man es ihr noch verzeihen: wenn sie aber einmal offenbare Beweise von deren Fähigkeiten hat, und selbe doch zurücksetzt, dann muß sie es sich auch selbst zuschreiben, wenn dadurch Unheil über sie gebracht wird. Ein guter Kopf kann nicht wohl immer unthätig bleiben. Er lernt, er denkt, er strebt, und giebt sich öfter selbst unter der Gestalt zu erkennen, worinn er am meisten zu wirken glaubt. Selten hält er sich so ganz von denjenigen entfernt, welche ihn benutzen könnten. Wenn er aber einmal sieht, daß seine Anerbietungen zurückgewiesen, seine Rathschläge nicht geachtet, ja selbst die ungeschicktesten Menschen ihm vorgezogen werden; dann empört sich in ihm das Selbstgefühl. Er entfernt sich von seinen Obern, sucht auswärtige Hülfe und Unterstützung, und da es ihm selten daran fehlen kann, verwendet er nun diejenigen Kräfte zum Nachtheile seines

Vaterlandes, welche er ihm ursprünglich allein geweiht hatte.

Die französische Revolution und der darob entstandene Krieg haben die deutlichsten Belege zu dieser Erfahrung gegeben. Menschen, welche man zuvor nicht für Schreiber tüchtig genug geachtet hätte, überflügelten die erfahrensten Staatsleute der europäischen Höfe; und Krieger, die sonst keine Hauptmannsstelle erlangt hätten, schlugen die geübtesten Generäle der verbundenen Mächte. Unter diesen mannichfaltigen Beyspielen nicht geachteter Kenntnisse und Fähigkeiten will ich nur eins anführen, was auch, weil es übersehen wurde, die Revolution mächtig befördert hat — Mirabeau.

Die französische Regierung konnte sich nicht damit entschuldigen, daß sich dieser außerordentliche Mann ihr nicht angeboten habe. Das Ministerium kannte seinen Geist, seine Thätigkeit, seine Wissenschaft, seinen Muth. Man hatte ihn selbst heimlich nach Berlin geschickt, um die Lage dieses Hofes bey dem nahen Tode Friedrichs II. auszukundschaften. Er gieng ohne große Unterstützung, ohne öffentlichen Charakter, ohne einem Gesandten zukommende Hülfsquellen, und entwarf mit ein Paar Meisterstrichen das Bild des preußischen Staates und Hofes, so getreu, so durchdringend, wie es in langer Zeit kein Ambassadeur zu malen wagte.

Man kennt seine beiden Werke: Histoire secret de la cour de Berlin, und de la Monarchie prussienne. Sie sind freylich nicht ohne Leidenschaft, auch ohne grobe Unrichtigkeiten geschrieben, aber im Ganzen kann man die diplomatische Meisterhand darin nicht verkennen.

Dies alles wußte das französische Ministerium, und suchte ihn nicht nur nicht zu benutzen, sondern warf ihn gleichsam selbst in den Schlund der Revolution,

damit sie noch recht schnell und fürchterlich zum Ausbruche kommen möge.

Erst, nachdem schon alles untereinander geworfen war, und die Flammen des Aufruhrs schon an den Stufen des Thrones leckten, erst dann suchte man seine mächtige Hülfe, aber es war schon zu spät.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir die allgemeinen Mittel bemerken, deren sich dieser sonderbare Mann wohl bedient haben mogte, um, ohne an dem Hofe akkreditirt, oder von dem wirklichen Gesandten unterstützt zu seyn, sich so viele und richtige Notizen zu verschaffen.

Es giebt gewisse Dinge und Verhältnisse; welche man ohne alle besondere Data und Aeußerungen, schon a priori erfahren kann. Diese Notizen gründen sich hauptsächlich auf die Kenntnisse der Menschen überhaupt und dieses oder jenes wichtigen Mannes im Besondern. Jene erwirbt man sich durch Nachdenken und Umgang mit Menschen, diese durch Beobachtung des Individuums.

Wenn auch ein Hof, oder einzelner Staatsmann noch so verschlossen ist, so weiß man doch ohngefähr im Allgemeinen, was sein Interesse und seine Wünsche seyn können. Handelt er diesem meistens konsequent, so kann man auch leicht seine Absichten errathen, wenn er schon das Gegentheil davon zu äußern scheint. Handelt er aber inkonsequent, so muß man die gegenwärtigen Augenblicke benutzen, und ihn in gegebenen Fällen und Gesprächen nur zu überraschen suchen. Auch der gefaßteste Staatsmann ist in solchen Fällen nicht kalt genug, um diese Probe auszuhalten.

Ein anderes Mittel, verschiedene Absichten zu erfahren, ist die Ideenverbindung (l'association des idées). So kommt z. B. ein Mensch, wenn man sich auch nur

freundschaftlich mit ihm unterhält, schnell von einem Dinge auf ein anderes, wozwischen man anfänglich gar die Verbindung nicht errathen kann; wenn man aber die Sache näher untersucht, so lassen sich leicht die Mittelbegriffe auffinden. Dieses ist überhaupt eine große diplomatische Kunst, und sie führt einen öfter in die innersten Geheimnisse der Staaten und Menschen.

Das letzte und gemeinste Mittel ist der Umgang mit den Gelehrten und Mißvergnügten eines Staats. Diese Klasse von Menschen bestrebt sich, theils aus Wißbegierde, theils aus Neid, alle Vorfälle aufzumerken, Aeußerungen und Blicke zu erhaschen, in Gesellschaften zu dringen, Bekanntschaften aufzusuchen, Anekdoten und Notizen zu sammlen, und ist daher die ergiebigste Quelle eines diplomatischen Beobachters. Nur muß er dabey seinen eigenen Kopf bey sich haben; denn, wenn einmal eine Regierung oder ein Staatsmann merkt, daß solche politische Schwämme benutzt werden sollen, so theilt er denselben gerade solche Mährchen mit, welche er eben ausgestreuet haben will, und das Gegentheil von dem sind, was geschehen soll.

Im Ganzen genommen bedienten sich aber von jeher die größten Staatsmänner der einfachsten Mittel, um ihren Zweck zu erreichen. Sie verschafften sich sogleich eine allgemeine Menschen- und Staatskenntniß, woraus sie richtige Resultate über das Interesse derselben zogen; und faßten oft nur durch einen Blick ein richtiges Bild von dem Charakter der Menschen, mit denen sie zu thun hatten. Im übrigen kannten sie ihre eigenen Kräfte und Hülfsquellen, und darnach bildeten sie ihre Plane und Unternehmungen.

Wenn man die Geschichte der Griechen und Römer, und in neuern Zeiten der größten Feldherren und Staats-

männer liest, so verwundert man sich über die einfachen Mittel, so sie zu ihren großen Zwecken anwandten. Ihre Kriegsoperationen waren so richtig überdacht, ihre Staatsverhandlungen so genau auf die Umstände berechnet, daß man ansteht, ob man mehr die Größe oder die Gradheit davon bewundern soll. Freylich mußte auch öfter die List ihre Tapferkeit und Weisheit unterstützen; aber ihre Stratagemen bestunden nicht aus kleinfügigen Ueberlistungen oder ränkevollen Spitzfindigkeiten. Sie waren vielmehr auf die Lage der Dinge, auf die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde, und auf eine natürliche Verschwiegenheit ihrer Plane gegründet. Sie besiegten ihren Feind sogar öfter dadurch, daß er sie nicht einfach genug geglaubt hatte.

Da lese man zum Beyspiel den großen Zug des Hannibals von den Pyrenäen bis vor die Thore von Rom, und die Gegenbewegungen seines Nebenbuhlers, des Scipio. Welche Feinheit in der Anlage, welche Größe in der Vollführung. Ein Gegenstück dieser Kriegsoperationen findet man in neuern Zeiten während dem dreyßigjährigen Kriege an Wallenstein und Gustav Adolph. Die großen Thaten dieser Menschen werden ewig das Muster aller Feldherren bleiben.

Auch in der Diplomatie giebt die alte und neue Geschichte ähnliche Beyspiele. Der römische Senat war eben so einfach in den Staatsverhandlungen, als seine Feldherren in den Kriegsoperationen. Ihr Riesenbau wurde mit der nämlichen Gradheit gegründet, als er ausgeführt wurde. Die alten Senatoren behandelten die Italiäner nicht anders, als hernach alle Völker des Erdbodens.

In unsern Tagen hat der französische Nationalkonvent das Beyspiel des römischen Senats nachahmen

wollen, und wenn er im Innern mit eben der Einfachheit zu Werke gegangen wäre, wie in seinen äußern Verhandlungen, so würden wir große Dinge von ihm erlebt haben. Die französischen Generäle und ihre Armeen haben alles gethan, was man nur von geübten Kriegern erwarten kann. Sie bekümmerten sich wenig um die kleinlichen Regeln der Taktik und Stratagetik, welche bey ihren Feinden als das non plus ultra der neuesten Kriegskunst galten. Sie warfen ihre Blicke auf das Ganze ihrer Operationslinien und die Geübtheit ihrer Soldaten, und darauf baueten sie ihre Plane. Pichegrü und Jourdan machten kein Geheimniß daraus, daß sie die vordringenden Kaiserlichen und Engländer in den Niederlanden umgehen wollten. Sie verließen sich auf die ähnliche Stellung des Prinzen Eugen, und schlugen sie wirklich über den Rhein zurück. Eben so sagte Napoleon öffentlich, daß er über die Alpen gehen, und den Frieden in Mailand diktiren wolle. Er thats, und gewann die Schlacht bey Marengo.

Das größte Beyspiel von gerader Staatsklugheit findet man aber bey unsern Vätern, den alten Deutschen. Wenn man ihre Gesetze und Staatsverfassungen, ihre Kriege und eben so kühne als große Staatsverhandlungen betrachtet, so fragt man sich, wie ein solcher Sinn unter Barbaren möglich sey? Vom Verdüner Vertrage an, bis auf den westphälischen Frieden findet man die Spuren einer so richtig berechneten Staatsklugheit, daß die neueren Acta publica daneben wie Kinderspiele stehen. Dort ist alles auf Freyheit, Selbstständigkeit, und Festigkeit vom kleinsten Städtchen, bis auf die ganze Christenheit berechnet. In unsern Zeiten wird alles gleich in allgemeinen Sätzen über Bausch und Bogen

abgethan, ohne auf Beharrlichkeit und die Zukunft zu sehen. Man überläßt so die wichtigsten Angelegenheiten und Interessen der Staaten und Menschheit dem Glücke und Zufall, weil unsre kleinliche Staatskunst und Diplomatie nicht Gründlichkeit und Vorsicht genug hat, selbe selbst zu ordnen.

Es sind in unsern Tagen so offenbare und auffallende Fehler, sowohl im Kabinette, als im Felde begangen worden, daß ein jeder Bürger, welcher nur einige Staatskenntnisse hatte, mit Cicero ausrufen mußte: Nos, inquam, Nos, dico aperte, Consules, reipublicae desumus.

Ein guter Kopf kann auf eine zweyfache Art dem Staate nützlich seyn, entweder durch wirkliche Verwaltung eines Amtes, oder durch Schriften und öffentliche Reden. So wissen wir, daß neben einem Phocion ein Demosthenes, neben einem Tacitus ein Agricola, und neben einem Kosmus ein Machiavel, und neben einem Fleury ein Montesquieu ihrem Vaterlande zu dienen suchten. Wenn ein Mann, der sich seiner Kenntnisse und Fähigkeiten bewußt ist, von seiner Regierung zurückgesetzt wird, so ist es nicht schön und edel, wenn er seine Kräfte, wie Koriolan und der Konnetable von Bourbon zur Rache benutzt. Er wird sich dadurch zwar Genugthuung und vielleicht auch einen glänzenden Namen erwerben; allein nie wird man es billigen, daß er seinem Vaterlande geschadet habe. Es bleibt ihm ja noch immer ein edlerer Weg zur Genugthuung und Ruhm übrig. Er kann nämlich in öffentlichen Schriften Beweise genug von seinen Einsichten geben, und durch seine Rathschläge oder Warnungen der ganzen Welt darthun, daß er vielleicht die Lage der Dinge besser erkannt und durchgesehen habe, als eben

diejenigen, welche ihn verstoßen haben. Thucidides, Polybius, Sallustius, Tacitus, Machiavel, Montesquieu, Johannes Müller und Archenholz haben zeitlich Staatsämter begleitet: allein sie haben sich doch gewiß mehr Ruhm durch ihre Schriften als Verwaltungen erworben. Durch ihre vortreffliche Werke sind sie die Lehrmeister, die größten Feldherren und Staatsmänner geworden. Wenn man nichts mehr von ihnen wüßte, als daß sie nur zu einer gewissen Zeit Staatsämter verwaltet hätten, würde man sie fast nicht mehr kennen. Wie viele Menschen, welche an den Kriegen und Staatsaktionen, so sie beschrieben haben, Antheil nahmen, sind untergegangen, indessen ihre Schriften noch in allen Schulen und Kabinetten studiert und gelesen werden!

Ich halte es für Pflicht eines jeden rechschaffenen Bürgers, sich seiner Regierung auf der Seite kenntlich zu machen, wo er glaubt, dem Staate am meisten dienlich seyn zu können. Wird er verkannt, oder wird sein guter Rath nicht angehört, so hat er wenigstens seine Schuldigkeit gethan, und der Erfolg muß lehren, ob seine wohlgemeinten Vorschläge nicht gut waren. Ihm bleibt alsdann das Recht, seine künftigen Bemerkungen, Gutachten und Warnungen öffentlich niederzuschreiben, und das große Publikum wird sonach Richter über die Statt- oder Unstatthaftigkeit derselben. Er schafft sich alsdann durch seine Kenntnisse und Einsichten ein eignes Staatsamt, einen eignen Wirkungskreis. Er lebt und rückt mit den großen Welthändeln fort; und wenn seine Arbeiten bey seinen Zeitgenossen auch die Wirkung nicht haben, welche er wünschte, so kann er dadurch der Lehrer und ein lebendiges Archiv für die Nachwelt wer-

den. Groß stehen im Andenken der Menschen ein Hannibal und Scipio, ein Wallenstein und Gustav Adolph, ein Turenne und Eugen; aber nur den Polybius und Machiavel, den Livius und Puffendorf haben sie und die Nachwelt es zu verdanken, wenn sie noch bewundert werden.

V.

Von Landständen und ihrem politischen Nutzen.

Et bientôt la liberté civile du peuple, les prérogatives de la noblesse et du clergé, la puissance des rois se trouvèrent dans un tel concert, que je ne crois pas, qu'il y ait eu sur la terre de gouvernement si bien tempéré, que le fut celui de chaque partie de l'Europe dans le tems qu'il y subsista.

Montesquieu.

Man mag die Verfassungen der griechischen und römischen Republiken noch so sehr bewundern; am Ende bleibt es immer wahr und gewiß, daß keine Staatsorganisation weiser und auf Freyheit und Gerechtigkeit gegründeter gefaßt worden sey, als die deutsche. Ihre Anlage war vortrefflich, ihr Geist groß, und selbst ihre Abartung zeigte noch von Klugheit und Festigkeit.

Es ist nichts unweiser und zu gleicher Zeit inkonsequenter, als wenn man in Staatssachen so alles nach Einer Form gießen und alle bürgerliche Handlungen und

Anstalten nach einerley Regel und allgemeiner Richtschnur modeln will. Hat doch die große Meisterin Natur so unendliche Verschiedenheiten und Abstufungen in der Welt hervorgebracht; wie will es ein einziger Staat oder gar ein einzelner Mensch wagen, alle Menschen nach einerley Maaßstab zu regieren? Nur der Despot oder Tyrann wäre alsdann ein konsequenter Staatsmann. Er schlägt alles mit Furcht und Gewalt nieder, und was sich da nicht fügen will, muß vertilgt werden.

Als Karl V. nach so vielen fruchtlosen Versuchen, seine verschiedenen Staaten zu vereinfachen, die Regierung niedergelegt, und in seiner Klosterzelle seine Staatsarbeiten mit Uhrmacherey vertauscht hatte, trat einmal einer seiner Bedienten in das Zimmer, und warf aus Unvorsichtigkeit alle seine Uhren vom Tische. Der Mensch erschrack über diesen Vorfall, und wollte sich entschuldigen; allein der kluge Kaiser antwortete ihm; du hast das einzige Mittel gefunden, sie alle gleichgehend zu machen.

Hier haben wir das große Staatsgeheimniß aller Regierungen. Wo Freyheit herrschen soll, muß auch Verschiedenheit der Gesetze gestattet werden; und wo man vereinfachen will, muß ein alles zerschmetternder Despotismus die einzige Richtschnur aller bürgerlichen Handlungen seyn.

Die Deutschen allein wußten Freyheit mit Ordnung, Individualität mit Allgemeinheit, und das Kleine mit dem Großen zu paaren. Sie wußten den Bürger mit der Gemeinde, die Gemeinde mit dem Reiche, die Reiche mit dem Ganzen zu verbinden, ohne einem jeden der verschiedenen Theile seine individuelle Freyheit und Selbstständigkeit zu rauben; und wo dieser ursprüngliche

Geist der Deutschen noch anzutreffen ist, findet man auch noch Freyheit und Gerechtigkeit.

Das deutsche Reich, so unförmlich auch seine Verfassung, so zersplittert seine Macht seyn mag, trägt noch die Spuren jenes großen politischen Geistes, welcher die europäischen Staaten gründete, und die Weisheit der Griechen und Römer beschämte. Es ist zwar in mehrere Herrschaften und Länder abgetheilt, aber alle machen doch jetzt noch nur einen gemeinschaftlichen Körper aus. Die einzelnen deutschen Staaten sind zwar untereinander sehr unabhängig, und ihre Regenten besitzen große Gewalt, oder das, was man die Landeshoheit nennt; aber die Fürstenthümer sind meistens durch Landstände, die Reichsstädte durch Bürgerkollegien und Zünfte beschränkt; und wo deren Gewicht nicht stark genug ist, die Willkühr durch eigene Mittel abzuhalten, stehen die höchsten Reichsgerichte und das kaiserliche Ansehen im Hintergrunde, und drohen, wenn öfters auch nur der Form nach, mit Mandaten und Exekutionen.

Die erste Anlage und der Geist dieser Verfassung war auch zur Erhaltung der äußern Sicherheit vortrefflich. Sie schützte den einzelnen Bürger oder Stand in seinen Rechten, und war doch wieder, als ein Ganzes betrachtet, stark genug, auch das Reich gegen seine äußeren Feinde zu vertheidigen. Jeder Bürger und Stand sahe sich in seinem Wirkungskreise als Herrn und selbstständig an, und konnte sich auch auf seinem Standpunkte mächtig behaupten, dagegen war wieder alles Unterthan des Kaisers und Reichs, und mußte zur allgemeinen Reichsvertheidigung mit Geld und Leuten beytragen. Es wird der Mühe werth seyn, die Vortheile dieser Verfassung näher zu untersuchen, weil man

in neuern Zeiten so stark und zugleich unvorsichtig daran gearbeitet hat, selbe zu schwächen und zu vernichten, obwohl man nichts bessers an deren Stelle zu setzen wußte.

So bald die bürgerliche Gesellschaft ihren rohen Zustand überschritten hat, erwachsen in ihr eine Menge neuer Bedürfnisse, verschiedene Klassen und Stände unter den Bürgern, und es werden auch eine Menge neuer Anstalten nothwendig, welche der noch unkultivirte Mensch nicht kannte und nicht brauchte. So lange die alten Deutschen in ihren Wäldern wohnten, und sich blos durch die Jagd und Viehzucht ernährten, konnte jeder Bürger ohne Unterschied einen unmittelbaren Theil an den öffentlichen Angelegenheiten nehmen. Wer in dem Heerbanne mit Waffen erschien, war auch Glied des allgemeinen Landtags.

Indessen finden wir auch schon in diesem Zustande einige Spuren von Subordination und Volkseintheilung. Sie hatten ihre Marken und Gauen, ihre Herzoge und Fürsten, ihre Grafen und Priester, ihre Edlen und Gemeinen, ihre Herren und Knechte; und die Organisation zur Fehde (Feudalverfassung) war eine ganz andere, als jene zur Landwehre. An dieser nahm jeder Bürger und freye Mann Theil, da fochte Nachbar bey Nachbar, Gemeinde bey Gemeinde. In jener galt Rang und Sold, Lehenpflicht und Folgsamkeit. Bey der Landwehre entschied das Volk, bey der Fehde der Fürst.

Als die deutschen Völkerschaften endlich in Europa Staaten gründeten, und dadurch die bürgerlichen Gewerbe und festere Wohnsitze häufiger wurden, verlohr sich das gemeine Volk fast gänzlich in der Leibeigenschaft, und die Freyen und Edlen der Nationen in der Feudalverfassung. Da gab es denn nur zwey Stände im Staate; die Geistlichkeit und der Adel.

Mit der Vernichtung der Freyheit der Gemeinen war auch die Gewalt der Fürsten geschwächt; denn sie fanden kein Gewicht mehr, was sie der Gewalt der beyden Hauptstände entgegenstellen sollten. In diesem Drange machten sie daher gemeine Sache mit dem Volke, erhoben es dort aus seiner Sklaverey, hier vereinigten sie es in größere Städte, und zwangen sonach ihre mächtigen Vasallen, auch dessen Standschaft wieder anzuerkennen. Dadurch bildeten sich nun sowohl in einzelnen Ländern als ganzen Reichen drey Stände, nämlich der geistliche, Adel- und dritte Stand.

Wie sich ein jeder Gau gestaltete, so auch das ganze Reich. Nebst den weltlich-fürstlichen Ländern entstanden auch noch im deutschen Reiche geistliche Fürstenthümer und Reichsstädte. In jenen galten die Domkapitel, in diesen die Rathskollegien und Zunftmeister als Landstände. Ueberhaupt nahm das ganze Reich die nämliche Gestalt, wie die einzelnen Landschaften an. Wie in diesen die Prälaten, der Adel und die Städte die Landstände waren, so wurden auf dem Reichstage die geistlichen und weltlichen Fürsten und die Reichsstädte Reichsstände; und der Fürst war das in seinem Lande, was der Kaiser im ganzen Reiche. Wir wollen nun die Vortheile dieser Anstalten näher beleuchten.

In der bürgerlichen Gesellschaft giebt es drey wichtige Bedürfnisse und eben so viel Triebfedern, welche das Ganze beleben und zusammenhalten. Erstere sind die Ernährung, die Bewehrung, und die Belehrung; letztere Reichthümer, Ehre und Religion. Ein jeder der drey Lands- oder Reichsstände war Vorsteher eines dieser drey Grundsteine der bürgerlichen Gesellschaft. Die Geistlichkeit hatte auf die Sitten und öffentliche Lehre, der Adel auf die Gesetze und

öffentliche Sicherheit, der dritte Stand auf den Reichthum und Wohlstand des Staates zu wachen. Ohne Genehmigung des erstern konnte keine Veränderung oder Reformation in der Religion und Sittlichkeit, ohne den zweyten keine in der Staatsverfassung, ohne den dritten keine bey den öffentlichen Steuern und Abgaben gemacht werden; aber alle zusammen waren die Stellvertreter des ganzen Volkes auf Land- oder Reichstagen.

So will es die Natur der Dinge, so lehrt es die Erfahrung so vieler Jahrhunderte. Einem Staate, wo blos die Geistlichkeit regiert, fehlt es an aller Betriebsamkeit in Gewerben, an aller Kraft der Vertheidigung; so wie ein blos militärischer den Despotismus, ein blos kaufmännischer oder handwerklicher die Freyheit und den Eigennutz hervorbringt. Wenn aber ein jeder dieser drey Stände den andern im Gleichgewichte und Uebung erhält, und alle gemeinschaftlich zum gemeinen Besten wirken; so kann nur Freyheit und Kultur die Frucht ihrer besondern Bestrebungen seyn. Will alsdann die Geistlichkeit das Volk ihrer alleinigen Gewalt unterwerfen, so tritt der Adel mit seinen Waffen, der dritte Stand mit seinen Reichthümern hervor, und thut ihm Einhalt; will der Adel durch die Macht seiner Waffen drohen, so setzt ihm die Geistlichkeit die religiöse Pflicht und der dritte Stand seine Menge entgegen; und will sich das Volk empören, so bringt es die Geistlichkeit durch Religion, der Adel durch Waffen zur Ruhe. So ist der ursprüngliche Geist der Landstände, so ihr Zweck und ihre Pflicht.

Diese Gewalt der Landstände war auch nichts weniger, als für die Würde und Gewalt der Fürsten und Könige nachtheilig. Sie hatten in vielen Staaten die gemeine gesetzgebende Macht, obwohl sie, ohne Einwilligung

der Stände nichts in der Grundverfassung ändern konnten. Von ihren Regierungen liefen alle Verordnungen und öffentliche Anstalten aus. Sie setzten die Landsgerichte ein. Ihre Kammer verwaltete die öffentlichen Gelder. Die Truppen stunden unter ihrem Befehle, sie verwalteten die äußeren Angelegenheiten; übten die Oberpolizeygewalt aus, und vollstreckten alle Gesetze. Wollte ein Stand sich ihrer gesetzmäßigen Gewalt widersetzen oder Unruhen im Staate anzetteln, so konnten sie des Beystandes der übrigen versichert seyn, wenn sie selbe nur klug zu behandeln wußten.

Indessen konnte es bey aller der Weisheit dieser ständischen Verfassung, bey aller der klugen Vertheilung des Staatsgewichtes und der Gewalt nicht fehlen, daß nicht in ältern und neuern Zeiten gefährliche Unruhen und bürgerliche Kriege in den Reichsstaaten entstanden wären. Nach dem Urtheile der größten politischen Schriftsteller sind gerade die freyesten Staaten am meisten zu Unruhen aufgelegt. Wenn also hier nicht eine höhere Macht eintritt, um selbe beyzulegen und zu schlichten, so ist Anarchie und endlich gänzliche Auflösung der Verfassung die leidige Folge davon. So wissen wir, daß die bestgegründeten Republiken des Alterthums durch solche Zwistigkeiten zu Grunde gegangen sind.

Gegen diese Mißbräuche der ständischen Freyheit haben aber auch unsre Väter die weisesten Verfügungen getroffen. Wenn nämlich die Empörung der Stände gegen den Fürsten, oder die Bedrückung eines Fürsten gegen das Volk, oder auch die Strittigkeiten der Stände gegen einander so weit gekommen sind, daß keine innere oder wechselseitige Vermittelung mehr möglich ist, und nur die Sache durch einen blutigen bürgerlichen Krieg entschieden werden könnte; so stehen den streitenden

Partheyen immer noch die höchsten Reichsgerichte offen, welche die verwirrte Sache mit Unpartheylichkeit schlichten, und die anmaßende Parthey mit Gewalt zu Ruhe und Pflicht verweisen können. Eine weise und vortreffliche Anstalt, welche, wenn sie in ihrer ganzen gesetzlichen Fülle immer wirken könnte, allen Despotismus und Aufruhr im Reiche zur gesetzlichen Pflicht oder Freyheit zurückführen würde.

Von der Wirkung dieser so schönen Verfassung unserer Väter hat uns die neueste Geschichte unter andern drey Beyspiele gegeben, welche sich in den drey verschiedenen Verfassungen der deutschen Staaten zugetragen haben. Das erste ereignete sich in einem geistlichen Staate (nämlich in Lüttich), das zweyte in einer Reichsstadt (in Frankfurt), und das dritte in einem weltlichen Fürstenthume (in Würtemberg).

Die Klage der lüttichen Patrioten gegen ihren Fürsten schienen anfänglich nicht so ganz ungegründet zu seyn: sie beriefen sich auf die Verletzung ihrer Grundgesetze, welche sie nach alter Art den Sens du pays nannten. Sie fanden auch sowohl unter den Fürsten als Schriftstellern Vertheidiger. Allein da sie es sich beygehen ließen, ihre Sache mit gewaffneter Hand zu schlichten, und in eine offenbare Empörung ausbrachen, verdammte sie das Wetzlarer Kammergericht sogleich zur pflichtmäßigen Ruhe, und bald rückten Exekutionstruppen aus, sie zu Paaren zu treiben.

Ein ähnliches Beyspiel sahen wir voriges Jahr in der Stadt Frankfurt am Main. Diese Gemeinde hatte während dem Kriege viele Schulden machen müssen, welche theils zur Bezahlung der Zinßen, theils zur Abtilgung außerordentliche Beyträge erforderten. Der Magistrat nahm daher seine Zuflucht zu einer Abgabe,

welche zwar schon ehemals üblich, aber durch bessere Zeiten und Ersparnisse in Abgang gekommen war. Er forderte nämlich die achte Maaß von allen in Wirthshäusern verzapften Weinen. Verschiedene Wirthe widersetzten sich dieser Forderung, und man befürchtete von Seiten des Pöbels einen gefährlichen Aufstand. Allein die schnellen Maaßregeln, welche man ergriff, und die Erscheinung eines kaiserlichen Mandats brachte wieder Alles zur Ruhe und Ordnung.

In dem durch diesen Streit veranlaßten allerhöchsten Rescripte Seiner Majestät heißt es unter andern:

„Allerhöchstdieselbe hätten sich zwar nach genauer Erwägung aller dabey eintretenden Umstände und nach vorher genommener Einsicht der bey den kaiserlichen Kommissionen ehedem darüber gepflogenen Verhandlungen bewogen gefunden, den Bitten der Gast- und Baumwirthe nicht Statt zu geben, sondern dieselben, nachdem die von dem Rechneyamte bestimmte Taxationen durch ein späteres Rathsdekret vom 16. Aug. v. J. außer Wirkung gesetzt worden, zur genauen Befolgung der von ihm, dem Magistrat, über die künftige Entrichtung des Umgeldes erlassenen Verordnungen anzuweisen. Kaiserl. Majestät hätten jedoch mißfälligst ersehen, daß der Magistrat sich nicht nur für befugt gehalten habe, wegen der von den Gastwirthen an das kaiserl. Reichskammergericht interponirten und von letzterem abgeschlagenen Berufung, gegen dieselben, ohne weitere Berücksichtigung ihrer in via Rescripti an kaiserl. Majestät gebrachten Beschwerden vorzugehen, ungeachtet der Gegenstand dieser letztern, da solcher aus dem Bürgervertrag und den kaiserl. Resolutionen nicht klar zu entnehmen, allein aus den bey den kaiserl. Kommissionen gepflogenen Verhandlungen und hierüber von denselben erstatteten Berichten beurtheilt und entschieden werden könne, und mit der kaiserl. Majestät allein vorbehaltenen Aufsicht über die Administration der Reichsstadt Frankfurt, in unzertrennlicher Verbindung stehen; sondern daß er, Magistrat, sogar der von den Baumwirthen an kaiserl. Reichshofrath gerichteten Appellation, unter dem grundlosen Vorgeben, als hätten dieselben an jener von den Gastwirthen an das kaiserl. Reichskammergericht interponirten Berufung Theil genommen, den effectum suspensivum gegen den klaren Inhalt so vieler, über den

freyen und ungehinderten Lauf der Appellationen an denselben erlassenen, früheren kaiserl. Vorschriften versagt, und seine Verordnungen gegen die erwähnten Baumwirthe, aller ihrer dagegen erhobenen Vorstellungen ungeachtet, gleichfalls in Vollzug gesetzt habe. Es werde diesemnach der Magistrat neuerdings angewiesen, nicht nur den Appellationen und den gesetzlichen Wirkungen dieses Rechtsmittels in Zukunft keine eigenmächtige Grenzen zu setzen, sondern auch bey solchen per modum simplicis querelae oder in via Mandati angebrachten außergerichtlichen Beschwerden, welche mit der von kaiserl. Majestät angeordneten Verfassung und Administration der Reichsstadt Frankfurt in Bezug stünden, und bey denen es nicht nur auf die Anwendung klarer Vorschriften, sondern auf die kaiserl. Majestät allein zukommende Entscheidung oder wenigstens Erklärung bestrittener und dunkeler Gegenstände ankomme, mit dem wirklichen Vollzug seiner außergerichtlichen Erkenntnisse in so lange einzuhalten, bis darüber die Entschließung kaiserl. Majestät erfolgen werde."

Das letzte Beyspiel giebt die Streitigkeit des Herrn Kurfürsten von Würtemberg mit seinen Landständen. Ich werde, wenn diese merkwürdige Sache ganz geschlichtet seyn wird, in diesen Staatsrelationen umständlich die Aktenstücke einrücken, und vorläufig hier nur das anführen, was den Charakter der ständischen Verfassung in Deutschland auszeichnet.

Diese Zwistigkeit gieng nebst andern Ursachen und Beschwerden, hauptsächlich dadurch recht an, daß die Stände sowohl an dem Herrn Kurprinzen, welcher einen standesmäßigen Unterhalt forderte, als an dem französischen Gouvernement, welches diese Forderung billigte, eine gewaltige Unterstützung zu haben glaubten. Allein das kurfürstliche Kabinet setzte eine Kommission nieder und ließ nach einigen Untersuchungen verschiedene Glieder der Landschaft, besonders den erst zum Landschaftkonsulenten gewählten Doktor Groß in Verhaft nehmen.

Hierauf machten die Stände folgende Vorstellung:

„Serenissime! Zu ihrer tiefsten Bestürzung haben gehorsamst Unterzogene diesen Morgen vernommen, daß der zum Landschaftkonsulenten gewählte D. Gros in der verflossenen Nacht auf höchsten Befehl verhaftet, und in einem Wagen unter militärischer Begleitung von hier

nach Hohen-Asperg gebracht worden sey. Von der Ursache seiner Verhaftung haben gehorsamst Unterzogene keine offizielle Kenntniß. Nur sind sie aufs innigste überzeugt, daß ein Mann, der sich ihnen bisher unter allen Umständen als ein in jeder Hinsicht achtungswürdiger Mann gezeigt, und der seiner Liebe zum Vaterlande die größten Opfer freywillig gebracht hat, daß ein solcher Mann keiner That fähig sey, die ihm eine Behandlung, wie diejenige ist, die er gegenwärtig über sich ergehen lassen muß, rechtlich zuziehen könnte. Gehorsamst Unterzogene müssen freylich leider auch hier annehmen, daß dem Verhafteten der Arrest ohne alle vorgängige Ausmittlung eines Corporis delicti, und ohne hinlängliche rechtliche Prüfung der etwa vorhandenen Anzeigen, auch von keiner geeigneten Justizstelle, zuerkannt worden sey. Möchten es doch Ew. kurfürstl. Durchlaucht recht lebhaft beherzigen, wie sehr die Sicherheit der Personen — die geringste, aber auch die höchste Wohlthat, die der Bürger dem Staate soll verdanken können, durch eine solche Verfahrungsweise beeinträchtigt wird, und wie sehr das unschätzbare Gefühl dieser Sicherheit bey jedem Würtemberger, besonders aber bey dem Diener des Landes, darunter leiden muß! Und möchten diese Betrachtungen Höchstdieselben bewegen, den höchsten Befehl zu ungesäumter Freylassung des gewählten Landschaftkonsulenten D. Gros gerechtest zu ertheilen! Sollte jedoch die Erfüllung dieser dringendsten Bitte von einer Kautionsleistung abhängig seyn, so eilen gehorsamst Unterzogene, sich im Namen des Vaterlandes zu derselben unterthänigst zu erbieten. Womit sie sich, rc."

Da aber diese Vorstellung nicht die gewünschte Erhörung fand, folgte noch eine andere. Es heißt darin:

„Eure kurfürstl. Durchlaucht haben gehorsamst Unterzogenen auf ihre unterthänigste Bitte um Freylassung des gewählten Landschaftkonsulenten, D. Gros, durch die höchste Signatur vom 29. v. M. gnädigst zu erkennen gegeben, daß die Untersuchung wegen des auf rechtlich gewürdigte Anzeigen verhafteten D. Gros bereits angeordnet worden sey, und im vorliegenden Falle keine Kaution Statt finden könne. Worin aber jene Anzeigen bestehen, welches die Handlung sey, auf die sich dieselben beziehen, und welche Stelle diese Anzeigen rechtlich gewürdigt habe, darüber sind gehorsamst Unterzogene

durch die erwähnte höchste Signatur noch nicht belehrt worden, ungeachtet sie auf eine solche Belehrung die gegründetsten Ansprüche zu haben glauben. Es bleibt ihnen also vor der Hand nichts übrig, als von den glaubwürdigen Eröffnungen Gebrauch zu machen, die der Verhaftete selbst an den beyden Tagen vor seiner Arretirung mehreren landschaftlichen Personen gemacht hat. Nach diesen war es eine höchste Kabinetsordre, durch die sich der Regierungs-Vizepräsident v. Ende bey ihm legitimirte, als ihm derselbe am Tage vor der Verhaftung sein Vorhaben, ihn über gewisse Gegenstände zum Protokoll zu vernehmen, ankündigte. In jener höchsten Ordre war die Veranlassung zum Auftrag ungefähr so ausgedrückt: „Da Se. kurfürstl. Durchlaucht in Erfahrung gebracht haben, daß der D. Gros bey dem kurprinzlichen Schreiben an die Kollegien als Verfasser, „Verbreiter und Wissenschafthabender mitgewürkt, und „an Handlungen der Landschaft Antheil habe." Das Verhör selbst drehte sich in ohngefähr 25 Fragen um die beyden Gegenstände: die Theilnahme des Verhörten an dem kurprinzlichen Schreiben und dessen Antheil an landschaftlichen Handlungen. Auf den letztern Gegenstand, als auf eine landschaftliche Kollegialsache, glaubte D. Gros sich nicht einlassen zu dürfen. Die vorgegebene Theilnahme hingegen zog er bestimmt in Abrede. Er versicherte auch in der Folge, daß der Kommissarius diese höchst ungegründete Beschuldigung durch keinen Vermuthungsgrund zu unterstützen gewußt habe. Am folgenden Tage sollte er Nachmittags 5 Uhr vor der kurfürstlichen, aus Räthen der Regierung bestehenden, Untersuchungskommission erscheinen, und sich über die Gegenstände des gestrigen Verhörs noch weiter vernehmen lassen. Da die Kommissionssignatur weder mit der Unterschrift der Kommissarien versehen, noch mit einer Abschrift des Kommissorialis begleitet war, aus welcher zu ersehen gewesen wäre, welche Justizstelle die Untersuchung angeordnet habe, und worin die Gegenstände des von ihr ertheilten Auftrags bestehen, so verlangte D. Gros vor allen Dingen die Hebung dieser rechtlichen Anstände. Statt eine Antwort zu erhalten, wurde er noch am nämlichen Tage um Mitternacht in Verhaft genommen, und nachdem man sich aller seiner Papiere bemächtigt hatte, nach Hohen-Asperg gebracht, wo er nun bald 14 Tage, abge-

schnitten von allem, auch offenen, Verkehr mit seiner Familie und seinen Freunden, und in einem Zimmer verschlossen, einer Menge von Bequemlichkeiten entbehrt, die eine nicht selten angegriffene Gesundheit fordert. Eure kurfürstliche Durchlaucht geruhen nun gnädigst zu erlauben, daß gehorsamst Unterzogene die rechtlichen Bedingungen nahmhaft machen, unter welchen allein auf eine gesetzmäßige Weise zur Verhaftung geschritten werden kann. Die rechtlichen Erfordernisse bestehen nämlich darin, daß nicht nur mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit angenommen werden könne, es sey eine rechtswidrige Handlung, und zwar eine solche begangen worden, die nach den Gesetzen eine peinliche Strafe nach sich zieht, sondern daß auch der Verdacht gegen den, von dessen Verhaftung die Frage ist, auf starke und hinlänglich erwiesene Anzeigen sich gründe, und wenigstens einem halben Beweise gleichkomme, und daß überdies entweder die persönliche Eigenschaft des Angeschuldigten oder die Beschaffenheit der Handlung hinreichende Vermuthungsgründe darbiete, daß er sich der richterlichen Gewalt entziehen werde. Nur wenn diese nach dem rechtlichen Erkenntnisse eines Richters und zwar des kompetenten Richters vereinigt zusammentreffen, nur alsdann kann die Verhaftung des Angeschuldigten rechtlich beschlossen werden. Gehorsamst Unterzogene dürfen es nicht erst durch Anwendung dieser entschiedenen Rechtsgrundsätze auf die vorausgeschickten Umstände ins Klare setzen, wie sehr es im vorliegenden Falle an allem gebricht, was die Rechte fordern, wenn Jemand, und zumal ein Mann wie der D. Gros, ohne Rechtsverletzung, besonders ohne Ueberschreitung der Cl. I. Gr. III. §. 1. enthaltenen Disposition des Erbvergleichs verhaftet werden soll. Sie dürfen Eure kurfürstl. Durchlaucht nicht aufmerksam darauf machen, wie höchst niederschlagend für jeden Würtemberger die Resultate sind, auf welche der Freund der Verfassung durch jene Vergleichung geleitet wird. Nur durch die Freylassung des gewählten Landschaftkonsulenten D. Gros sowohl, als des nicht minder schuldlos leidenden Assessors Wagner, um welche gehorsamst Unterzogene aufs Neue eben so dringend als ehrfurchtsvoll bitten, können die bangen Besorgnisse vermindert werden, welche die Geschichte des Tages unvermeidlich erwecken muß. Nur

durch diese sehnlichst gewünschte Freylassung kann allmählig in dem Gemüthe eines jeden redlich gesinnten Würtembergers das Vertrauen auf den Schutz der Gesetze wieder geweckt werden, um welches derselbe gegenwärtig leider den Bewohner anderer Länder eben so sehr zu beneiden Ursache hat, als dieser ihn sonst um seine glückliche Verfassung beneidete. Womit rc.

Da nun die Sachen so weit gediehen waren, daß man Gewaltthätigkeiten zu befürchten hatte, wurde die Sache an das höchste Reichsgericht gebracht, welches denn sogleich entschied. Folgendes ist der wörtliche Inhalt des reichshofräthlichen Conclusums:

Jovis, 16. Aug. 1804. Würtembergische Landstände contra den Herrn Kurfürsten von Würtemberg, die verweigerte Bestätigung einer Landschaftskonsulentenwahl betreffend.

Absolvitur relatio et conclusum 1) cum acclusione reinformatorialium de praes. 2. ' hujus rescribatur nunc dem Herrn Kurfürsten von Würtemberg: Impetrantischen Theil mittelst unverweilter Bestätigung der Wahl des D. Gros zur Stelle eines landschaftlichen Konsulenten und Erstattung der aufgelaufenen Unkosten klaglos zu stellen, und, wie solches geschehen, in Zeit zweyer Monate allergehorsamst anzuzeigen. 2) Communicetur partis impetrantis mandatum procuratorium parti impetratae, altero exemplari ad acta retento.

J. Nik. von Schwabenhausen.

Die weitere Ausführung davon werde ich in einem der nächsten Hefte liefern.

Diese Zeitschrift soll nach ihrer ersten Ankündigung einen doppelten Nutzen bezwecken. Fürs Erste wird der Leser darin eine fortlaufende Darstellung der europäischen Staatsverhältnisse; fürs Zweyte doch auch bey einem jeden merkwürdigen Vorfalle eine eigene, dahin sich beziehende diplomatische Abhandlung finden. Der Verfaßer verspricht in jedem Jahre mehrere Stücke zu liefern, obwohl er sich nicht gerade an die zwölf Monate binden wird. Drey Hefte machen einen Band aus, wovon der Preiß 1 Thlr. oder 1 fl. 48. kr. ist. Einzelne Stücke werden nicht abgegeben.

Inhalt des dritten Bandes zweytes Stück.



Europäische

Staats-Relationen

Von Nik. Vogt

Dritten Bandes Drittes Heft

Frankfurt am Main
in der Andreäischen Buchhandlung
1805

Diese Zeitschrift soll nach ihrer ersten Ankündigung einen doppelten Nutzen bezwecken. Furs Erste wird der Leser darin eine fortlaufende Darstellung der europäischen Staatsverhältnisse; fürs Zweyte doch auch bey einem jeden merkwürdigen Vorfalle eine eigene, dahin sich beziehende diplomatische Abhandlung finden. Der Verfasser verspricht in jedem Jahre mehrere Stücke zu liefern, obwohl er sich nicht gerade an die zwölf Monate binden wird. Drey Hefte machen einen Band aus, wovon der Preiß 1 Thlr. oder 1 fl. 48. kr. ist. Einzelne Stücke werden nicht abgegeben.

Inhalt des dritten Bandes drittes Stück.

Europäische
Staats-Relationen

Von Nik. Vogt

Dritter Band

Erstes bis Drittes Stück

Frankfurt am Main
in der Andreäischen Buchhandlung
1805



Inhalt des dritten Bandes.

I.

Von dem Ursprunge und Untergange der Staaten und Regierungsformen.

Sol oritur et occidit.

Da wir in unsern Zeiten so viele alte Staaten verschwinden, und neue entstehen sehen, so wird es nicht ganz zweckwidrig seyn, in diesen Staatsrelationen Etwas über den Ursprung und den Untergang der Staaten überhaupt und ihrer Regierungsformen im Besondern zu sagen. Solche Republiken oder Fürstenthümer, welche ohne ihr Zuthun blos durch eine fremde Herrschaft gegründet werden, bestehen meistentheils nicht lange. Wenn sie auch zuweilen durch irgend einen großen Mann oder sonderbare Ereignisse gute Einrichtungen erhalten; so merkt man ihnen doch immer das Unnatürliche ihrer Verhältnisse, oder den Druck ihrer Abhängigkeit an. Sie haben gegen innere und äußere Stöße zugleich zu kämpfen. Ich will daher hauptsächlich nur von solchen Staaten reden, welche

von aller Unterwürfigkeit frey und gleichsam nach ihrem eigenen Gutbefinden, sich entweder als Fürstenthümer oder Republiken konstituirten.

Einigen davon hat gleich anfangs oder kurz hernach nur Einer, und zwar auf einmal Gesetze gegeben, wie Lykurg den Spartanern, Pen den Pensylvaniern, die Jesuiten den Paraguayern; Andere haben zufälligerweise nach Maaßgabe besonderer Ereignisse, und nach und nach die ihrigen erhalten, wie Rom in der alten, und die meisten Staaten in der neuen Welt. Glücklich kann ein Volk sich preisen, dem ein Mann von solcher Klugheit zu Theil wird, unter dessen Gesetzen es, ohne weitere Verbesserungen nöthig zu haben, sicher leben kann. Man sieht auch, wie Sparta die Lykurgischen über achthundert Jahre, ohne sie zu verderben, und ohne irgend eine gefährliche Veränderung beobachtet hat.

Gegentheils ist derjenige Staat, dem ein so kluger Gesetzgeber nicht beschieden worden, und welcher daher sich von selbst wieder in Ordnung zu bringen genöthiget wird, in gewisser Art unglücklich; am unglücklichsten aber der, so von dem Wege guter Ordnung entfernt, sich blos durch Gewalt helfen will: denn da ist es gleichsam unmöglich, daß die bis zu einem solchen Grade in Unordnung gerathene Republik sich durch irgend einen Zufall wieder zurechtstellen könnte. Ein Staat, welcher sich seine Gesetze und Verfassung erst durch die Zeitumstände giebt, folgt doch dem natürlichen Gange der Dinge, und kann so, durch diese Umstände geleitet, wirklich vollkommen und mächtig werden: allein, wo das Uebel schon so weit gekommen ist, daß gerade das Verderbniß der Regierung und Sitten eine Revolution hervorbringen, ist schwerlich eine gesetzmäßige Freyheit zu gründen.

Da ich nun von der Entstehung und dem Untergange der Staaten rede, so führe ich zu gleicher Zeit hier an, wie große Schriftsteller, welche über Politik geschrieben haben, behaupten, daß in allen Eine von folgenden drey Regierungsarten, die sie Monarchie, Aristokratie und Demokratie nennen, anzutreffen sey, und daß diejenigen, welche einen Staat einrichten, sich für Eine, die ihnen am schicklichsten scheint, erklären müssen. Andere, denen viele der klügsten Männer beystimmen, sind der Meinung, daß es sechserley Regierungsarten gäbe, wovon drey äußerst böse, die andern drey an sich zwar gut, aber so leicht eines Umschlages fähig wären, daß sie nicht minder nachtheilig werden könnten. Die guten sind die drey obbenannten, die schlechten sind drey andere, die von jenen herkommen, und jede ist derjenigen, aus welcher sie entsprungen, so ähnlich, daß der Uebergang aus einer in die andere sehr leicht ist; denn die Monarchie artet leicht in Tyranney, die Aristokratie in Oligarchie, und die Demokratie in Anarchie aus.

Richtet nun gleich der Stifter einer Republik in selbiger eine von diesen drey Regierungsformen ein, so thut er solches nur auf eine kurze Zeit, weil er es auf keine Weise völlig verhüten kann, daß sie nicht vermittelst der Aehnlichkeit, die in diesem Falle die Tugend mit dem Laster hat, auf die andere Seite ausgleite. Die größten Gesetzgeber und Staatsschriftsteller waren daher bemüht, ein Mittel aus allen dreyen zu wählen, und die Monarchie mit Aristokratie und Demokratie zu verbinden. Der Kreislauf der verschiedenen Regierungsformen ist aber, wie Polybius und nach ihm Machiavell sagen, folgender:

Im Anfange der Welt, oder auch nach großen Revolutionen, welche die Weltgeschichte entweder als

schon geschehen angiebt, oder als wiederkommend weissagt, lebten die Menschen eine Zeitlang gleich den Thieren zerstreut. Nachdem sich aber die Geschlechter vermehrten, thaten sie sich zusammen, und fiengen ihrer bessern Vertheidigung wegen an, für den Stärksten und Tapfersten unter ihnen eine gewisse Achtung zu haben, machten ihn gleichsam zu ihrem Oberhaupte und gehorchten ihm.

Nach dieser ersten Zusammenrottung entstund unter ihnen die Kenntniß des Anständigen und Guten zum Unterschiede des Verderblichen und Bösen. Denn da man aus dem Unrecht, was einer seinem Wohlthäter zufügte, Haß und Mitleiden unter den Menschen entspringen sahe, indem man die Undankbaren tadelte, die Dankbaren aber lobte, und ferner erwog, wie eben dergleichen Beleidigung einem selbst wiederfahren könnte; so kam man, um dergleichen Uebeln auszuweichen, dahin überein, Gesetze zu machen, und wider den Uebelthäter Strafen zu verordnen. Hieraus nahm die Erkenntniß der Gerechtigkeit ihren Ursprung. Dieses gab auch Gelegenheit, daß man in der Folge bey der Wahl eines Oberhauptes, nicht mehr allein auf den Tapfersten, sondern auch Klügsten und Gerechtesten sahe. Als aber nachher die Fürsten durch Erbfolge und nicht mehr durch Wahl zur Regierung zu gelangen anfiengen, so arteten die Erben gar bald von ihren Voreltern ab; sie ließen tugendhafte Handlungen aus der Acht, und glaubten, daß Fürsten weiter nichts zu thun hätten, als die andern Bürger am prächtigen Aufwande, Schwelgerey und allen Arten von Ergötzlichkeiten zu übertreffen.

Solchergestalt wurde der Fürst verhaßt; dieser Haß machte, daß er sich zu fürchten anfieng: von der Furcht

kam es sehr bald zu Beleidigungen, und plötzlich entstand daraus Tyranney, welche bald darauf die Quelle des Untergangs des Fürsten, und der Verschwörungen gegen ihn wurden.

Die Anstifter der letztern waren aber nicht furchtsame und schwache Köpfe, sondern patriotische, edle Bürger, welche das schändliche Leben eines solchen Fürsten nicht ertragen konnten. Das gemeine Volk folgte dem Ansehen dieser Mächtigen, ergriff wider den Fürsten die Waffen, und unterwarf sich, nach Vertilgung der Letztern, den Erstern, als seinen Errettern. Da diesen nun der Name eines Monarchen verhaßt war, so stifteten sie aus ihren eigenen Mitteln eine Regierung, richteten sich, in Rücksicht auf die vorige Tyranney, anfänglich nach selbst eingeführten Gesetzen, setzten allen ihren eigenen Vortheil dem gemeinen Besten nach, und regierten oder erhielten die Privat- und öffentlichen Angelegenheiten mit größerm Fleiße. Als hernach diese Staatsverwaltung auf ihre Kinder kam, die die Veränderung des Glücks nicht kannten, die das Uebel nie gekostet hatten, und mit der bürgerlichen Gleichheit nicht zufrieden seyn wollten, sondern sich der Habsucht, dem Stolze, dem Mißbrauche des andern Geschlechts wieder überließen; so veranlaßte dieses, daß aus der Regierung der Vornehmsten ein Regiment von wenigen wurde, und zwar ohne Rücksicht auf die bürgerlichen Rechte. Allein bald darauf gieng es ihnen, wie den Tyrannen; denn das über ihre Regierungsart verdrießlich gewordene Volk ließ sich von irgend einem unternehmenden Kopfe, der diese Oberhäupter stürzen wollte, zum Werkzeuge brauchen, und auf solche Art fand sich bald Einer, der mit Hülfe des Volks sie ausrottete. Da nun das Andenken des Fürsten, und der von ihm ausgestandenen

Mißhandlungen noch neu war, und man daher nicht wieder einen Fürsten nehmen wollte; so wandte man sich, nach abgeschaffter Oligarchie, zur Regierung des ganzen Volks, und richtete es so ein, daß weder die wenigen Mächtigen noch ein Fürst einiges Ansehen haben sollten.

Die Ehrerbietung, welche man für alle neuen Verfassungen anfänglich hat, erhielt diese Regierung des Volks zwar einige Zeit, aber nicht lange, besonders nicht nach dem Absterben der Generation, unter der sie eingeführt worden. Denn man verfiel sehr bald in ausschweifende Freyheit, fürchtete sich weder vor Privat- noch öffentlichen Personen, und indem ein Jeder nach seiner Weise lebte, beleidigte man sich täglich tausendfältig. Man kehrte daher entweder aus Noth, oder auf Anstiften irgend eines klugen Mannes, oder auch nur um dieser Ausgelassenheit ein Ende zu machen, aufs neue zu der Regierung eines Fürsten zurück, und von diesem abermals aus angeführten Ursachen, und auf vorbenannte Art, wieder zur Anarchie.

Dieses ist also der Zirkel, den die Staaten alter und neuer Zeiten durchlaufen sind, und durchlaufen werden, und wovon uns erst neulich noch Frankreich in der kurzen Zeit von zehen Jahren die auffallendsten Beweise gab. Wenn nun Jemand diese Wendungen genau kennt, so kann er wohl in der Zeit, wann dieses oder jenes geschehen werde, irren: allein auf welchem Punkte ein Staat wirklich stehe, ob er seinem Wohlstande oder Untergange nahe sey, und in was für eine Regierungsform er übergehen werde, in diesen Angaben und Prophezeihungen wird er schwerlich fehl befunden werden, wenn er frey von Haß und Neid ist. Da nun von den sechs obgenannten Regierungsformen, welche die

Staaten durchlaufen, die drey guten, wegen ihrer kurzen Dauer, die drey schlechten wegen ihrer Bösartigkeit alle fehlerhaft sind; so haben sich die großen Gesetzgeber alter und neuer Zeiten, wie ich schon sagte, bemühet, durch eine vermischte Regierungsform dem Uebel auszuweichen; und es war ein besonderes Glück für unsere europäischen Staaten, daß die alten Deutschen, welche sie gründeten, eine solche Anlage schon aus ihren Wäldern mitbrachten. Wir finden, wie ich schon mehrmalen bemerkte, in des Tacitus Germania die ersten Grundsteine einer aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemischten Regierung. Wenn in der erstern Epoche der europäischen Staaten die Uebermacht des Volks, in der zweyten die Aristokratie der Vasallen, und in der letztern die Tyranney der Könige alle die Uebel der obbenannten Regierungsformen zeigten; so ist es bis auf diese Stunde doch noch nicht so weit gekommen, daß ein Theil ganz unumschränkt die Oberhand behauptet hätte. Die drey Arten und Abarten der Verfassungen hielten sich periodisch im Gleichgewichte; und in allen politischen Einrichtungen, worin Leben herrschen soll, müssen zeitliche Ausschweifungen vorkommen. So lange also Europa noch nicht Einem dient, muß man an Wiederherstellung des Gleichgewichts nicht verzweifeln.

Was aber Europa noch besonders gegen Tyranney oder Anarchie gerettet hat, und noch retten kann, ist, daß alle seine Staaten als ein Gesammtwesen oder eine große Republik betrachtet wurden. Es giebt daher unter ihnen Monarchien, Aristokratien und Demokratien, und dieser Wechsel trifft öfters verschiedene seiner Theile; aber so lange derselbe nicht das Ganze umfaßt, ist immer Hoffnung, zur gehörigen Ordnung zurückzukehren. Nur dann ist alles verlohren, wenn die kleinern oder minder-

mächtigen Staaten, welchen eigentlich das Palladium der Freyheit anvertraut ist, von den Mächtigen gänzlich verschlungen würden; denn mit der Vernichtung ihrer Existenz schrumpft alles in große Massen zusammen, und von einem oder doch nur wenigen Punkten hängt es alsdann ab, ob Gutes oder Böses geschehen wird. Meistens aber das Letztere, weil Uebermacht selten das Erstere hervorbringt.

II.

Wahl- und Krönungsakte Kaiser Napoleons

als Nachtrag zu dem ersten Stücke des zweyten Bandes.

Audaces fortuna juvat.

Die Geschichte zählt verschiedene und sonderbare Beyspiele auf, wie Bürger Könige wurden: aber keins, das auffallender gewesen wäre, als jenes, so wir das verflossene Jahr in Frankreich erlebt haben. Die ältere Geschichte ist zu dunkel und mangelhaft, als daß wir durch sie alle Umstände solcher Begebenheiten erfahren könnten. Auch die Geschlechtsregister unserer Erbkönige erstrecken sich zu tief in das Alterthum, und selbst in unsern Tagen waren die Regierungsveränderungen mit weniger Formalitäten verbunden; aber in Frankreich sahen wir einen Auftritt, der bis auf Karls des Großen Zeit, keinen gleichen findet. Nach einer auf die Rechte der Menschen und die ersten philosophischen Grundsätze unternommenen Revolution, wird ein einfacher Bürger wieder auf den Thron erhoben, und mit einem neuen Kaisertitel beehrt; und der erste Priester einer kurz zuvor

noch allgemein bestürmten Religion, kömmt über die Alpen her, um ihn zu salben und seine neue Krone zu segnen.

Im Ganzen genommen giebt es drey Hauptwege zum Throne. Die Regenten wurden entweder vom Volke selbst gewählt, oder erhielten diese Würde durch Krieg und Eroberung, oder durch Verträge und Erblichkeit. Den ersten Fall finden wir an Konrad dem Salier, welchen die ganze vereinigte deutsche Nation zum Kaiser wählte; den zweyten an Wilhelm dem Eroberer in England; den dritten an den meisten fürstlichen Familien in Europa. Selten aber waren diese Fälle ganz rein; die Wahlen wurden öfter durch Kriege, die Eroberungen durch Wahlen, und die Erbverträge durch Eroberungen zugleich durchgesetzt. Indessen leuchtete doch bey einer jeden solchen Thronbesteigung einer oder der andere Weg mehr oder weniger hervor. Wir wollen daher einen jeden derselben näher beleuchten.

Der rechtmäßigste unter denselben ist gewiß jener, wo die Wahl des Volks entscheidet. Dieser kann nicht eingeschlagen werden, wenn nicht auf der einen Seite die persönlichen Verdienste des Gewählten, und auf der andern die Zuneigung und das Interesse des Volks entscheiden. In dieser Rücksicht war Konrad der Salier gewiß einer der rechtmäßigsten Fürsten, welche die Geschichte kennt: denn die ganze deutsche Nation, und sogar, wie Wippo sich ausdruckt, die Eingeweide des Reichs waren versammelt, um ihn zu wählen.

Der zweyte Weg ist der gewaltsamste. Jede Eroberung ist Unterdrückung, und wo blos Krieg entscheiden muß, ist der Wille des Volks nicht wohl zu vermuthen. Bey allem dem ist es nicht so leicht, eine ganze Nation unter die Füße zu bringen, wenn sie nicht

entweder gänzlich entnervt oder doch durch Partheyen zerrissen ist. Der Eroberer kann daher sich immer noch rühmen, wenigstens einen Theil derselben auf seiner Seite zu haben, folglich von diesem gewählt worden zu seyn. Der dritte Weg ist nach dem neuern Völkerrechte der gewöhnlichste; denn die meisten europäischen Könige und Fürsten erhielten ihre Länder und Thronen durch Verträge und Erblichkeit. Allein auch dieser war, der Geschichte nach, nicht ganz von Kriegsgewalt und Eroberung frey. Der spanische, östreichische, bayrische und andere Successionskriege, sind Beweise davon. Es wird der Mühe werth seyn, hier die Geschichte aller europäischen Thronbesteigungen in Kürze anzuführen. In einem der nächsten Hefte soll die Geschichte der Entstehung der Republiken oder bürgermeisterlichen Gewalt dargestellt werden.

I.

Der römisch-deutsche Kaiser.

Die fränkischen Könige, welche den römisch-deutschen Kaiserthron errichteten, wurden ursprünglich von dem Volke gewählt. Bey dem Geschlechte der Merovinger und Karolinger blieb man der Verdienste der Stifter wegen bey Einer Familie. Pipin setzte sein Haus unter ähnlichen Gewohnheiten und Bedingnissen auf den fränkischen Thron. Karl der Große wurde in Rom von dem Pabste und Volk als römischer Kaiser ausgerufen, und pflanzte diese Würde auch in seiner Familie fort. Die Schwäche seiner Nachfolger machte den Kaiserthron schwankend: aber die deutschen Könige aus dem sächsischen, fränkischen und schwäbischen Hause gaben ihm einen neuen Glanz; und so wurde er, der

päbstlichen und reichsfürstlichen Anfechtungen ohngeachtet, bey dem deutschen Reiche erhalten.

Das Interregnum setzte die kaiserliche Würde von neuem herab, obwohl sie für Deutschland nicht vernichtet werden konnte. Die großen Reichsfürsten retteten sie noch durch das ihnen zugestandene Wahlrecht, und seit der goldnen Bulle blieb die Kaiserkrone eine eigenthümliche Zierde der deutschen Oberhäupter. Wenn auch zwiespaltige Wahlen dazwischen vorfielen, so ist doch nach dem europäischen Völkerrechte der deutsche König jederzeit als der rechtmäßige römische Kaiser angesehen worden.

2.

Die Könige von Portugal.

Die erste Linie der Könige von Portugal stammte von einem französischen Prinzen, Heinrich von Burgund, ab, welcher die Tochter Alphons VI. heurathete, und damit die Statthalterschaft über ein Stück dieses Reichs erblich erhielt. Durch die Siege, welche er und seine Nachfolger über die Mahomedaner erfochten, dehnten sie ihr Gebiet bis zur heutigen Größe aus, und machten es, nicht ohne Widersprüche der spanischen Könige, zu einem unabhängigen Reiche. Als diese ältere Linie im Jahre 1578 mit Sebastian ausstarb, bemächtigte sich Philipp II. von Spanien des Königreichs; seine Truppen wurden aber bald wieder vertrieben, und der Herzog von Braganza, Johann IV. welcher von Johann I. und Isabellen, Prinzessin von Portugal, abstammte, durch die Stände des Reichs auf den Thron erhoben. Die jetzigen Könige von Portugal gründen daher ihr Recht zum Throne zugleich auf Wahl, Eroberung und Geburt.

3.

Die Könige von Spanien.

Die ersten Könige von Spanien erhielten ihren Thron auf eine ähnliche Weise. Nach der Vertreibung der Mooren behaupteten sie selben theils durch Wahl, theils durch Eroberung, theils durch Geburt. Ferdinand von Arragonien und Isabelle von Kastilien brachten durch ihre Vermählung das ganze Königreich zusammen, und hinterließen es ihren Enkeln, welche durch ihre Väter vom östreichischen Hause abstammten. Diese regierten vermöge der rechtmäsigen und reichskonstitutionellen Erbfolge bis auf Karl II., welcher ohne Erben starb, und so den spanischen Successionskrieg hinterließ. Vier europäische Fürstenhäuser machten nun auf den spanischen Thron Anspruch. Nämlich die deutsch-östreichische Linie vermöge alter Verwandtschaft und von Marien Annen, der Mutter Kaiser Leopolds; das bayrische Haus von Marien Antonien, der Gemahlin Maximilian Emanuels; das Haus Savoyen von Katharina, der Tochter Philipps II.; und das Haus Bourbon von Marien Theresien her, und vermöge des Testaments Karls II. Die Uebermacht Ludwigs XIV. entschied für Bourbon. Philipp V. Herzog von Anjou, wurde König von Spanien, theils durch Wahl einer spanischen Parthey, theils durch Eroberung, theils durch Erbrecht und Verträge. Seine Nachfolger regieren vermöge der alten gesetzmäßigen Succession.

4.

Die Könige von Großbrittanien.

Die ersten brittischen Könige wurden durch Wahlen zum Throne erhoben. Nachher galt das Erbrecht und zwar auch auf weibliche Nachkommenschaft. Durch Bürgerkriege wurde öfter die gerade Linie unterbrochen, so daß man behaupten könnte: in England entschiede Wahl und Erbrecht zugleich. Durch die Revolution ist das alte Geschlecht gänzlich aus dem Reiche verbannt, und das Haus Braunschweig-Hannover auf den Thron erhoben worden. Die jetzige regierende Linie gründet also ihr Recht zum Throne gänzlich auf die freye Wahl des Volks; obwohl das Erbrecht in der Prinzessin Sophia, der Mutter Georgs I. und Enkelin Jakobs I. nicht ganz außer Acht gelassen war.

5.

Die Könige von Schweden.

Die älteren Könige von Schweden wurden theils durch Wahl, theils durch Krieg, theils durch Erbfolge auf den Thron erhoben, doch so, daß letztere jederzeit der üblichste Weg dazu war. Mit Gustav Wasa beginnt, so zu sagen, ein neuer Stamm, welcher die königliche Würde seiner Tapferkeit und der Wahl des Volks zu verdanken hatte. Von diesem Stamme leiteten die künftigen Könige, vermöge der Erbfolge, auch in weiblicher Nachkommenschaft, ihr Recht her. So übertrug Katharina, König Karls IX. Tochter, ihre Ansprüche auf Karl X. Herzogen von Zweybrücken, und Hedwig Sophia, die Tochter Karls XI. an das Haus Holstein. Allein bey der jetzt regierenden

Linie entschieden doch mehr die Wahl der Stände und die Waffen der Russen, als das Erbrecht. Nach der Konstitution von 1772 ist aber letzteres ganz gesetzmäßig geworden.

6.

Die Könige von Dännemark.

In der alten Geschichte hält Dännemark mit Schweden einen gleichen Gang. Wahl, Waffen und Erbfolge verschafften seinen Regenten die Krone. Nach verschiedenen Stämmen herrschte das Haus Waldemar bis 1439, wo die Stände Erichen den Gehorsam aufkündigten, und im Jahre 1448 Christian von Oldenburg auf den Thron erhoben. Das oldenburgische Haus erhielt also die dänische Krone ursprünglich durch Wahl, dann durch das Erbrecht. Im Jahre 1660 wurde endlich die ganze Souverainität, vermöge der Arfve-Enevolds-Regierungsakte und eines neuen Huldigungseids von den Ständen an Friedrich III. übertragen, und so dieser König und seine Nachkommen zugleich durch Wahl und Erbrecht zum unumschränkten Regenten Dännemarks und Norwegens ernannt.

7.

Die Könige von Italien.

Bey Gründung der italiänischen Staaten war Wahl und Sieg der Weg zum Throne. Nachher galt das Erbrecht in allen großen Fürstenthümern; und die Könige von Sardinien sind daher die ältesten Regenten in diesem schönen Lande. Die Kriege zwischen Oestreich und Frankreich vertheilten die Königskronen Italiens nach den Friedensschlüssen. So waren die sicilianische,

sardinische und hetrurische Kronen durch Verträge vergeben. Der Pabst allein gründet sein Recht zum Kirchenstaate auf ältere Titel: „Wenn die natürliche „Billigkeit entscheiden kann, sagt ein großer deutscher „Geschichtschreiber, so ist wahrlich der Pabst mit Recht „Herr von Rom, denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr „vorhanden."

8.

Die deutschen Fürsten.

Die deutschen Fürsten erhielten die Landeshoheit durch das Lehenrecht und den Freyheitsbrief Friedrichs II., doch so, daß die geistlichen durch Wahl, die weltlichen durch Erbe succediren. Der westphälische Friede und jüngste Deputationsschluß hat diese Rechte bekräftigt, und große Veränderungen zugelassen. Durch die außerdeutsche Macht einiger Fürster sind die Friedensschlüsse jetzt noch als die einzige Stütze der fürstlichen Würden im Reiche anzusehen.

9.

Die Könige von Preußen.

Das Königreich Preußen leitet seinen Ursprung von dem ehemaligen Heermeisterthum her, was als ein Theil von Polen angesehen wurde. Die Reformation und die durch sie zugleich bewirkte Säkularisation desselben brachten sein Gebiet an das Haus Brandenburg, dessen eben so kluge als tapfere Prinzen ihre Macht theils durch kriegerische Unternehmungen, theils durch Verträge zu sichern und zu vermehren wußten. So wurde die königliche Würde in Friedrich I. vom Volke und den übrigen europäischen Mächten anerkannt. Die Könige von Preußen

haben daher ihre Krone, theils ihrer Tapferkeit, theils ihrer Klugheit zu verdanken.

10.

Die österreichischen Kaiser.

Die österreichischen Regenten gründen ihr Recht zur ungarischen, böhmischen und andern Kronen auf Verträge und Erbfolge. Maximilian schloß im Jahr 1515 zu Wien einen Vertrag mit Wladislav, König von Ungarn und Böhmen, wodurch nach dem Tode Ludwigs II. im Jahr 1526. beyde Königreiche seinem Hause zufielen. Die polnischen und italiänischen Herrschaften erhielt Oesterreich durch die Theilungsverträge mit Rußland und Preußen und den Frieden von Lüneville. Die erbliche Kaiserkrone über die ganze Monarchie, wozu es jetzt durch die Kundmachung bey allen Höfen und Stellen berechtigt ist, legte es sich selbst durch ein Hofdekret bey.

11.

Die Kaiser von Rußland.

Im mittleren Zeitalter wurde der russische Thron theils durch Wahl, theils durch Gewalt, theils durch Erbrecht erhalten. Erst bey Eintritt des Romanovischen Hauses ist die Nachfolge sicher gestellt worden. Nach einer langen Anarchie wählten im Jahre 1613. die Russen Michael Federowitsch Romanow, den Sohn des Patriarchen Feodor Nikitisch Romanow, zu ihrem Regenten, weil er sich um das Reich sehr verdient gemacht hatte, und zugleich von mütterlicher Seite Zars Feodor Iwanowitsch Blutsverwandter war. Peter der Große und Katharina II. suchten nach

der Hand die Erbfolge konstitutionsmäßig zu machen; da aber auf der einen Seite die Zare eine unumschränkte Gewalt erhielten, und auf der andern Seite die Großen des Reichs Regierungsveränderungen lieben, so hat man in den neuesten Zeiten sonderbare Thronfolgen erlebt.

12.

Die französischen Kaiser.

Die französischen Kaiser gründen ihr Recht zum Thron auf folgendes Senatskonsult:

Das die erbliche Kaiserwürde in Frankreich betreffende Senatskonsult vom 15. Brumaire XIII. Jahrs.

Napoleon von Gottes Gnaden und durch die Konstitution der Republik Kaiser der Franzosen, allen Gegenwärtigen und Kommenden Unsern Gruß.

Nachdem der Senat erklärt hatte, wie folgt:

Auszug aus den Registern des Erhaltungssenats vom Dienstage den 15. Brumaire XIII. Jahrs.

Senatskonsult.

Der Erhaltungssenat in der durch den 90. Artikel der Konstitution vorgeschriebenen Anzahl seiner Glieder vereinigt, um über die Sendung Sr. kaiserl. Majestät vom 1. dieses Monats zu berathschlagen, nach angehörtem Berichte seiner Spezialkommission zur Untersuchung der Register, der von dem französischen Volke,

in Gemäßheit des 142. Artikels der Reichskonstitutionen vom 28. Floreal XII. Jahrs über die Annahme folgender Verfügung abgelegten Stimmen: „Das französische „Volk will die Erblichkeit der kaiserlichen Würde in der „geraden, natürlichen, ehelichen oder adoptiven Nachkommenschaft des Napoleon Bonaparte, und in „der geraden, natürlichen und ehelichen Nachkommenschaft des Joseph Bonaparte und Ludwig Bo„naparte, so wie es durch das Senatskonsult von „diesem Tage (28. Floreal XII. Jahrs) angeordnet ist."

Nach Einsicht des Protokolls der Spezialkommission, woraus erheller, daß 3,524,254 Bürger ihre Stimmen gegeben, und 3,521,675 diesen Vorschlag angenommen haben —

Erklärt, wie folgt:

Die kaiserliche Würde ist in der geraden, natürlichen, ehelichen oder adoptiven Nachkommenschaft des Napoleon Bonaparte, und in der geraden, natürlichen und ehelichen Nachkommenschaft des Joseph Bonaparte und Ludwig Bonaparte erblich, so wie es durch die Konstitutionsakten des Reichs vom 28ten Floreal XII. Jahrs verordnet wurde.

Gegenwärtiges Senatskonsult soll durch eine Botschaft Sr. Majestät dem Kaiser mitgetheilt werden.

Der Präsident und die Sekretäre

Unterzeichnet: François de Neufchateau, Präsident.

Porcher, Colaud, Sekretäre.

Besiegelt durch den Kanzler des Senats

Unterzeichnet: Laplace.

Gebieten und verordnen Wir, daß Gegenwärtiges mit dem Staatssiegel versehen, kund gemacht, in das Bulletin der Gesetze eingetragen werde. Der Großrichter Justizminister hat das Nöthige wegen der Bekanntmachung zu veranstalten.

Gegeben in unserm Pallaste zu Fontainebleau den 5ten Frimaire XIII. Jahrs.

Unterzeichnet: **Napoleon.**

Durch Uns den Erzkanzler des Reichs

Unterzeichnet: **Cambaceres.**

Der Großrichter Justizminister

Unterzeichnet: Regnier.

Im Namen des Kaisers der Staatssekretär

Unterz. Hugues B. Maret.

Auszug aus den Registern des Erhaltungssenats vom Dienstag den 15. Brumaire XIII. Jahrs.

Protokoll über die Aufzählung der Stimmen, welche das französische Volk wegen der Erblichkeit der kaiserlichen Würde nach Maaßgabe des Senatsbeschlusses vom 2ten Brumaire XIII. Jahrs erlassen hat.

Nachdem am 3. Brumaire des XIII. Jahrs endesunterschriebene Senatoren als Glieder der Spezialkommission, welche durch eine Berathschlagung des Senats vom gestrigen Datum beauftragt waren, sowohl das Senatskonsults-Projekt, so Seine kaiserliche Majestät am nämlichen Tage durch die Sprecher der Regierung an den Senat gelangen ließen, zu untersuchen, als auch

die Stimmen aufzuzählen, welche das französische Volk über folgenden Vorschlag erlassen hat: „Das französische „Volk will die Erblichkeit der kaiserlichen Würde in der „geraden, natürlichen, ehelichen oder adoptiven Nach- „kommenschaft des Napoleon Bonaparte, in der „geraden natürlichen und ehelichen Nachkommenschaft des „Joseph Bonaparte und Ludwig Bonaparte, „so wie solches durch das organische Senatskonsult vom „28. Floreal XII. Jahrs festgesetzt ist," in Erwägung gezogen, daß, wenn die Register, welche diese Stimmen enthalten, sich der Verordnung des Senats gemäß befänden, das Fortbringen und Versetzen einer so beträchtlichen Anzahl von Papieren großen Aufschub verursachen würde; so haben sie beschlossen, sich der schnellern Beförderung wegen an den Ort zu begeben, wo sich diese Papiere befänden.

Diesem zu Folge haben sie sich in eins der von der ersten Abtheilung des Ministeriums vom Innern besetzten Häusern verfügt, wo ihnen die obenbenannten Papiere übergeben wurden.

Sie haben dort die Register von jedem Departement in ein oder mehrere Hefte vereinigt, aber alle sehr regelmäßig klassifizirt und zusammengelegt befunden.

Nach Maaßgabe des Dekrets vom 29. Floreal, waren diese Register bey dem Sekretariat aller Administrationen, allen Municipalitäten bey den Gerichtsschreibereyen aller Richterstellen, bey allen Friedensrichtern und Notarien eröffnet. Jeder Empfänger eines Registers hat es geschlossen, und, nachdem er unten den Ausschlag der Stimmen zusammengezählt und bekräftigt hatte, an den Maire seiner Munizipalität adressirt. Dieser ließ es an den Unterpräfekten seines Arrondissements mit einer ähnlichen Aufzählung und Sicherstellung gelangen.

Jeder Unterpräfekt schickte die Register in gleicher Form an den Präfekten, und dieser die Stimmen seines ganzen Departements, welche von ihm aufgezählt, sicher gestellt, und nach Maaßgabe eines gedruckten Models eingesendet werden mußten, an den Minister des Innern.

Die Stimmen, welche das Departement der Seine erlassen hatte, wurden entweder an den Präfekten desselben, oder an den Polizeypräfekten oder unmittelbar an den Minister des Innern eingeschickt. Die Häupter einer jeden öffentlichen Anstalt oder Korporation haben den Inhalt der Register bestätigt.

Verschiedene Maire haben sich nicht nach den ihnen ertheilten Instruktionen gerichtet, und die Register ihrer Gemeinden unmittelbar an den Minister des Innern adressirt: sie wurden aber an die Präfekten zurückgeschickt, welche sie, nachdem sie selbe rechtmäßig befunden und bestätigt hatten, wieder eingaben.

Einige Stimmen sind einzeln eingekommen, man hat sie daher nicht berechnet.

Der Minister der äußern Angelegenheiten hat jenem des Innern die Stimmen der Franzosen, welche sich dermalen im Auslande befinden oder dort angestellt sind, zugeschickt. Einige dieser Stimmen sind ihm unmittelbar mitgetheilt worden; andere waren in den bey unsern auswärtigen diplomatischen Agenten eröffneten Registern aufgezeichnet, und wurden durch selbe auch bestätigt.

Eine große Anzahl von nachgetragenen Stimmen sind erst während der Vollendung der beygefügten Tabelle dem Minister des Innern zugekommen. Sie wurden den Kommissären vorgelegt, welche darauf beschlossen haben: 1mo zwey Resultate zu bilden. Das erstere aus der Anzahl der Stimmen, wie sie sich bey

Vollendung dieser Tabelle verhielten; das zweyte, wo man noch die ganze Anzahl der Stimmen, wie sie sich heute nach den Registern und Nachträgen ergeben, hinzufügen konnte. 2do Dem gegenwärtigen Protokolle noch eine Tabelle nach den Departementern beyzulegen, worin die letztern Nachträge nicht enthalten wären. 3^tio^ Noch eine zweyte Tabelle nach den Arrondissements der Unterpräfekturen zu verfertigen, und dem Protokolle anzuhängen, welche sonach die ganze Summe der Stimmen enthielte.

Aus dieser nach obiger Art vorgenommenen Sicherstellung und Aufzählung der Stimmen erhellet 1mo, daß auf den Vorschlag wegen der Erblichkeit der kaiserlichen Gewalt, so wie er in dem 142. Artikel des Senatskonsults vom 28. Floreal ausgedruckt, und beym Eingang des gegenwärtigen Akts vorgesetzt ist, die Anzahl der Stimmenden, so wie sie sich wenige Tage vor der Redaktion des Senatskonsults ergeben hat, mit Inbegriff der 400,000 Stimmen der Landtruppen, und 60,000 der Seetruppen sich auf 3,524,254, und die Anzahl der Register auf 60,870 belaufen habe; wovon 3,521,675 bejahend, und 2569 verneinend ausgefallen sind.

Es erhellet daraus 2do, daß die Anzahl der Stimmenden, nach dem Ganzen der Aktenstücke, welche den Kommissären vorgelegt wurden, sich auf 3,574,898, und die Anzahl der Register auf 61,968 belaufe, daß sich darunter 3,572,329 bejahende, und 2569 verneinende Stimmen befinden. Es folgt daraus, daß die Anzahl der bejahenden Stimmen gegen jene der verneinenden heut zu Tage die Quantität der nämlichen Stimmen, welche bey dem Senatskonsults-Vorschlage sich vorfanden, um 50,654 überschreite.

Das obige Protokoll ist geendigt, geschlossen, und von jedem Gliede der Kommission unterzeichnet worden, den 12. Brumaire XIII. Jahrs.

Unterzeichnet: Lacepede, Boissy-d'Anglas, Jaucourt, Röderer, Lenoir-Laroche, Demeunier, Vernier.

Dem Originale gleichlautend.

Der Kanzler des Senats

Unterzeichnet: Laplace.

Bestätigt durch den Staatssekretär

Unterzeichnet: H. B. Maret.

Auf dieses Senatskonsult hatten die Krönungsfeyerlichkeiten Sonntags den 11ten Frimaire oder den 2ten December a. St. in der Kirche zu U. L. F. in Paris Statt. Die Züge und Ceremonien sind bereits in allen Zeitungen beschrieben worden; ich will daher nur das, was vermöge obigen Senatskonsults auf die Nationalrepräsentation Bezug hat, hier beysetzen.

Nach einer den Tag zuvor durch den Groß-Ceremonienmeister, Herrn Segür, bekannt gemachten Zugsordnung (IV. V. und VI. Artikel), mußten sich der Senat, der Staatsrath, der gesetzgebende Körper, das Tribunat, das Kassationsgericht, die Rechnungskammer, die Glieder der Gerichtshöfe, und der Verwaltungen, die Wahl- und andere Präsidenten, die Präfekten und Maire der 36 Hauptstädte 2c. die Reichsmarschälle, die Großoffiziere, die Militairdeputationen (nach dem XII. Artikel) die Großwürdenträger, die Minister und andere

Staatsbeamten, und nach einer andern Verordnung auch die Bischöffe und Prälaten ꝛc. kurz die ganze Nationalrepräsentation in die Kirche begeben. Die Menge dieser geistlichen oder weltlichen Beamten füllte den ganzen unteren Theil derselben oder das sogenannte Langhaus (Nef) vom Throne bis zum hohen Chor aus. Es waren für sie auf beyden Seiten Sitze und Plätze bestimmt, welche sie auch einnahmen.

Rechts und links an den Stufen des Throns herab saßen die Minister und Staatsräthe, nach ihnen folgten unten im Langhause der Senat, der Gesetzgebungskörper, das Tribunat, die Gerichtsstellen, die Generäle. Die Deputirten, Präfekte und Maire hatten neben und hinter denselben ihre Plätze. Die Bischöffe, Großwürdenträger und Reichsmarschälle begleiteten wechselsweise den Pabst oder den Kaiser. Die Prinzen, Großwürdenträger und die gesetzgebenden Körper trugen eine altspanische Kleidung, nur mit dem Unterschiede, daß erstere in fürstlicher Pracht, letztere aber ganz einfach, nämlich schwarz mit Drapd'or oder d'Argent ausgeschlagenen Mänteln erschienen. Die Gerichtsstellen hatten ihre langen scharlachrothen Tuniken mit Hermelinkrägen, die übrigen Beamten aber die gemeine französische Kleidung, doch meistens gestickt. Ein jeder Zuschauer sahe hier die Form der ganzen Nationalrepräsentation vor Augen.

Bald hernach schilderte der Minister des Innern folgendermaßen dem gesetzgebenden Körper die damalige Lage des französischen Reichs.

III.

Ueber die politische Lage des französischen Reichs als Nachtrag zu dem ersten Stücke des vorigen Heftes: Wie könnte man den Frieden finden?

Von

Herrn Champagny,

Minister des Innern.

Als ich zu dem vorigen Hefte das Stück schrieb: Wie könnte man den Frieden finden? dachte ich: daß Napoleon mit der nämlichen Hand, womit er den französischen Zepter ergriff, zugleich der Welt den Friedenszweig darbieten werde. Ich habe mich nicht geirrt. Folgende offizielle Aeußerungen des Kaisers und Ministers beweisen, daß ich richtig gesehen, und auch die Punkte so ziemlich angegeben habe, worauf man dabey Rücksicht nahm. Ob die Friedensanträge von einem guten Erfolge seyn werden, kömmt hauptsächlich darauf an, ob man de bonne foi zu Werke geht, welches ich aber hier nicht zu untersuchen wage. Für jetzt ist es mir genug, zu obigem Stücke folgenden Nachtrag liefern zu können. Wenn noch zwey wichtige Ereignisse zu Tage kommen, werde ich mehr davon sprechen.

„Frankreichs innere Lage ist dermalen ganz so, wie sie es in den ruhigsten Zeiten war; nirgends bemerkt man Bewegungen, welche wegen des öffentlichen Ruhestandes besorgt machen könnten, nirgends Verbrechen, die den Erinnerungen an die Revolution angehören; überall beurkundet das Steigen des Werths des öffentlichen und Privateigenthums das Steigen des Zutrauens und der Sicherheit. Der Sauerteig der Meinungen setzt nicht mehr die Gemüther in Gährung; das Gefühl des allgemeinen Interesse, besser erkannte und geläuterte Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung, haben alle Herzen an das gemeinschaftliche Wohl gekettet. So sprachen alle Administratoren; so hat es der Kaiser in allen Departements, die er bereiset hat, gefunden; so haben wir es eben jezo auf die überzeugendste Art gesehen. Die Armeen waren von ihren Befehlshabern, die militairischen Korps von ihren Chefs, die höhern Gerichte von ihren Vorständen, das öffentliche Ministerium von seinen ersten Organen, die Kirchen von ihren Seelsorgern, die Städte und die Dörfer von allem, was Gewalt und Einfluß auf die Gemüther hat, getrennt; überall war das Volk seinem Genius überlassen, und überall hat das Volk Liebe für Ordnung und Gesetze gezeigt. Im nämlichen Augenblicke reisete der Pabst durch Frankreich. Von den Ufern des Po bis an die der Seine war er allenthalben der Gegenstand einer frommen Huldigung, die ihm mit Liebe und Ehrfurcht jene zahllose Mehrheit darbrachte, die, treu der alten Lehre, einen gemeinschaftlichen Vater und den Mittelpunkt des gemeinschaftlichen Glaubens in demjenigen sieht, den ganz Europa, als einen durch seine Frömmigkeit und seine Tugenden auf den Thron erhobenen Souverain, verehrt."

„Eine Verschwörung, angestiftet von einer unversöhnlichen Regierung, drohete Frankreich in den Abgrund des Bürgerkriegs und der Anarchie zurückzustürzen. Bey der Entdeckung dieses furchtbaren Komplots, gerieth ganz Frankreich in Bewegung; Besorgnisse, die kaum sich gelegt hatten, erwachten wieder, und in allen Köpfen lebten Grundsätze auf, welche die aller Weisen, welche stets auch die unsrigen gewesen sind, ehe Irrthum und Schwäche die Gemüther entfremdet, und strafbare Ränke die Meinungen irre geführt hatten. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß die getheilte Gewalt ohne Uebereinstimmung und Kraft war; man hatte gefühlt, daß die auf eine bestimmte Zeit übertragene Gewalt schwankend war, und weder Zeit erfodernde Arbeiten noch Plane zuließ; daß sie, beschränkt auf das Leben eines Mannes, mit diesem schwächer wurde, und mit seinem Verschwinden Zwietracht und Anarchie möglich machte; man hat endlich erkannt, daß für große Nationen nur in der erblichen Gewalt Heil ist; daß sie allein denselben ihr politisches Leben sichert, und in ihrer Dauer die Generationen und Jahrhunderte umfasset. Der Senat ist, wie es sich gehörte, das Organ der gemeinschaftlichen Besorgnisse gewesen. Bald wurde der Wunsch der Erblichkeit, der in allen ächt französischen Herzen lag, laut; er wurde von den Wahlkollegien, von den Armeen proklamirt; der Staatsrath, die Magistraten, die aufgeklärtesten Männer wurden zu Rathe gezogen, und ihre Antwort fiel einmüthig aus. Die Nothwendigkeit der erblichen Gewalt in einem so großen Staate, wie Frankreich, war seit langer Zeit von dem ersten Konsul bemerkt worden. Vergebens hatte er der Macht der Grundsätze widerstanden, vergebens ein Wahlsystem einzuführen gesucht, wodurch die höchste Gewalt in

ununterbrochener Ausübung erhalten, und ihr ein ruhiger und gefahrloser Uebergang gesichert werden könnte. Die öffentliche Unruhe, die Hoffnungen unserer Feinde klagten sein Werk an. Sein Tod sollte der Untergang seiner Arbeiten werden. Auf diesem Punkte erwartete uns die Eifersucht unserer Feinde, der Geist der Zwietracht und der Anarchie. Vernunft, Empfindung und Erfahrung sagten zu gleicher Zeit allen Franzosen, daß es keine sichere Uebermachung der Gewalt, als die ununterbrochene, daß es keine ruhige Nachfolge, als die auf die Gesetze der Natur sich gründende, gebe."

„Bey so dringenden Beweggründen konnte die Entschließung des ersten Konsuls nicht zweifelhaft seyn. Er beschloß also, für sich, und 2 seiner Brüder nach ihm, die Bürde anzunehmen, welche ihm das Bedürfniß der Umstände auflegte. Aus seinen Meditationen, welche durch Konferenzen mit den Mitgliedern des Senats, durch Verhandlungen in den Konseils, durch Bemerkungen weiser Männer zur Reife gediehen waren, entstand jene Folge von Verfügungen, welche die Erblichkeit des Kaiserthrons festsetzt. Ganz Frankreich pflichtete freywillig und mit völliger Unabhängigkeit dem Senatuskonsultum vom 28. Flor. 12. bey. Von diesem Augenblicke an war Napoleon durch die gerechtesten Titel Kaiser der Franzosen, und bedurfte keines andern Aktes mehr, um seine Rechte und seine Gewalt außer allen Zweifel zu setzen. Er wollte aber Frankreich seine alten Formen wiedergeben, jene Institutionen zurückführen, welche die Gottheit selbst eingegeben zu haben schien. Er wollte aber auf den Anfang seiner Regierung das Siegel der Religion drücken. Um den Franzosen einen auffallenden Beweis seiner väterlichen Liebe zu geben, willigte das Oberhaupt der Kirche ein, bey dieser erlauchten

Ceremonie mitzuwirken. Welche tiefe und dauerhafte Eindrücke hat sie nicht in der Seele des Kaisers und in dem Andenken der Nation zurückgelassen! welch ein Stoff zu Unterhaltungen für die Nachkommen! welch ein Gegenstand der Bewunderung für Europa! Napoleon vor den Altären knieend, die er wieder erhoben hatte; der oberste Bischoff, welcher auf Frankreich und auf ihn den himmlischen Segen erfleht, und der in sein Gebet, für die Wohlfahrt einer Nation, die Wohlfahrt aller Nationen einschließt; Prediger und Priester, vor kurzem noch entzweyt, die jetzt ihren Dank und ihre Stimme mit seinem Gebete vereinigen! Senatoren, Gesetzgeber, Tribunen, Magistratspersonen, Krieger, Verwalter und Vorsteher der Versammlungen des Volks, deren Meinungen, Hoffnungen und Wünsche in einander fließen; Souverains, Fürsten, Großbotschafter vor dem Anblick Frankreichs staunend, das nun auf seinen alten Grundpfeiler wieder befestigt wird, und das durch seine Ruhe die Ruhe ihres eigenen Vaterlandes sichert; mitten unter dieser Pracht und unter den Augen des Höchsten, Napoleon, wie er den unveränderlichen Eid schwört, der die Integrität des Reichs, die Stätigkeit des Eigenthums, die Fortdauer der Institutionen, die Ehrfurcht der Gesetze und das Glück der Nation sichert! Der Eid Napoleons wird auf immer der Schrecken der Feinde und die Schutzwehr der Franzosen seyn. Werden unsre Gränzen angefallen, so wird er an der Spitze unserer Armeen wiederholt werden, und alle Furcht eines Angriffs wird verschwinden. Die Grundsätze, die er heiligt, sind die Grundsätze unserer Gesetzgebung. Von nun an werden weniger neue Gesetze der Berathschlagung des gesetzgebenden Körpers vorgelegt werden. Das bürgerliche Gesetzbuch hat die öffentliche Erwartung erfüllt.

Ein Vorschlag zu einem peinlichen Gesetzbuche, der seit 2 Jahren fertig ist, wurde der Censur der Gerichtshöfe unterworfen, und wird nun in dem Staatskonseil zum letztenmale verhandelt. Die Prozeßordnung und der Handelskodex sind noch, was sie am Ende des vorigen Jahres waren. Dringendere Geschäfte forderten die Sorgfalt des Kaisers, und es ist ein Grundsatz bey ihm, den Berathschlagungen der Gesetzgeber nur solche Vorschläge vorzulegen, welche durch lange und mit Ueberlegung angestellte Erörterungen zur Reife gediehen sind. Die Rechtsschulen werden nun eröffnet werden. Die Lyzäen, die Mittelschulen füllen sich mit einer lehrbegierigen Jugend. Aus Fontainebleau ist bereits eine Miliz ausgegangen, welche sich in den Armeen auszeichnet. Die polytechnische Schule liefert unsern Zeughäusern, Seehäfen und Werkstätten nützliche Subjekte. Die Handwerksschule zu Compiegne nimmt täglich zu; die, welche auf den Gränzen der Vendee Statt haben soll, wird bald in voller Thätigkeit seyn. In den Wissenschaften und schönen Künsten sind Preise zuerkannt worden, und in einem Zeitraume von 10 Jahren, der den Arbeiten, welche Se. Maj. belohnen will, bestimmt ist, darf dieselbe erwarten, daß das Genie der Franzosen Meisterstücke erzeugen wird. In Ansehung des Brücken- und Straßenbaues sind die angefangenen Arbeiten fortgesetzt, neue ausgedacht worden. Aber ungestüme Witterung, Regen, Bergströme haben Heerstraßen verdorben, einige Arbeiten zerstört, bey andern eine Unterbrechung verursacht. Große Plagen haben einige Departements heimgesucht. Besonders litt das Rhein- und Moseldepartement. Der Kaiser munterte die Einwohner durch seine Gegenwart in ihrer Niedergeschlagenheit auf, und tröstete sie durch seine Wohlthaten."

„Die Epidemie, welche benachbarte Länder verheerte, ist durch weise Maaßregeln von unsern Gränzen abgehalten worden. Im Herzen der Vendee erhebt sich eine neue Stadt, welche der Sitz der Verwaltung werden soll. Von da aus wird sie auf alle Theile eine thätige und sichere Achtsamkeit richten; von da werden sich Aufklärung und sichere Grundsätze im ganzen Departement verbreiten, wo Unwissenheit und Mangel an Unterricht so oft redliche Gemüther voll Einfalt den Intriguen der Aufwiegler preißgegeben haben.“

„Unsere Flotten bereiten sich durch beständige Uebungen zu den Schlachten. Und während die Flotten unserer Feinde in dem Kampfe mit den Winden und Stürmen alt werden, lernen die unsrigen, ohne eigenen Verlust, gegen sie streiten. Seit dem Kriege haben wir Hannover gewonnen; wir sind mehr als je im Stande, unsern Feinden entscheidende Streiche zu versetzen. Unsere Marine ist in einem bessern Stande, als sie seit zehn Jahren gewesen ist. Unsere Landarmee ist zahlreicher, besser gehalten, und mit allem, was zum Siege beyträgt, mehr versehen, als sie es je war. Bey den Finanzen herrscht immer dieselbe Thätigkeit in den Einnahmen, dieselbe Regelmäßigkeit in den Regien, dieselbe Ordnung in der Verwaltung des Schatzes, und fast immer dieselbe Thätigkeit in dem Werthe der öffentlichen Schuld. Der Krieg hat zu ersten Ausgaben, zu außerordentlichen Ausgaben genöthigt; aber sie sind auf unserm eigenen Gebiete gemacht worden, und haben uns Kriegsschiffe, Seehäfen und alles, was zur Entwickelung unserer Macht gegen unsere Feinde nothwendig ist, gegeben. Jetzt hören diese außerordentlichen Ausgaben auf, und diejenigen, welche unsere kriegerische Stellung erfordert, werden von nun an mit einer Oekonomie

geleitet werden, welche die dringenden Kriegsrüstungen zum Angriffe und zur Vertheidigung nicht erlaubten. Die Einkünfte der Krone werden alle Kosten der Salbung und der Krönung des Kaisers, und auch diejenigen, welche der Glanz des Throns erfordert, bestreiten. Letzterer soll nie der Nation zur Last fallen. Die Lage Europa's hat nur eine wichtige Veränderung erlitten. Spanien ruhete in einer Neutralität, in welche Frankreich gewilligt, und welche das brittische Kabinet anerkannt hatte. Plötzlich wurden seine Kriegsschiffe angegriffen, und der Traktat von Amiens wurde für Spanien gebrochen, wie er für Frankreich gebrochen worden war. Se. katholische Majestät hat die Parthie ergriffen, welche Ihnen die Würde Ihres Thrones, die gebrochene Treue, und die Ehre der großmüthigen Nation, deren Schicksal Sie leitet, zur Pflicht machten."

„Der österreichische Kaiser widmet der Wiederherstellung seiner Finanzen, dem Wohlstande seiner Provinzen, der Beförderung ihres Handels, die Ruhe, welche ihm die Redlichkeit seines Charakters und das Interesse seiner Unterthanen anrathen. Helvetien genießt im Frieden der Wohlthaten seiner Konstitutionen, der Weisheit seiner Bürger und unserer Allianz. Die italienische Republik, verwaltet und regiert nach den nämlichen Grundsätzen, wie Frankreich, verlangt, wie dieses, eine definitive Organisation, die den gegenwärtigen und den künftigen Geschlechtern die Vortheile des gesellschaftlichen Vertrags sichern. Der Kaiser wird als Präsident und Stifter dieses Staats seinem Vertrauen entsprechen, und sein Schicksal, so wie seine Unabhängigkeit sichern. Durch diese Veränderungen werden endlich abgeschmackte Verläumdungen fallen, und Frankreich, das sich da seine Schutzmauern aufgeführt, wo

es sich seine Gränzen gesetzt hat, wird nicht mehr angeklagt werden, sie überschreiten zu wollen. Batavien seufzt noch unter einer olygarchischen Regierung, ohne Einheit in ihren Absichten, ohne Patriotismus und ohne Kraft. Seine Kolonien sind zum zweytenmal an England verkauft und ohne Widerstand ausgeliefert worden; aber diese Nation hat Energie, Sitten und den Geist der Sparsamkeit; es fehlt ihr nichts als eine feste, patriotische und aufgeklärte Regierung. Der König von Preußen hat bey jeder Gelegenheit sich als Freund Frankreichs gezeigt, und der Kaiser der Franzosen hat jede Gelegenheit benutzt, um diese glückliche Eintracht zu befestigen. Die Kurfürsten und alle Stände des deutschen Reichs unterhalten treulich die Verhältnisse des Wohlwollens und der Freundschaft, welche sie mit Frankreich verbinden. Dännemark befolgt die Rathschläge einer stets weisen, gemäßigten und einsichtsvollen Politik. Der Geist Katharinens der Großen wird über Alexander I. wachen; er wird sich erinnern, daß die Freundschaft Frankreichs für ihn ein nothwendiges Gegengewicht in der Waagschale Europa's ist; daß er, fern von ihm, es weder erreichen, noch seine Ruhe stören kann, und daß es sein großes Interesse ist, in seinen Verhältnissen mit ihm einen nöthigen Ausfluß für die Erzeugnisse seines Reichs zu suchen. Die Türkey schwankt in ihrer Politik; sie befolgt aus Furcht ein System, das ihr Interesse mißbilligt. Möchte sie nicht auf Unkosten ihrer eigenen Existenz erfahren, daß die Furcht und Unentschlossenheit den Sturz der Reiche beschleunigen, und weit verderblicher sind, als die Gefahren und die Unfälle eines unglücklichen Kriegs! Welches auch die Bewegungen Englands seyn mögen, Frankreichs Schicksal steht fest; stark durch seine Einigkeit, seinen

Reichthum und den Muth seiner Vertheidiger, wird es treulich die Allianz freundschaftlich gesinnter Völker handhaben, und nie verdienen, Feinde zu finden, nie aber auch sie fürchten. Wenn England die Ohnmacht seiner Bemühungen, das feste Land in Bewegung zu setzen, erkennen; wenn es wissen wird, daß es in einem Kriege ohne Zweck und Ursache nur zu verlieren hat; wenn es überzeugt seyn wird, daß Frankreich niemals andere Bedingungen, als die des Friedens von Amiens annehmen, und ihm nie das Recht zugestehen wird, nach Gefallen Verträge zu brechen, um Malta sich zuzueignen, dann wird England zu friedlichen Gesinnungen zurückkommen; Haß und Neid haben ihre gemessene Zeit."

Schreiben des Kaisers der Franzosen an Se. Brittische Majestät.

Mein Herr Bruder!

„Die Vorsehung, die Stimme des Senats, des Volks und der Armee haben mich auf den französischen Thron berufen; mein erstes Gefühl ist ein Wunsch des Friedens. Frankreich und England verbrauchen ihre Kräfte und Hülfsquellen; sie können Jahrhunderte gegen einander kämpfen, erfüllen aber ihre Regierungen die heiligste ihrer Pflichten? So viel umsonst und zwecklos vergossenes Blut, klagt es sie nicht in ihrem eigenen Gewissen an? Ich finde keine Entehrung darin, den ersten Schritt zu thun. Ich habe, wie ich glaube, der Welt hinlänglich gezeigt, daß ich keinen Wurf des Kriegsglücks fürchte. Der Krieg bietet mir nichts dar, das mir Besorgnisse geben könnte. Der Frieden ist der Wunsch meines Herzens; aber der Krieg ist nie gegen

das Interesse meines Ruhms gewesen. Ich beschwöre Ew. Majestät, das Glück, selbst der Welt den Frieden zu geben, nicht von sich zu weisen. Ueberlassen Sie diesen süßen Genuß nicht Ihren Kindern. Nie waren die Umstände einladender, nie war der Augenblick günstiger, um allen Leidenschaften Stillschweigen aufzulegen, und allein dem Gefühle der Menschlichkeit und dem Gebote der Vernunft zu folgen. Hat man diesen Augenblick einmal verlohren gehen lassen, wo soll man dann das Ende eines Kriegs suchen, dem alle meine Bemühungen nicht Einhalt thun konnten? Ew. Majestät haben seit 10 Jahren an Gebiet und Reichthümern mehr gewonnen, als der Umfang von ganz Europa beträgt. Ihre Nation genießt des höchsten Grades von Wohlstand. Was können Sie von dem Kriege noch erwarten? Einige Landmächte zu koalisiren? Das feste Land wird ruhig bleiben; eine Koalition würde Frankreichs Kontinentalübermacht und Größe nur vermehren. Die innern Unruhen zu erneuern? Die Zeiten sind nicht mehr die nämlichen. Unsere Finanzen zu Grunde richten? Ein Finanzsystem, das auf einen blühenden Ackerbau gegründet ist, läßt sich nicht zu Grunde richten. Frankreich seine Kolonien nehmen? Die Kolonien sind für Frankreich ein untergeordneter Gegenstand, und besitzen Ew. Majestät deren nicht schon mehr, als Sie behaupten können? Wenn Ew. Majestät alles dieses selbst bedenken wollen, werden Sie finden, daß der Krieg ohne Zweck ist, und daß Sie davon aller Wahrscheinlichkeit nach sich nichts zu versprechen haben. Wie traurig ist es aber nicht, die Völker gegen einander in Kampf zu führen, blos, damit sie kämpfen? Die Welt ist groß genug, um es möglich zu machen, daß unsere zwey Nationen neben einander bestehen, und die Vernunft hat

Herrschaft genug, um Mittel finden zu können, alles auszugleichen, wenn von beyden Seiten der Wille dazu aufrichtig und ernstlich ist. Ich habe nun eine meinem Herzen heilige und theure Pflicht erfüllt. Glauben Ew. Majestät an die Wahrheit der Gesinnungen, die ich ausgedruckt habe, und an mein Verlangen, Ihnen Beweise davon zu geben." Ueberdies 2c.

Paris den 12. Nivose, Jahr 13. (2. Januar 1805).

Schreiben des Lords Mulgrave an Se. Exzellenz den Herrn von Talleyrand, Minister der auswärtigen Geschäfte.

„Se. Majestät haben das Schreiben erhalten, das das Oberhaupt der französischen Regierung unterm 2. d. an Sie erlassen hat. Nichts liegt Sr. Majestät mehr am Herzen, als die erste Gelegenheit zu benutzen, um Ihren Unterthanen aufs neue die Vortheile eines auf eine mit der dauerhaften Sicherheit und den wesentlichen Interessen Ihrer Staaten nicht unverträgliche Grundlage geschlossenen Friedens zu verschaffen. Se. Majestät sind überzeugt, daß dieser Zweck nicht anders erreicht werden kann, als durch Anordnungen, die zu gleicher Zeit für Europa's künftige Sicherheit und Ruhe Gewähr leisten, und die Erneuerung der Gefahren und Unglücksfälle, womit es sich in den neuern Zeiten bedroht gesehen hat, abwenden. Bey diesen Gesinnungen fühlen Se. Majestät, daß es Ihnen unmöglich ist, bestimmter auf die Ihnen gemachte Eröffnung zu antworten, ehe und bevor Sie nicht Rücksprache mit den Landmächten gepflogen haben, mit welchen Sie in vertraulichen Verbindungen und

Verhältnissen stehen, namentlich mit dem Kaiser von Rußland, welcher die stärksten Beweise der Weisheit und Erhabenheit der Gesinnungen, wovon er beseelt ist, und seiner lebhaften Theilnahme an allem, was die Sicherheit und Unabhängigkeit Europa's betrifft, gegeben hat."

Downing-Street den 14. Januar 1805.

Unterzeichnet: **Mulgrave.**

IV.

Wallenstein,

oder

über die Vereinigung der deutschen Nation.

Pulcherrima morte, si sic pro patria cecidisset.

In keinem Jahrhundert sind mehr Bücher über Erziehung geschrieben, und häufiger Schul- und Bildungsanstalten angelegt worden, als in dem unsrigen; und doch scheint es mir nicht jenen Kern und die Fülle von großen Menschen hervorgebracht zu haben, welche wir in den verflossenen Zeiten finden. Wir sahen während der französischen Revolution seltsame Lichter erscheinen und untergehen; aber nur wenige haben sich bis an das Ende erhalten können. In den vorigen Zeiten konnte jede Parthey ihre Heroen aufweisen, und dem Glücke und Talente des Einen stund auch sogleich ein Anderer fest entgegen. Jetzt dreht sich alles um eine Sonne herum. Die übrigen scheinen wie Sterne, welche nur beym Untergehn derselben leuchten.

Es ist meine Absicht nicht, hier eine vollständige Lebensgeschichte jenes Helden zu schreiben, welcher während dem dreyßigjährigen Kriege eine so große Rolle

spielte. Es wird genug seyn, für jetzt nur einige seiner Charakterzüge anzudeuten, und jene Begebenheiten anzuführen, wodurch in ihm die große Idee rege wurde: das in Deutschland zu versuchen, was Napoleon jetzt in Frankreich bewirkt hat.

Es ist nicht nur bey dem gemeinen Haufen, sondern selbst bey großen Geschichtschreibern üblich, daß sie die endliche Entwickelung der Lebensgeschichte eines großen Mannes gleich in den ersten Aeußerungen seiner jugendlichen Bestrebungen aufsuchen wollen. Ein Wort, ein Zug seiner Kindheit soll schon alle die künftigen Ereignisse seines Glücks oder Unglücks andeuten. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß sich ein Charakter oder die Hauptneigungen eines Menschen schon frühe an Tag geben; allein daraus sogleich alle die künftigen Ereignisse folgern zu wollen, ist wahrlich zu viel gewagt. Das Glück und die sonderbaren Situationen, worin ein Mensch versetzt wird, entscheiden so viel über sein künftiges Schicksal, als seine Fähigkeiten und Neigungen. Daher haben auch Alexander, Sulla, Cäsar, Wallenstein und andere glückliche Krieger und Anführer die Glücksgöttin höchlich verehrt, und selbst der Held, welcher nun auf dem Throne der Franken herrscht, zählt viel auf seinen Glücksstern. Er glaubt, daß mehr die Fügung besonderer Umstände, als die Siege bey Lodi und Marengo sein künftiges Schicksal bestimmt haben.

Wenn man den Anfang der politischen Lebensgeschichte Wallensteins achtsam durchliest, so findet man noch keine Spur von jenen Absichten und Planen, welche das Ende seines Lebens auszeichnen. Sein ganzer Ehrgeitz schränkt sich auf den Ruhm eines großen Generals ein. Er erscheint zwar voll Muth in den Schlachten, voll Herrschbegierde in dem Heere, voll

Glanz in seinen Unternehmungen; aber alles mit der strengsten Treue gegen seinen Kaiser.

Als seine Siege mit Ehrenstellen und fürstlichen Würden belohnt wurden, schien diese Ergebenheit an den kaiserlichen Hof ehender zu wachsen als abzunehmen. Er fühlte wohl schon damals seine Macht und Größe: allein er wollte vielmehr seinen Heern, als sich über Deutschland erheben. Er sagte es deutlich, die Zeit sey gekommen, wo die deutschen Fürsten dem Kaiser wieder an der Tafel dienen müßten. Er trug nämlich zu der Zeit seine Herrschsucht an das Reichsoberhaupt über, und wollte nicht dulden, daß dessen Würde durch Einsprüche der Fürsten beschränkt und herabgesetzt werden sollte.

Dieser Eifer für das kaiserliche Haus zog ihm eben seinen ersten Fall zu. Die Kurfürsten und Fürsten der Ligue fürchteten seine Macht und sein Glück. Sie schilderten ihn dem kaiserlichen Hofe als einen ihm und ihnen gefährlichen Mann. Er wurde entlassen, und zog ohne einigen Widerspruch ruhig nach seinem Landhause zu Znaim. Dies ganze Betragen läßt noch keine Spur von sträflicher Rache oder Empörung vermuthen.

Indessen schlug Gustav Adolf den kaiserlichen General Tylli bey Leipzig und am Lech. Die Sachsen nahmen Böhmen, die Schweden das nördliche Deutschland bis an den Rhein ein, sie waren tief in Bayern gedrungen, und bedrohten die kaiserliche Burg. Man fand keine Rettung mehr als in Wallenstein.

Der kaiserliche Hof, aufs äußerste gebracht, schickte zwey Freunde des Generals, den Questenberg und Werdenberg, nach Znaim, um ihn zur Annahme der Oberbefehlshaberstelle der österreichischen Truppen zu bewegen. Nun erst erblickt man an ihm jenen

Geist der Unabhängigkeit, welcher ihn zu einem neuen Throne führen sollte. Als man ihm den jungen König von Ungarn, Ferdinand, an die Seite geben wollte, sagte er: Ich dulde keinen neben mir, und wenn Gott selbst an meiner Seite fechten wollte. Man mußte ihm ein unumschränktes Kommando über das kaiserliche Heer, das Recht zu werben und Krieg oder Frieden zu gebieten, ohne alle Bedingniß überlassen. So trat er wieder auf den Kampfplatz mit den Worten: Nun soll es bald entschieden seyn, ob ich oder Gustav Adolf der Herr von dieser Erde werde.

Bald sahe man auch seinen Geist im Heere, wie im Felde. Der kaiserliche Hof hatte kein Geld, keine Truppen, keinen Kredit, kein Bündniß mehr. Wallenstein schaffte alles durch eigene Kraft. Er schoß selbst seine Schätze vor, zog willkührlich Abgaben ein; und wo seine Soldaten hinkamen, mußte sie das Land erhalten. Sein Name, und die Freyheit, welche er seinen Truppen außer dem Dienste gestattete, führte ihm unzähliges Volk aus allen Gegenden Europa's zu. Deutsche und Schotten, Niederländer und Italiener, Ungarn und Böhmen, Katholiken und Protestanten, fochten unter den Fahnen eines Mannes, dessen Geist nur Krieg war, und zu sichern Siegen führte.

Die ersten Folgen seiner Anstellung wurden auch sogleich bey Nürnberg kund. Gustav Adolf hatte bisher von keinem Widerstande gehört. Siegreich und wie ein unaufhaltbarer Strom durchzog er ganz Deutschland. Hier fand er auf einmal seinen Mann. Mehrmalen griff er mit seinem bekannten Muthe Wallensteins festes Lager an. Mehrmalen wurde er von seinem Gegner zurückgeschlagen.

Die Schlacht bey Lützen fiel zwar unglücklich für die Kaiserlichen aus; aber Gustav Adolf blieb darin selbst auf dem Platze. Wallenstein schien nun der größte General im Kriege zu seyn.

Auch zu der Zeit noch ist es unglaublich, daß er seine Gewalt mißbraucht haben würde, wenn seine schlummernden Neigungen nicht selbst von dem Hofe geweckt worden wären. Es war nämlich von jeher die unselige Sitte an demselben, daß man die größten Männer der Monarchie anfeinden, und ihre Absicht verdächtig machen durfte. Wallenstein, welcher sich durch einen den Helden natürlichen Stolz eine Menge Feinde und Neider erweckt hatte, blieb von Beschuldigungen nicht frey. Die verlohrne Schlacht bey Lützen, die Langsamkeit seiner kriegerischen Bewegungen, und die Undurchdringlichkeit seiner Plane gaben die scheinbarsten Materialien dazu. Man bemerkte seine unvorsichtigen Reden; man schickte Beobachter in sein Lager; man durchforschte die Gesinnungen seiner Truppen. Das auffallende Mißtrauen des Hofes, und die nicht undeutliche Kälte des Kaisers konnte ihm nicht verborgen bleiben. Er mußte auf eine zweyte Entlassung gefaßt seyn.

In dieser kritischen Lage stieg der mächtige Geist Cäsars über ihn. Die Würfel lagen, und es blieb ihm nun nichts mehr übrig, als entweder wie ein treuer, ehrlicher Diener des Hauses Oesterreich zurückzutreten, oder sich und die deutsche Nation über beyde das Vaterland entzweyende Partheyen zu erheben. Er wählte als stolzer, beleidigter Mann das Letzte. In der Ueberzeugung, daß die Schwäche der Regierung das Reich um alle Energie, und das Uebergewicht fremder Mächte (der Schweden und Franzosen) die Nation um ihre Selbstständigkeit und Ehre brächte, stellte er sich an die Spitze

seiner von ihm selbst geschaffenen Armee, und wollte ein neues Oberhaupt des Reichs werden. Er hatte den Geist der vornehmsten Offiziere durchforscht; er verließ sich auf die Treue seiner Soldaten. Hier unterhandelte er mit den Schweden, dort versteckte er seine Plane seinem Hofe. Mitten in diesem Unternehmen wurde er ermordet. Der kaiserliche Hof hatte sogar schon die Gewalt verlohren, ihm förmlich den Prozeß machen zu können. Er mußte ihn durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen lassen.

Wallenstein fiel groß, wie er gelebt hatte. Da er ohne Wehr und Vorbereitung nächtlich überfallen war, streckte er muthig seine Arme aus, und ließ sich so niederstechen.

Es ist meine Sache nicht, hier kritisch zu untersuchen, in wie weit des Kaisers Verdacht gegründet, und Wallenstein wirklicher Verbrecher war. Auf der Waagschale der Gerechtigkeit wird das Betragen dieses seltsamen Menschen nie entschuldigt werden können; da es aber in der Weltgeschichte so viele Fälle giebt, wo Verbrechen selbst zum Wohl der Staaten ausgeschlagen sind, so wird es uns erlaubt seyn, zu untersuchen: was das Unternehmen dieses neuen Cäsars auf die deutsche Nation und ihre Verfassung gewirkt haben würde.

Sein erster politischer Grundsatz war: daß derjenige, welcher ein tapferes Heer klug anzuführen wüßte, nothwendig seine Zwecke erreichen könnte. Dies äußerte er selbst in seinen tadellosen Zeiten dem kaiserlichen Hofe. Sein zweyter Grundsatz war: daß man ein tapferes Heer so zu sagen aus nichts bilden, und ihm doch allen Unterhalt verschaffen könnte, wenn man nur erst den Ruhm des Siegers und

einen gewissen Operationspunkt erworben hätte. Dies bewieß er bey seiner zweyten Anstellung.

Nach diesen von ihm richtig befundenen Voraussezzungen wollte er der Verfassung mehr Einheit, dem Volke Stolz und Gemeingeist, und dem Reiche sein verlohrnes äußeres Gewicht wiedergeben. Wir können aus der Geschichte der Beyspiele mehrere anführen, wo oft ein einziger Mensch eine gesunkene Nation wieder erhoben hat. Gustav Adolf war todt, Richelieu hatte noch keinen Türenne und Conde, und Oesterreich war durch ihn selbst zu Grunde gerichtet. Das übrige erwartete er von siegreichen Feldzügen und der bekannten Tapferkeit der deutschen Nation.

Indessen war sein großer Plan, auch bey ungewöhnlichem Glücke nicht so leicht hinauszuführen. Deutschland war in zwey mächtige Partheyen getheilt, deren Häupter nicht ohne Klugheit und Ruhm gehandelt hatten. Er würde es sogleich mit fürchterlichen Feinden, dem Kaiser und den katholischen Ständen, und gefährlichen Freunden, den Schweden und protestantischen Fürsten, zu thun gehabt haben. Er mußte sich der Erstern Länder durch schnelle Anfälle, der Letztern Bündnisse durch Versprechungen von Säkularisationen versichern. Alsdann blieb ihm noch Frankreich zu besänftigen übrig. Auch dieses würde ohne Zusage des Elsaßes und anderer Länder über dem Rheine nicht ruhig geblieben seyn; und selbst die protestantischen Fürsten würden sich schwerlich haben bereden lassen, ihn als ihr Oberhaupt zu erkennen. Die deutsche Nation war, so lange man ihre politische Geschichte kennt, in Partheyen getheilt; und der westphälische Friede mußte den Partheygeist (itio in partes) sogar zu einem Reichsgrundgesetze machen. Schon in frühern Zeiten, wo doch des Kaisers Ansehen und Gewalt

größer war, konnte es weder den Ottonen, noch Heinrichen, weder den Konraden noch Friedrichen gelingen, die Regierung des Reichs zu vereinfachen; wie war ein solches Unternehmen während einem Kriege möglich, den eben der Parthengeist angefacht hatte?

Eine ähnliche Gelegenheit, Deutschland zu einer vortheilhaften Einigkeit zu bringen, zeigte sich dem Erzherzoge Karl im Jahre 1799. Die Franzosen waren fast auf ihre alten Gränzen zurückgeschlagen; ihre Emissäre gehaßt; die Neutralität Preußens als unpatriotisch angesehen; Bayern, Franken und Schwaben mit siegreichen kaiserlichen Truppen besetzt; die bisher gedrückten deutschen Länder zu einem allgemeinen Aufgebote bereit; man durfte nur die Maxime Wallensteins ergreifen, und ganz Deutschland stand unter Waffen. Aber der Erzherzog dachte zu rechtlich, um das durch gewaltsame Mittel durchzuführen, was er blos seiner Tapferkeit verdanken wollte. Vielleicht ist es im Buche des Schicksals geschrieben, daß nur eine gänzliche Ueberwältigung der Nation, sie eben wieder zu der Einigkeit und Selbstständigkeit führen soll, deren Mangel bisher ihr Unglück war.

V.

Der Rheinische Bund.

Obwohl mir der Himmel (und ihm sey's gedankt) einen guten Theil Einbildungskraft verliehen hat; so konnte sie mich doch nicht so leicht in Ansicht der politischen Dinge dieser Welt irre führen. Ich wußte meine Ideale immer mit dem wirklichen Laufe der Welt zu verbinden. Da ich denn frühe auf die historisch-politische Laufbahn geleitet wurde, und die Liebe zu meinem Vaterlande mich antrieb, über die schönen Länder und Staaten des Rheins nachzudenken: so bildete auch ich, wie so viele politische Schriftsteller, eine Republik oder Staatsverfassung, wie ich sie für die Lage der rheinischen Staaten am angemessensten und thunlichsten hielt. Ich habe aus der Geschichte der alten und neuern Republiken gefunden, daß nicht sowohl eine nach den ersten Regeln der abstrahirenden Vernunft abgezirkelte Form, sondern die auf die Umstände und den Charakter der Bürger passenden Gesetze und Verhältnisse dieselben in Freyheit und Wohlstand erhalten haben. Auch glaubte ich eben dazu keine gänzliche Umwälzung der Dinge, sondern nur eine kluge Benutzung oder Verbesserung der schon vorhandenen Anstalten nöthig.

Die erste Erscheinung meiner politischen Ideen wurde durch den im Jahr 1785 gestifteten Fürstenbund erweckt.

wovon unser seeliger Kurfürst, Friedrich Karl, Mitglied war. Da ich aber dieses Bündniß nur als ein Verhinderungsmittel des Bayrischen Ländertausches ansahe, und mit dieser Verhinderung auch alle andere Aussichten, welche man sich davon gemacht hatte, verschwanden: so führte mich die Geschichte auf andere dergleichen Bündnisse zurück, deren Stiftung mehr auf die innere Ordnung und Erhaltung des Reichs und der rheinischen Staaten abzweckte.

Es ist eine durch die ganze Reichsgeschichte bestätigte Erfahrung, daß der Kern Deutschlands oder das eigentliche Reich, bisher nicht sowohl durch seine eigne Kraft und Verfassung, als durch die Eifersucht derjenigen seiner Fürsten noch erhalten wurde, welche zugleich mächtige Reiche außer seinem Gebiete regierten. Diese prekäre Existenz konnte aber nur so lange sich noch einige Fortdauer versprechen, als die Höfe in ihren Theilungsprojekten uneinig, oder wenigstens im Kriegsglück und Macht einander gleich blieben. So bald Einer oder der Andere durch Siege oder Verbindungen übermächtig wurde, war das Reich entweder um beträchtliche Provinzen und Vorrechte gebracht, oder gar mit gänzlicher Vernichtung bedroht.

Die Bündnisse, welche kluge deutsche Fürsten zeitlich unter sich oder mit auswärtigen mächtigen Staaten zur Erhaltung des Reichs abgeschlossen hatten, hiengen immer zu viel von dem Einflusse fremder Mächte ab, und dauerten auch nur so lange, bis die Gefahr vorüber war. Der gewöhnliche deutsche Schlendrian verschlang eben so wieder ihre Kraft wie ihren Zusammenhang.

Diese traurigen Bemerkungen, welche mir die Reichsgeschichte darbot, führten mich auf den Gedanken, solchen vorübergehenden Föderationen eine andere

unterzustellen, welche sowohl durch das wechselseitige Interesse der Verbundenen, als auch durch ihre innere Organisation mehr Festigkeit und Dauer haben könnte; und dazu nahm ich vorläufig den Städtebund vom Jahr 1255, den rheinischen Kurverein vom Jahre 1338, und den Pfalzbayrischen Familienvertrag vom Jahre 1724. zum Vorbilde. Des erstern Absicht gieng dahin, den so oft, aber fruchtlos versuchten Landfrieden zu handhaben, und im Reiche ein Unterhaus zu gründen, was zu gleicher Zeit die Freyheit der gesetzgebenden und die Kraft der vollstreckenden Gewalt mächtig befördert haben würde. Der Kurverein zweckte ebenfalls auf die Erhaltung des Landfriedens ab, und gab den rheinischen Staaten ein eignes Gewicht im Reiche; der Pfalzbayrische Familienvertrag sollte im Innern von Teutschland eine Macht gründen, welche fähig wäre, unter den mächtigen Nachbarn das Gleichgewicht und damit die Selbstständigkeit des Reichs zu erhalten.

Indessen hatten alle diese drey Bündnisse nicht die Folge und Dauer, welche man sich davon versprach. Die Ursache davon lag eben nicht in ihrer Ohnmacht oder dem Mangel an gutem Willen der Verbündeten, sondern in der blos oberflächlichen Organisation des Bundes.

Eine solche Föderation mußte, wie jene der Schweizer, Amerikaner und Holländer, durch ein festeres Band umschlungen werden, als eine blos vorübergehende Gefahr und Gelegenheit; und ein solches um die rheinischen deutschen Staaten zu weben, war der erste Zweck und die erste Grundlage meiner Republik.

Die vorzüglichsten Staaten, welche den schönen und reichen Rhein umgeben, waren die Pfalzbayrischen, die geistlichen Kurfürstenthümer und die Reichsstädte,

Es war von jeher das Interesse der Pfalzgrafen, die geistlichen Staaten zu gewinnen und zu vereinigen, und nie haben sie diese Absichten deutlicher und klüger an den Tag gegeben, als in ihrem Familienvertrage vom Jahre 1724. Nebstdem, daß sie sich in den Hauptartikeln desselben zur wechselseitigen Vertheidigung, und Hülfeleistung als Eine Familie untereinander verbanden, haben sie auch noch alle diejenigen Verwandten und Agnaten ihres Hauses, welche geistliche und andere Würden besaßen, in ihren Bund aufgenommen, und zu gleichen Absichten verpflichtet. Ja in den geheimen Artikeln war sogar verabredet, daß man sich bey Wahlen und Koadjuterien der geistlichen Staaten bemächtigen, und selbe dem gemeinschaftlichen Bunde einverleiben solle. Diese Vorschriften blieben auch zu der Zeit nicht allein auf den Papieren des Vertrages stehen, sondern wurden sogleich in Wirklichkeit gesetzt. Die Kurfürstenthümer Maynz, Kölln, Trier, das Deutschmeisterthum, die geistlichen Fürstenthümer Münster, Paderborn, Hildesheim, Osnabrück, Lüttich, Worms, Regensburg, Breslau rc. waren bereits schon alle von Pfalzbayrischen Prinzen besetzt; und hätte in Kaiser Karl VII. Friedrichs II., seines Zeit- und Bundsgenossen, Geist geherrscht, so würde das Reich große Dinge gesehen haben [1].

Eben so war es das Interesse nicht nur der geistlichen Kurstaaten, sondern aller geistlichen Länder, sich untereinander und wieder besonders mit dem Hause Pfalzbayern zu verbinden. Bündnisse mit fremden Mächten konnten ihnen zwar eine Zeitlang ihre Existenz sichern: allein bey einem jeden Kriege stunden sie doch wohl in Gefahr, das Opfer der Mächtigen zu werden,

1 Siehe ersten Bandes erstes Heft IV. Seite 145.

weil diesen die Erhaltung des Reichs und folglich auch die ihrige nicht so nahe am Herzen lag. Solche Bedenklichkeiten fielen aber bey einer Annäherung an das kurpfälzische Haus ganz weg: denn erstlich war es nicht mächtig genug, um seinen Mitständen Furcht einzuflößen; zweytens hieng seine eigene Erhaltung größtentheils von der Erhaltung des deutschen Reichs ab; drittens lagen seine Länder gänzlich von den geistlichen umschlossen, und wie sie, von gefährlichen Nachbarn begrenzt und endlich war es auch schicklich, im Falle eines Krieges die Leitung desselben einem weltlichen Stande anzuvertrauen.

Baden war nach Pfalzbayern in dem nämlichen Verhältnisse gegen die geistlichen Staaten; und obwohl es in Hinsicht der Religion zum protestantischen Reichstheile gehört, so konnte dies, bey den toleranten Gesinnungen des vortrefflichen Fürsten und in Rücksicht politischer Verhältnisse, kein Hinderniß abgeben.

Die Reichsstädte am Rhein und in Schwaben würden theils durch ihr wohlerkanntes Interesse, theils durch das Ansehen des Bundes selbst zu so patriotischen Absichten bewogen worden seyn.

Die Hauptgenossen dieses neuen rheinischen Bundes mußten also die geistlichen Staaten, Pfalzbayern, Baden und die Reichsstädte seyn, und dazu noch Würtemberg und die hessischen Häuser eingeladen werden. Die Hauptbedingnisse und Föderationsartikel waren folgende:

1. Alle vorigen Bündnisse, welche ehemals unter einzelnen Reichsständen vermöge alter Verträge und nach Maaßgabe des westphälischen Friedens, zu ihrer eignen sowohl als zur Erhaltung des Reichs abgeschlossen wurden, werden hiemit von neuem bestätigt.

2. Es wird in dem Bunde kein anderer Zweck angenommen und gestattet, als die Aufrechthaltung des Reichs und seiner Satzungen.

3. Wird unter den Verbundenen ein Concilium formatum errichtet, das alle Bundesangelegenheiten ordnet und anleitet.

Ein jeder Bundesgenosse oder verbundene Stand hat das Recht, seine Deputirten dazu abzuschicken, doch so, daß in wichtigen politischen Fällen ein geheimer Ausschuß gewählt wird, welcher die Sachen leitet, aber von seinen Verhandlungen dem ganzen Concilio formato Rechenschaft geben muß. Der Direktor beyder Kollegien ist der Kurfürst von Maynz.

4. In Kriegssachen hat Kurpfalzbayern die oberste Leitung der Geschäfte, seine Gehülfen sind die übrigen, dem Bunde beygetretenen, weltlichen Fürsten, jedoch so, daß wenn der Kurfürst nicht selbst die Bundesarmee anführen will, der Ausschuß ihm einen berühmten General vorschlagen kann, der in jedem Falle doch nur sein Generallieutenant ist.

5. Der Bund stellt eine Armee von 100,000 Mann regulärer und Landmiliz auf die Beine, welche jährlich zu einer allgemeinen Truppenübung an einem bestimmten Orte zusammenkömmt; und nach den Verordnungen des Ausschusses sich gebrauchen lassen muß. Die Rekrutirung und Unterhaltung dieser Armee ist nach Maaßgabe des Reichsmatrikels ausgeschlagen, und allein von dem geheimen Ausschusse zu besorgen.

6. In auswärtigen und andern Geschäften, welche das ganze Reich betreffen, handelt allein der

geheime Ausschuß, und was dieser beschließt, muß von den Gesandten der respective Verbundenen befolgt werden.

7. Die Streitigkeiten der einzelnen verbundenen Stände unter sich oder mit ihren Unterthanen et vic. vers. müssen erst dem geheimen Ausschusse zur Vermittelung vorgelegt werden, ehe sie ihre Sache an die höchsten Reichsgerichte bringen; übrigens aber ist jedem der Verbundenen, wie zuvor, die innere Administration seiner Staaten und Länder überlassen.

8. Zur Beförderung des Handels und Verkehrs untereinander wird es dem Concilio formato auferlegt, Vorschläge zu machen.

9. Es wird von dem Concilio formato ein allgemeines Domherrnseminarium, und eine allgemeine Ecole militaire angelegt, worin die jungen Domherrn zu brauchbaren Staatsleuten und Geistlichen, die jungen Adelichen und andere fähige Jünglinge zu guten Soldaten gebildet werden.

10. Keiner der Domherren kann bey fremden Fürsten oder Potentaten eine Stelle annehmen, und in jedem Domkapitel wird ein Statutum perpetuum gemacht, daß, ehe ein Domizellar ins Kapitel aufgenommen wird, er erst die allgemeinen Bundsgesetze beschwören muß.

11. Alle Militairbeamte und Offiziere des Bundes sind dem Kurfürsten von Bayern, alle Civilbeamten desselben dem Kurfürsten von Maynz eigens, aber nur in Rücksicht des Bundes, verpflichtet.

12. Wo in den weltlichen oder geistlichen Staaten des Bundes bereits schon Stände vorhanden sind, bleibt es bey dem Alten; wo aber dieser Fall nicht

ist, wird der Regierung und dem Domkapitel, als den Repräsentaten des Staates, noch ein anderes Rathskollegium beygesetzt, welches nach Maaßgabe des von Alberts II. Kurfürsten von Maynz, organisirten Regierungskollegiums, aus folgenden Personen besteht: 1) Aus zwey oder mehreren Aebten des Hochstifts. 2) Aus vier Dechanten des Cleri secundarii. 3) Aus vier gewählten Landesadlichen. 4) Aus sechs gewählten Bürgern und Rathsverwandten. 5) Aus zwey Syndicis, und 6) einem Secretarius. Dieses Rathskollegium hat nicht nur in Sachen, welche die Veränderung der Staatsverfassung oder neue Abgaben betreffen, mit dem Domkapitel zu conferiren, sondern auch das Recht in so wichtigen Dingen eine vernemende Stimme zu geben. Nur die Sachen, welche die allgemeinen Bundsangelegenheiten betreffen, werden weder vor irgend eine Ständeversammlung, noch ein Kapitel, noch ein solches Rathskollegium gebracht. Hierin entscheidet allein das Concilium formatum.

13. Der ganze Bund hat ein eignes Ministerium. Es besteht aus einem Minister der auswärtigen Geschäfte, aus einem Kriegsminister, aus einem Finanzminister, aus einem Bundskanzler und einem Bundssekretär, welche dem geheimen Ausschusse, jeder in seinem Departement, die Sachen vorbereiten, und ihm allein verantwortlich sind.

14. In Religionssachen bleibt es einsweilen bey den Verfügungen des westphälischen Friedens, und anderer dahin sich beziehenden Reichsgesetze.

Indessen setzt aber das Concilium formatum eine Synode von vier und zwanzig Personen beyder Religionstheile nieder, welche an einer den Zeitumständen angemessenen Kirchenverbesserung arbeiten sollen.

15. Die Administration aller geistlichen Güter des Bundes, seyen es Stifter oder Klöster, steht, so lange ein Krieg dauert, unter der Leitung des Concilii formati; und dieses hat das Recht, nach Abzug der Präbendalgebühren und jährlichen Unterhaltung der Geistlichen, den Ueberschuß ihrer Einkünfte zur gemeinschaftlichen Operationskasse fließen zu lassen.

Dieses sind ohngefähr die Hauptpunkte und vorläufigen Artikel, worauf dieser neue rheinische Bund beruhen sollte. Sie sind weder gegen die Reichsgesetze noch zum Nachtheil des Reichs, und kein Stand oder auswärtiger Staat konnte gesetz- und friedensschlußmäßig Einwendungen dagegen machen. Es wird aber jetzt noch die Frage aufgeworfen werden können, wie eine solche in ihrer Art einzige Anstalt hinausgeführt, und ihrem Zwecke gemäß zu einer reifen Dauer hätte gebracht werden können. Auf den Papieren lassen sich die schönsten Plane und Vorschläge entwerfen, aber ihnen in der wirklichen Welt Gestalt und Form zu geben, ist nicht so leicht, als selbe niederzuschreiben? Ich muß mich daher auch über die Ausführbarkeit derselben rechtfertigen. Wir wollen Punkt für Punkt vornehmen, und einen jeden in dieser Hinsicht prüfen.

Was also den ersten und zweyten Artikel betrifft, so wird wohl kein vernünftiger Mensch zweifeln können, daß das, was schon mehrmalen und in der gehörigen Form der Reichsgesetze geschehen ist, nicht wieder zu

Stande gebracht werden könnte, indem man erst das neueste Beyspiel an dem Fürstenbunde hatte. Die folgenden bis zum achten Artikel sind ebenfalls durch die Reichsgeschichte bestärtigt. Während dem dreyßigjährigen Kriege haben Maximilian, Kurfürst von Bayern, mit den Häuptern der Ligue und Oxenstierna, durch das zu Frankfurt errichtete Concilium formatum, die beyden in Deutschland kriegenden Bündnisse mit fast monarchischer Gewalt geleitet, und sowohl die Armeen als Geschäfte, mit der größten Pünktlichkeit geführt. Auch hat der Familienvertrag vom Jahre 1724 eine gemeinschaftliche Vertheidigungsarmee stipulirt. Wenn nun schon zu der Zeit, wo der stehende Soldat noch nicht so in Uebung war, wie jetzt, und 20000 Mann eine beträchtliche Armee ausmachten, eine so große Truppenanzahl gestellt und gemeinschaftlich geführt werden konnte; so ist die Angabe von 150000 Mann für die verbundenen Staaten gewiß nicht zu hoch angesetzt gewesen. Eine kurze Vertheilung derselben unter die verschiedenen Staaten wird es beweisen.

Pfalzbayern	50,000
Kurmaynz	6,000
Kurtrier	6,000
Kurkölln	6,000
Baden	2,000
Die westphälischen Bisthümer . .	10,000
Die fränkischen	10,000
Die übrigen Verbundenen . . .	10,000
	100,000

Würden nun dazu, wie es zu wünschen und zu hoffen gewesen wäre, auch noch Würtemberg und die

Hessischen Häuser mit ihren Truppen gestoßen seyn, so ergiebt sich eine Anzahl von beynahe 15[illegible],000 Mann.

Obwohl aber, wie ich bereits erwiesen habe, es das Interesse eines jeden der angegebenen Staaten wäre, sich zu einem so festen und ewigen Bunde zu vereinigen; so wird doch die Kurzsichtigkeit der Räthe und der Schlendrian der Verfassungen in ruhigen Zeiten ein großes Hinderniß derselben. Auch trennt öfters Neid und Eifersucht die nützlichsten Anträge solcher Art. Es ist daher gut, wenn Noth oder Drang der Umstände mitwirken, einem solchen Bunde Einheit und Beförderung zu geben; und diese Umstände fanden sich eben zu der Zeit ein. Die französischen und niederländischen Revolutionen bedrohten auf der einen Seite die Meisten der von mir angegebenen Bundesstaaten mit Empörung oder gar gänzlicher Vernichtung: auf der andern Seite drängten die nach dem Vertrage von Pilnitz kriegführenden Mächte die vordern Reichsstände, und wollten sie mit Gewalt in den Krieg mit Frankreich verwickeln. Hier war also die schicklichste und zugleich dringendste Gelegenheit, einen solchen Bund in Vorschlag zu bringen. Hat doch die Lütticher Revolution einen großen Theil davon unter Waffen gebracht; wie viel vortheilhafter und klüger wäre es gewesen, auf alle Fälle schon gefaßt zu seyn, und die rheinischen Vestungen mit starken Garnisonen besetzt zu halten? Ich bin wenigstens überzeugt, daß dadurch sowohl die Revolution als der Krieg eine ganz andere Wendung hätte nehmen müssen. Auch sollte es die Absicht des Bundes nicht seyn, die auf gebrachte französische Nation sogleich mit Krieg zu überziehen. Es sollte nur eine neutrale Observationsarmee am Rheine aufgestellt werden, welche im Falle der Noth gerüstet, und durch einen gemeinschaftlichen

Zweck geleitet, ihren eigenen Standpunkt, wie die Bündnisse zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges, behauptet hätte.

Dieser Bund würde also selbst von den französischen Revolutionärs respektirt worden seyn; denn erstlich gieng er gegen sie nicht angriffs- sondern nur vertheidigungsweise zu Werke. Eine bewaffnete Neutralität schien sein ganzer Zweck zu seyn. Zweytens mischte er sich nicht in ihre Händel, als nur in so weit er selbst dadurch Gefahr laufen konnte. Drittens hatte er durch seine Organisation, so streng monarchisch sie auch im Innern angelegt war, doch von Außen mehr den Schein einer föderativen Republik als eines Königthums; und endlich bildete er sich auf der Grenze Frankreichs, wodurch er ihnen auf der einen Seite fürchterlich, auf der andern vortheilhaft werden konnte.

Bey allem dem glaube ich aber doch selbst nicht, daß die bundsverwandten Staaten gänzlich vom Kriege befreyt geblieben wären: es wird daher auch nöthig seyn, zu bemerken, wie sie sich darin wahrscheinlich benommen haben würden, oder wenigstens benehmen sollten.

Es ist zwar sehr glaublich, daß Oesterreich und Preußen nach geschlossener Konvention von Pillniz, die Genossen des Bundes angegangen haben würden, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Eben so wahrscheinlich ist es, daß beyde Mächte alle Wege versucht haben würden, ihre Sache zu einem förmlichen Reichskriege zu qualifiziren, und dieses um so mehr, weil durch die neue französische Staatsverfassung nicht undeutliche Eingriffe in die durch den westphälischen Frieden bestimmten Rechte der Stände und Diöcesen gethan wurden, und sie, ohne die vordern Kreise auf

ihrer Seite zu haben, nicht mit dem Vortheile den Krieg führen konnten, welchen sie wünschten. Indessen ist es nicht minder wahrscheinlich, daß die Verbundenen als nächste Nachbarn des französischen Volkes und als die meist bedrohten, sich nicht so leicht zu einem offenbaren Bruche würden haben bewegen lassen, weil sie zu einem Neutralitätsbunde vereinigt, stärker an Gewicht und einiger in ihren Maaßregeln gewesen wären. Bey dieser Lage der Dinge würden es die beyden kriegführenden Mächte nicht versucht haben, mit einem: Wer nicht für uns ist, ist gegen uns, selbe in den gefährlichen Krieg zu verwickeln, und die Franzosen mußten sie ebenfalls respektiren, weil ihnen ihre Neutralität sehr nützlich, ihre Macht aber gefährlich seyn konnte. Es wäre also schon dadurch der Ausbruch des Krieges gemäßigt, und Zeit zu einer klugen Vermittelung gewonnen worden.

Aber auch selbst in dem Falle, wenn die Feindseligkeiten den Bund betroffen hätten, müßte doch die Sache eine ganz andere Wendung genommen haben. Den ersten Feldzug unternahmen, bekanntlich, Oesterreich und Preußen allein: denn die wenigen Truppen, so Kurmaynz und Hessen dazu gaben, konnten nichts entscheiden. Wenn wir nun annehmen, daß derselbe eben so unglücklich ausgefallen wäre, als es wirklich geschehen ist; so konnte doch Cüstine ohnmöglich in die Reichsländer fallen: denn erstlich hatte die französische Regierung keine Ursache zum Kriege, weil des Bundes Grundsatz Neutralität gewesen wäre; und zweytens mußten die französischen Generäle ein Land respektiren, dessen Vestungen durch eine Armee von 150,000 geübter oder marschfertiger Truppen gedeckt wurden. Hier war

also ein zweyter Haltpunkt für eine mäßigere Stimmung der kriegführenden Theile.

Wir wollen aber nun den Fall setzen, daß das französische Volk von den Siegen, welche Montesquieu in Savoyen, und Dümouriez in den Niederlanden davon getragen hatten, berauscht, und jetzt schon von den Schreckensmännern geführt, auch wirklich das Reich nicht mehr geschont hätte; so ist eben so wahrscheinlich, daß die kombinirten Armeen, statt (wie sie es nun thun mußten) einen ganzen Feldzug mit der Einnahme von Maynz und des Rheins zu verlieren, den Elsaß und die Niederlande gleich weggenommen, und tief in Frankreich eingedrungen wären. Was nach so glücklichen Fortschritten weiter geschehen wäre, läßt sich nicht wohl errathen: denn ob auch in einem solchen Falle der Heilsausschuß nichts destoweniger durch seine schrecklichen Maaßregeln gesiegt, oder die Kombinirten in Frankreich Gesetze vorgeschrieben haben würden, kann nur von einem höhern Wesen, was alles leitet und übersieht, vorhergesagt werden. Wir müssen uns daher in unsern Untersuchungen blos an dem halten, was geschehen ist, um darnach zu urtheilen, was geschehen konnte.

Angenommen also, daß der Heilsausschuß trotz dieser Fortschritte der kombinirten Mächte nichts destoweniger sie wieder über den Rhein geschlagen hätte; so waren doch bey einem so unglücklichen Falle die Länder des Bundes noch größtentheils von den Feinden befreyt; und so lange Maynz, Ehrenbreitstein, Philippsburg, und andere rheinische Vestungen noch von seinen Truppen besetzt blieben, an keine solide Behauptung derselben von Seiten der Franzosen zu denken.

Zu der Zeit trat der König in Preußen von der Koalition ab, zog eine Neutralitätslinie, und bot die erste Hand zum Frieden. Dieses Beyspiel gab dem Bunde alles Recht, ein gleiches zu thun; und ich bin überzeugt, daß zu der Zeit der Heilsausschuß troß seiner Wuth billige Vorschläge angenommen, und der Kaiser eine noch ganze Armee von 50,000 Mann zu viel respektirt haben würde, als daß er die Bundesstände zur Fortsetzung des Krieges hätte zwingen können. Es wäre entweder ein allgemeiner Friede zu Stande gekommen, oder die Verhältnisse hätten wenigstens eine andere und für die Verbundenen vortheilhaftere Stellung genommen.

Wir wollen aber auch noch weiter annehmen, daß der Bund, welcher größtentheils aus Kurbayern, den geistlichen Staaten und den Reichsstädten bestund, den Krieg mit dem Kaiser fortgesetzt hätte, und mit ihm eben so unglücklich im Felde gewesen wäre, wie in den Jahren 1796, 1797, 1800 rc.: so stund am Ende, wenn die Sprache von einem Frieden war, für ihn doch immer noch eine eigne Armee, und in Rücksicht der Negotiationen mit Frankreich, ein eigner geheimer Ausschuß da, welcher seine Stelle gemeinschaftlich vertreten hätte; und in diesem Gesichtspunkte müssen wir jetzt auch die Folgen davon bey dem Frieden betrachten.

Fürs erste würden die vielen Partikularfrieden nicht so leicht zu Stande gekommen seyn, welche die Kräfte des Reichs immer schwächten, und den allgemeinen Reichsfrieden einseitig machten. Zum andern ist es höchst wahrscheinlich, daß sich unter den Bundeshäuptern oder Führern Leute ausgezeichnet hätten, welche theils durch ihr erworbenes Ansehen die Bundbrüchigen in Ordnung halten konnten; und drittens hatte der Bund durch seine Vereinigung und Truppen doch zu viel

Gewicht, als daß man mit der gänzlichen Vernichtung seiner Genossen den Frieden zu erkaufen gewagt haben würde.

Auch selbst zur Zeit, da der Friede von Lüneville geschlossen wurde, wären die Umstände für ihn noch sehr günstig gewesen. Bonaparte hatte sich zu der Zeit schon zum ersten Konsulate der französischen Republik geschwungen, und das Konkordat mit dem römischen Hofe abgeschlossen. Er mußte also wohl einsehen, daß die gänzliche Zertrümmerung eines beträchtlichen Reichstheils ohnmöglich das Gleichgewicht in Deutschland begründen konnte, was Richelieu so klug zwischen den Katholiken und Protestanten zu stiften wußte. Da ihm nun (vielleicht schon zu der Zeit) ein erblicher Kaiserthron vorschwebte, so war es ganz natürlich, daß er weniger die ruhigen unkriegerischen Wahl- als die jederzeit gerüsteten Erbstaaten zu fürchten hatte. Sein Interesse war es also selbst nicht, diesen Bund zu zernichten, ja ihn vielmehr zu unterstützen.

Wir haben bisher diese föderative Republik in alle die traurigen Verhältnisse und Nachtheile versetzt, welche durch die Uneinigkeit der Koalition und die Schwäche der Reichsarmee während dem letzten Kriege verursacht wurden. Wir wollen nun aber auch den entgegengesetzten Fall annehmen, daß nämlich durch die Errichtung desselben die Kriegs- und Friedensgeschäfte besser geführt worden wären, und so die Folgen davon betrachten.

Bey der Organisation, welche wir dem Bunde gaben, konnte es nicht fehlen, daß seine Führer und Häupter einen ganz andern Geist gezeigt haben würden, als welcher bisher die Reichsangelegenheiten belebt hat. In seinen Geschäftsführungen mußte Einigkeit und Klug-

heit, in seinen Armeen Zucht und Muth, in seinen Kriegsoperationen Pünktlichkeit und Ueberlegung, und in seiner Verwaltung Ordnung und Strenge herrschen. Bey einer solchen Lage der Dinge ist es auch sehr wahrscheinlich, daß sich unter ihm Männer von ausgezeichneter militärischer oder diplomatischer Geschicklichkeit würden hervorgethan haben, welche seine Armee zu sichern Siegen, seinen politischen Einfluß zu vortheilhaften Bündnissen und Verträgen geführt hätten. Das Kriegsglück möchte sich aber gewendet haben, wie es immer will, so stund doch bey dem Friedensschlusse noch eine Armee auf den Beinen, welche durch Anzahl und Kriegsdienste respektabel, und durch die Bundeshäupter geleitet, auch nicht so leicht zu trennen war. Man betrachte nur zum Beyspiel die Lage der Dinge, als nach den fruchtlosen Friedensverhandlungen zu Rastadt der Krieg wieder begann. Zu der Zeit hatte das unbedeutende Häuflein der Maynzer Truppen den ganzen linken Flügel der französischen Armee lange Zeit im Schach gehalten; was würde erst eine im Kriege geübte Bundesarmee von wenigstens funfzig bis sechzigtausend Mann haben thun können?

Zu dieser Zeit war auch die politische und Volksstimmung in ganz Deutschland gegen Frankreich. Das üble Betragen seiner Kriegskommissäre, und der Anfall unverschuldeter Staaten mitten im Frieden, hatte alle Welt gegen es aufgebracht. In dieser Lage hätte eine nach W a l l e n s t e i n s Manier organisirte und zu sichern Siegen geführte Bundesarmee ganz Deutschland unter Waffen gebracht. Man mag also den Gang des verflossenen Krieges betrachten, wie man will, so konnten die Friedensbedingnisse ohnmöglich so hart für den Bund ausfallen, als sie ohne denselben wirklich ausgefallen sind.

So würden ohngefähr die Folgen gewesen seyn, welche die Stiftung eines solchen rheinischen Vereins auf die auswärtigen Verhältnisse haben konnte: wir wollen nun auch jene in Kürze durchnehmen, welche es auf die Erhaltung des Reichs und die innere Freyheit und Kultur der dabey verbundenen Staaten gehabt haben würde.

Ich habe schon oben bemerkt, daß das Reich, so lange es nur durch die Eifersucht der Mächtigen geschützt wurde, immer eine prekäre Existenz habe. Ihre Zwistigkeiten wurden, wie die Geschichte lehrt, fast immer auf Unkosten seiner Verfassung und Länder ausgeglichen. Aber durch die Errichtung des Bundes wurde seine Aufrechthaltung mehr in die Hände solcher Fürsten gelegt, deren eigne darauf beruhete. Ein König von Ungarn oder Preußen oder England wird immer noch der Beherrscher eines mächtigen Reiches bleiben, wenn er auch kein Reichsfürst mehr wäre, oder das ganze deutsche Reich vernichtet würde. Wenn aber die Fürsten, welche nur in Deutschland herrschen, die Reichsverfassung und ihre Nachbarn ohngeahndet zu Grunde gehen lassen; wer sichert sie in Zukunft für ihre eigne Existenz?

Durch den Lüneviller Frieden und Deputationsschluß haben die weltlichen Fursten zwar an Ländern und Einkünften gewonnen, aber kein weitsehender Staatsmann wird behaupten können, daß dadurch ihr äußeres Gewicht und ihre fürstliche Würde vermehrt wurde. Ja man könnte sogar das Gegentheil beweisen. In vorigen Zeiten haben die deutschen Stände durch ihre Vereinigung wichtige Veränderungen auch gegen die größten Mächte Europens aufgehalten; aber jetzt hängen sie größtentheils von der Disposition ihrer mächtigen Nachbarn ab. Ein Bund allein konnte sie für die Zukunft sichern, und ihnen jenen Gemeingeist einflößen, welcher auf die

Erhaltung des Ganzen zielt. In einer solchen Gesellschaft werden die eigennützigen Privatabsichten vergessen, weil das allgemeine Interesse zu sehr mit dem einzelnen und besondern in Verbindung steht.

Schon vor dem Ausbruche der französischen Revolution (und sie wurde dadurch befördert), herrschte durch ganz Europa ein Streben nach politischer Freyheit. Die Rechte des Menschen und Bürgers wurden von berühmten Schriftstellern auseinandergesetzt, die daraus gefolgerten Grundsätze in den Schulen gepredigt, und die Unternehmungen einzelner Völker, sich in Freyheit zu setzen, von den Höfen und Fürsten unterstützt. Bey einer solchen Stimmung der europäischen Politik mußte dem Bunde nothwendig eine Organisation gegeben werden, wodurch die Prinzipien der ächten bürgerlichen Freyheit respektirt waren, ohne daß er dadurch den unsinnigen Schwärmereyen der Sophisten preißgegeben und folglich um alle Kraft und Zusammenhang gebracht worden wäre. In einer klug eingerichteten Republik oder Föderation, kömmt es auch nicht sowohl auf einige in Praxi unwirksame Formen, sondern auf wahre Freyheit abzweckende Anstalten an. In den ehemaligen geistlichen Staaten war das gemeine Volk, obwohl es in vielen von aller Theilnahme an den Staatsgeschäften gänzlich ausgeschlossen wurde, doch mehr in seinen Abgaben geschont, als in England, wo es selbst seine Repräsentanten belästigen; und in dem unförmlichen deutschen Reiche überhaupt war der Bürger seines Lebens und seines Eigenthums durch die Gesetze sicherer, als in dem demokratischen Athen, wo blos Faktionen entschieden. Auch sind in den meisten deutschen Staaten noch die Landstände und Appellationen an die höchsten Reichsgerichte vorhanden, welche nothwendig

eine große Mäßigung in die Regierung bringen müssen.

Indessen war es doch nöthig, in diesen Zeiten der Gleichmacherey dem Bunde eine solche Gestalt zu geben, welche sich der republikanischen Denkungsart näherte. Da nun die Reichsstädte schon wirkliche Republiken demokratischer oder aristokratischer Art waren, die geistlichen Fürstenthümer durch Stände, Domkapitel und die Rathskollegien, die weltlichen ebenfalls durch Stände gemäßigt, und das Ganze durch ein oberstes Concilium formatum regiert wurde; so konnte man anfänglich den übertriebenen und unstatthaften Forderungen der Demokraten mit ihrer republikanischen Form klug ausweichen, und nach der Hand, da alle Welt und sie selbst ihre Anstalten und Verfassungen unstatthaft und chimärisch befanden, ihnen noch gar den Bund als ein Muster ächter politischer Freyheit gegenüber stellen. Die schrecklichen Maaßregeln des Heilsausschusses, und die dadurch nothwendig gewordenen Rückschritte zur Monarchie, würden die Vergleichung gewiß zum Vortheile desselben gelenkt haben. Ich wenigstens bin überzeugt, daß auch die eifrigsten französischen Republikaner lieber unter den Gesetzen des Bundes als jenen ihrer Freyheitstyrannen zu leben, gewünscht haben würden. Der Aehnlichkeit wegen, welche er in seiner Form mit den Konföderationen der Schweiz, Hollands und Amerika's hatte, konnte ihm der Name einer Bundesrepublik wirklich nicht versagt werden. Auch war er nicht so leicht, wie beyde erstere Staaten zu sprengen oder zu revolutioniren. Obwohl die französischen Armeen während dem Kriege mehrmalen die Länder seiner Genossen besetzt hatten, so konnte er doch so lange nicht für aufgelößt angesehen werden, als seine Truppen noch im

Felde stunden und seine Häupter regierten; denn eben darum, weil er auf der einen Seite eine geschlossene Gesellschaft, auf der andern aber doch immer einen integrirenden Theil des deutschen Reichs ausmachte, konnten mit ihm nicht solche Veränderungen und Revolutionen vorgenommen werden, wie in der Schweiz und in Holland.

Wir wollen nun endlich noch annehmen, er wäre entweder ganz oder doch zum größten Theil unverrückt aus dem Kriege hervorgegangen; so konnten die Vortheile, welche ihm der Frieden stiftete, sowohl für das Reich im Ganzen als die Länder seiner Genossen, gar nicht berechnet werden. Die Pünktlichkeit seiner Verhandlungen, der kriegerische Ruhm seiner Armee und die Einheit seiner Leitung, mußte dem Ganzen einen so auffallenden Gemeingeist und eine durch die Gewohnheit schon so bestimmte Richtung geben, daß das deutsche Reich, seiner alten Reichsgesetze ohnbeschadet, eine ganz andere Regierungsart angenommen hätte. Wenn ihm nun, durch seinen wichtigen Einfluß ermuntert, auch noch die Sächsischen und Hessischen Häuser beygetreten wären, so hätte sich Deutschland einmal wieder rühmen können, nur Eine Nation auszumachen.

Auf der andern Seite, welch eine unerschöpfliche Quelle zu Staats- und Landesverbesserungen lagen in seinem Schooße verborgen! Man betrachte nur zum Beyspiel die Verfassungen der Hochstifter und Reichsstädte, welche die ergiebigsten Materialien zu republikanischen Formen darboten; den Eifer, welcher schon vor der Revolution unter allen rheinischen Städten und Staaten herrschte, in Kultur der Wissenschaften und Verbesserungen des Landes und der Verfassung einander zu übertreffen; den lebhaften thätigen Geist der Rhein-

bewohner, welche mit der Regsamkeit ihrer Nachbarn, der Franzosen, die biedere Beharrlichkeit der Norddeutschen verbanden, und endlich die ungeheure Menge von geistlichen und andern Stiftungen und Gütern, welche wohl benutzt der reichste Fond zu Schul- und andern nützlichen Anstalten geworden wären.

Ich halte die durch den Deputationsschluß beschlossene gänzliche Vernichtung dieser Stiftungen für die Kultur Deutschlands eher nachtheilig als vortheilhaft. Ich wollte zwar nicht behaupten, daß solche Anstalten und ihr Zweck sowohl der Kirche als dem Staate nützlich gewesen wären. Mehrere geistliche Fürsten, und selbst das Concilium von Trient, versuchten ihnen schon eine bessere Richtung zu geben. Allein sie waren für die Staaten, worin sie bestunden, ein gemeinschaftlicher Fond, woran sowohl das Ganze als eine jede, auch die ärmste, Familie Theil nehmen und Hülfe oder Unterstützung finden konnte. Sie dienten öfters in Kriegs- und andern Zeiten der Noth als eine Reservekasse, woraus man allezeit schöpfen konnte. Sie konnten eine jede, dem Geiste des Zeitalters angemessene, Form und Richtung erhalten, ohne gerade vernichtet oder zersplittert werden zu müssen. Zur Zeit der Reformation hat man damit Schulen und Hospitäler dotirt, und noch kurz vor der Revolution die vortrefflichsten Anstalten damit befördert. Einer jeden ohne Schuld verunglückten Familie, einem jeden fähigen oder ohnbemittelten Subjekte blieb dadurch eine Zuflucht, eine Ruhestätte offen, worin er auf einen sichern Unterhalt rechnen konnte. Auch waren die Präbenden und Klöster nicht allezeit mit Dummköpfen und Müßiggängern besetzt. Wie viele große Fürsten und Bischöffe, Staatsmänner und Gelehrte, Krankenwärter und Tröster, kann

die Geschichte dieser Stiftungen aufweisen! und kluge Regierungen haben sie meistens entweder zu andern nützlichen Anstalten oder zur Belohnung verdienter Männer benutzt. Jetzt werden ihre Güter an einzelne reiche Familien übergeben, welche sie doch nicht selbst anbauen, oder auf den Unterhalt eheloser Soldaten verwendet, welche doch nicht zahlreich genug sind, um gegen die mächtigen Nachbarn das Vaterland zu vertheidigen.

Man liest jetzt in den pragmatischen Geschichten so vieles über die Ursachen, welche Griechenland und das neue Italien auf den Grad der Freyheit und Kultur gebracht haben, wodurch beyde die Muster aller Kunst und Wissenschaft wurden; und es waren doch im Grunde keine anderen, als welche ich hier in den rheinischen Staaten aufsuchen wollte. Die Schönheit der Länder, die Mannichfaltigkeit der Verfassungen, der Eifer in politischen und Kunstanstalten, die Mittel zu Belohnungen, und endlich die allgemeine Verbindung gegen Auswärtige, war es ein anderer Geist, welcher das alte Griechenland und neue Italien belebte? Man hat in unsern Tagen aus eitler Liebe zum Republikanism die wahren Anlagen zu freyen Verfassungen, und aus eitler Sucht nach klassischer Literatur, den wahren klassischen Boden übersehen. Man hat die Formen und Anlagen zertrümmert, welche wir schon hatten, um damit ein Gebäude aufzuführen, was nothwendig die Freyheit und Kultur untergraben mußte. So geht es aber immer, wenn Sophisten und Schwärmer sich der Volksführung bemeistern, und die Regierungen nicht auf die Warnungen und Vorschläge ächter Patrioten hören.

VI.

Daß es hauptsächlich von einer klugen oder unklugen Regierung abhängt, wenn ein Staat mächtig oder schwach wird.

Hoc illud est praecipue in cognitione rerum salubre ac frugiferum, omnis te exempli documenta in illustri posita monumento intueri; inde tibi tuaeque reipublicae quod imitere, capias; inde foedum inceptu, foedum exitu, quod vites.

Seneca.

Wenn man die Geschichte alter und neuerer Zeiten durchließt, so wird man auf jeder Seite überzeugt, daß es lediglich von der guten oder übeln Regierung abgehangen hat, wenn die Staaten groß und mächtig, oder schwach und zu Grunde gerichtet wurden. Man schreibt freylich einen Theil der Ursachen des Aufkommens oder Verfalls derselben, der natürlichen Lage und dem Charakter der Völker zu, aus welchen sie bestehen; allein das meiste hängt doch vielmehr von den klugen oder unklugen Regierungsmaximen ab, wornach sie entweder gebildet oder geleitet werden. Es ist wohl kein Staat oder Volk in Europa, was nicht zu einer gewissen

Zeit mächtig und groß, zu einer andern seinem Untergange nahe gewesen wäre. Die Spanier und Portugiesen waren einst der Schrecke der Afrikaner und Europäer, und hatten in allen Welttheilen ihren Handel und ihre Macht verbreitet; jetzt werden sie von der Willkühr Frankreichs und Englands regiert, und müssen nach dem Willen beyder Nationen mit eigner Aufopferung, Krieg und Frieden beschließen. Deutschland und Italien haben eine Zeitlang die ganze Welt beherrscht; jetzt erhalten sie von ihren Nachbarn Gesetze, Fürsten und Vertheilungen. Holland und Schweden gaben sonst Gesetze, jenes zu Wasser, dieses zu Land; jetzt achtet man kaum noch ihr Ansehen und ihre Rechte. Venedig und Polen haben im mittlern Zeitalter das Gleichgewicht im Norden und Süden erhalten; jetzt kennt man ihre Namen nicht mehr. Ein klarer Beweis, daß die Größe und Schwäche der Staaten nicht sowohl von ihrer natürlichen Lage, als ihrer Regierung abhängt. Es ist daher ein sowohl dem Geschichtsforscher als Staatsmanne äußerst wichtiges Studium, den Maximen nachzuforschen, wodurch Staaten blühend und mächtig, und wodurch sie schwach und elend erhalten worden.

Die Natur der Dinge giebt den Völkern und bürgerlichen Gesellschaften zweyerley Wege zu ihrem Wohlstande an, welche eine kluge Regierung beherzigen muß. Ihre natürliche Lage bestimmt sie entweder See- oder Landmächte zu seyn. Im erstern Falle, muß eine Regierung alles im Staate so einrichten, daß die Nationalindustrie und der Handel zur höchstmöglichsten Vollkommenheit gedeihe; im zweyten, daß Ordnung und ein gutes Militair herrsche. Vom Erstern haben wir an Tyrus und Karthago in der alten, an Venedig, Holland und England in der neuern Geschichte

Beyspiele. Da diese Staaten entweder nahe am Meere gegründet, oder gänzlich mit Wasser umflossen waren, so erforderte es die Klugheit, sie zu Handelsstaaten und Seemächten zu bilden. Dazu werden aber folgende Mittel und Einrichtungen eigens nöthig seyn.

Zuerst und vor allem ist es gut, wenn die Bürger eines solchen Staates schon durch Noth und Zufall angetrieben werden, sich ihre Nahrung und Macht durch Industrie und Handel zu erwerben. Man hat daher gefunden, daß der Boden und das Land, wo sich handelnde Völker niederließen, sich weder durch Fruchtbarkeit noch Umfang ausgezeichnet hatte. Phönizien war eine enge sandigte Seeküste; Karthago wurde mitten unter barbarischen Völkern gegründet; Venedig und Holland waren ursprünglich ein dem Meere abgewonnener Inselsund; und wenn England auch ein fruchtbares Land umfaßt, so ist es doch gänzlich von der See umgeben. Diese natürliche Lage der Dinge treibt die Bewohner solcher Länder und Städte an, sich durch Fleiß und Arbeit zu erhalten, und die Schätze, welche ihnen die Natur auf dem festen Lande versagt, auf dem Meere zu suchen; sie schaffen sich so, da sie zu Hause keine Hülfsquellen finden, eine Macht auf den Schiffen. Der ursprüngliche Geist der Industrie und des Erwerbes erbt sich von Familie zu Familie fort, und wird mit der Zeit zur andern Natur. Der Staat ersetzt seine natürliche Armuth und Ohnmacht durch einen künstlichen Reichthum und Gewerbe. Die Einwohner der Handelsstaaten üben sich in dem Schiffbau und der Schifffahrt, sie bleiben nicht immer auf ihrem ursprünglichen Boden, werden bald mit allen Meeren und Ländern bekannt. Ihre Bevölkerung nimmt zu; sie suchen sich in fremden Gegenden Wohnungen auf, und erwerben sich so in andern Welt-

theilen die Länder, an welchen es ihnen im Mutterlande gebricht.

Dadurch erreichen sie bald einen beträchtlichen Grad von Macht, sie legen Comptoirs und Kolonien in allen Gegenden an; vermehren ihre Schiffe und Seemacht; und die Truppen, welche sie aus ihrem eignen Lande nicht ziehen können, erkaufen sie sich durch ihre Reichthümer und Subsidien.

Das zweyte Mittel, wodurch solche Staaten groß und mächtig werden, ist eine freye Verfassung. Da in einem Handelsstaate Reichthum und Gewerbe eigentlich der erste Grund der Macht und des Ansehens ist; so kann darin eine große Rangordnung und privilegirte Standeserhebung nicht lange bestehen. Die ersten Bürger, welche sie konstituiren, fühlen sich schon an und für sich selbst einander gleich. Ihre Beschäftigungen erhalten diese Gleichheit. Eroberung durch Waffen und kriegerische Talente wird nicht so bey ihnen geschätzt, als der Erwerb durch Handel und Kolonien. Der friedliche Bürgermeister im Rath und in der Gemeinde ist ihrem Zustande angemessener, als der gebietende König oder Fürst mit einem kriegerischen Adel umgeben. Man wird daher finden, daß die meisten Handelsstaaten sich eine republikanische Verfassung gegeben haben.

Das dritte Mittel, welches Handelsstaaten im Ansehen erhält, ist eine gute Seemacht. Der Handel selbst führt sie schon auf Verbesserung der Schiffahrt und des Seewesens. Sie haben unter den Völkern jederzeit die besten Schiffe und Schiffsleute gehabt. Da aber bey ihnen die Seemacht dem Handel dient, so konnte sich unter ihnen auch nie der Geist der Alleinherrschaft bilden, welcher bey andern Nationen die Freyheit untergräbt. Sie waren daher im Kriege immer geschützt, im Frieden

nie unterdrückt. Der Matrose, welcher im ersten Falle den Winken des Admirals folgen mußte, hieng im letztern von den Kaufleuten ab, so ihn besoldeten.

Bey allen diesen Vortheilen ist aber die Existenz und der Wohlstand eines Handelsstaates noch immer prekär, wenn er gegen mächtige Landnachbarn nicht gesichert ist. Er kann die Inseln aller Welttheile beherrschen, und doch in Gefahr stehen, in seinem eignen Mutterlande überwältigt zu werden. Das sahen wir an Tyrus, Karthago, Venedig und Holland. Um dieses Unglück zu verhüten, sind zwey Mittel nöthig. Er muß sich erstlich für Zwietracht im Innern hüten, und zweytens durch kluge Verbindungen mit auswärtigen Mächten stärken.

Nirgends findet man den Partheygeist öfter und zerstörender als in Republiken; ja, nach Machiavell, ist derselbe sogar zur Erhaltung der Freyheit nöthig. Er schadet auch nie, wenn er nicht von auswärtigen Mächten unterstützt und benutzt wird. Wenn also in einer Handlungsrepublik Zwietracht unter den Bürgern entsteht, so darf sie nur so lange gähren, als kein auswärtiger Krieg droht; sobald aber ein Nachbar sich dadurch in die Händel einmischen, und den Staat zu Grunde richten will, muß so viel Vaterlandsliebe und Klugheit unter den Bürgern herrschen, daß selbe allen Privathaß zu unterdrücken fähig ist. Von solchen Fällen haben wir die auffallendsten Beyspiele in unsern Zeiten erlebt. Der Streit, welcher in Holland die Oranier und Patrioten theilte, machte es Frankreich möglich, die Republik an den Rand des Verderbens zu bringen. Dagegen konnte es dem französischen Gouvernement noch nie gelingen, England durch Partheygeist zu Grunde zu richten. Wüthend und fürchterlich waren öfter die bür-

gerlichen Kriege, welche diese Insel entzweyten; aber aller wechselseitige Haß wurde sogleich unwirksam, wenn ein auswärtiger Feind drohte.

Bey gefährlichen Kriegen und sonstigen Anfällen ist es den Handelsstaaten noch eigens nöthig, sich durch auswärtige mächtige Bündnisse zu sichern. Sie liegen nicht alle, wie England, mitten im Meer geschützt, und haben auch nicht dessen Hülfsquellen und Verfassung; die meisten waren und sind von mächtigen Nachbarn umgeben, und selten hat man bey ihnen solche Armeen und Generäle gefunden, welche den zweyten Punischen Krieg verherrlichten. Sie müssen sich ihre Truppen von fremden Völkern erkaufen, und große Feldherren werden ihnen selbst gefährlich. Wer weiß, was Hannibal mit Karthago angefangen hätte, wenn ihm seine Siege geglückt wären? Die Truppen der Handelsstaaten sind jederzeit ohne militärischen Geist, ihre Armeen ohne großen Siegsruhm geblieben. Sie können nur auf der See oder durch Subsidien mit Vortheil wirken.

Indessen hat es ihnen nie an Hülfe gefehlt, wenn sie ihre Mittel zu benutzen wußten. Was ihnen an eigner Landmacht abgeht, müssen sie durch mächtige Bündnisse und Hülfstruppen ersetzen. Wenn also ein Handelsstaat auf dem festen Lande von einem oder mehreren gefährlichen Nachbarn angegriffen wird, bleiben ihm folgende zwey Mittel zur Rettung übrig. Er muß entweder mit einer andern Macht in Bündnisse treten, welche den Feind im Zaume zu halten im Stande ist, und selbe, da es ihm selbst an hinlänglichen Truppen fehlt, mit Geld unterstützen. So machten es die Engländer und Holländer in ihren Kriegen mit Frankreich. Sie schlugen die Franzosen mit deutschen, ungarischen und italienischen Heeren. Oder er muß selbst Uneinigkeit unter die Feinde

bringen, welche ihn angreifen, und sie trennen: so agirten die Venetianer gegen die Ligue von Cambrai. Beyde Beyspiele werden ewige Vorbilder für handelnde Staaten bleiben. Hätte Karthago dem Rathe Hannibals gefolgt, oder wären die griechischen Staaten auf Roms Größe aufmerksam gewesen; der zweyte Punische Krieg würde gewiß noch nicht die Sklaverey der alten Welt besiegelt haben.

Ueberhaupt ist es aber viel schwerer und schlüpfriger, einen See- und Handelsstaat, als eine Landmacht zu gründen und zu unterhalten. Jener Wohlstand hängt von so vielen Kleinigkeiten und Zufällen ab, und ist auf ein so künstliches Gerüste gegründet, daß öfters die fähigsten Staatsleute seinen Untergang nicht aufhalten können. Die Unsicherheit der Reichthümer, die Entfernung der Hülfsquellen, die Konkurrenz der andern Staaten ziehen, öfters auch ohne sein Verschulden, die nachtheiligsten Verhältnisse herbey. Wie viele Handelsstaaten sind zu Grunde gegangen, ohne daß die Industrie ihrer Bürger oder die Klugheit ihrer Regierungen nachgelassen hätte!

Ganz anders verhalten sich aber die Sachen mit Staaten, deren Wohlstand auf guten Boden und eine tüchtige Landmacht gegründet ist. Bey ihnen dürfen mehrere schlechte Regierungen und nachtheilige Kriege vorüber gehen, ohne daß ihre Kräfte nachlassen. Die auffallendsten Beyspiele davon sieht man an Frankreich und Oesterreich. Wo sind solche Verschwendungen und zerstörende Revolutionen vorgenommen, als im erstern, wo so anhaltend unglückliche Kriege geführt worden, als im letztern Reiche? und doch stehen beyde Staaten noch groß und gefürchtet da, als wären sie erst jetzt zum höchsten Grade ihres Wohlstandes gestiegen. Bey solchen Staaten

darf nur ein großer Geist die schlafenden Kräfte wieder in Gang bringen, und der Riese erwacht. Es ist daher mehr zu verwundern, wie sie so lange ohne Gefahr als ohne Macht geblieben sind. Also solche Reiche zu einem hohen Grade von Wohlstand zu erheben, ist eben nicht so schwer und gefährlich: aber Staaten von minderm Gehalte entweder zu schaffen oder zu erwecken, ist immer als das Werk eines großen Regenten angesehen worden. Wir wollen daher aus der Geschichte solche Beyspiele anführen, welche vorzüglich hierin als Muster gelten können.

Ich will jetzt nicht viel in das tiefe und fabelhafte Alterthum dringen, und da ohne Zuversicht erzählen, wie Necho Aegypten, Cyrus Persien und Dejoces Medien erhob. Ich werde nur solche Thatsachen anführen, welche von glaubwürdigen Geschichtschreibern erzählt, oder wovon wir selbst Augenzeugen waren.

Der Wohlstand der Staaten, welche auf eine Landmacht gegründet sind, wird entweder gleich bey ihrer Bildung, oder durch den Lauf der Zeiten und die Lage der Umstände befördert. Von erstern haben wir Beyspiele an Makedonien und Rußland, von andern an Pontus und Preußen: denn obwohl beyde erstere Staaten schon lange vor Philipp und Peter bestunden, so kann man die Epoche ihrer wahren Bildung nur von diesen zwey großen Regenten her datiren. Sie fanden zwar rohe und barbarische, aber tapfere und zu allen Künsten aufgelegte Völker vor sich. Diesen gaben sie die Kultur ihrer Nachbarn, und dadurch stiegen ihre Reiche in kurzer Zeit zu einem so hohen Grade von Macht, daß sie allen ihren Feinden fürchterlich, ja gefährlich wurden. Sie verbanden nämlich die rohe Stärke der Barbarey mit der Feinheit gebildeter Völker: und da ihnen das Glück schon entnervte Nachbarn an die

Seite setzte, so konnte es nicht fehlen, sich in der größten Macht zu zeigen.

Viel verwickelter war die Lage in Pontus und Preussen. Zu der Zeit, als Mithridat den Thron des ersten Reichs bestieg, war die Herrschaft der Römer schon auf den höchsten Punkt gestiegen. Italien hatten sie bereits sich unterwürfig gemacht. Karthago lag zerstört, Hannibal war von seinen Freunden verrathen, Griechenland getäuscht und unterdrückt, die Könige von Makedonien und Syrien nur noch im Schatten vorhanden, die asiatischen Reiche eine Erbschaft oder Beute der glücklichen Eroberer. Mitten unter solchen Gefahren erhob sich Mithridat, und wollte sich und der Welt wieder Würde und Freyheit geben. „Ganz Asien, sagte er, erwartet mich als seinen Erretter, so sehr haben sich die Römer durch ihre Ungerechtigkeiten und Unterdrükkungen den Haß der Völker zugezogen."

Erst übte er seine wenigen Truppen an schwächern Nachbarn, dann wagte er sich an den Koloß der römischen Republik selbst. Hier schlug er den Nicomedes in Bythynien, dort zwang er den Tigranes, den Ariobazes zu befriegen, welche der Römer Bundsgenossen waren; in kurzem eroberte er Phrygien, Mysien, Karien, Lycien, Pamphylien, Paphlagonien, fast alle Provinzen in Asien, und ließ die römischen Bürger erwürgen. Er setzte hierauf über das Meer, nahm Tracien, Griechenland, Makedonien und Athen hinweg. Die durch die bürgerlichen Kriege in Rom proskribirten Bürger liefen ihm haufenweise zu und dienten ihm sowohl in seinen Armeen als Rathschlägen. Er faßte den Gedanken, wie weiland Hannibal, Rom selbst in Italien zu zernichten. Die größten Feldherrn der Republik, Sulla, Lucullus, Pompejus, versuchten ihr Glück an ihm. Drey-

mal wurde er zurückgeschlagen; dreymal stund er mit neuen Kräften da. Nur durch seine eigne Familie und Hände konnte er zu Grunde gerichtet werden. Nachdem er, wie die Geschichte sagt, sich mehrmalen vergiftet und wieder entgiftet hatte, starb er als der furchterlichste und letzte Feind der Römer.

Das andere Beyspiel, wie ein kluger Regent einen sonst unbeträchtlichen Staat groß und fürchterlich gemacht habe, sahen wir in unsern Tagen an Friedrich II. Freylich hatte schon der große Kurfürst den Grund zu Preussens Größe gelegt; und Friedrich Wilhelm dem Staate einen beträchtlichen Schatz und eine geübte Armee hinterlassen: allein Friedrich II. kann doch vorzüglich als der wahre Schöpfer des jetzigen preussischen Königreichs angesehen werden.

Von einem rauhen Vater lange verfolgt und fast gänzlich den Musen ergeben, bestieg er einen Thron, welcher erst kürzlich errichtet, keiner der ersten in Europa war. Glückliche Konstellation und der österreichische Successionskrieg gaben ihm sogleich Gelegenheit, seine Staats- und Feldherrnkenntnisse der Welt zu zeigen. Er schlug die Oesterreicher und nahm Schlesien in Besitz. Der zweyte Krieg, so er führte, war eine Folge des erstern. Er vermehrte dadurch, zwar nicht sein Gebiet, aber seine Armee und ihren Ruhm. Im dritten Kriege erscheint er auf der höchsten Stufe militärischen Glanzes. Die Heere von ganz Europa zogen gegen seinen Staat, der vor kurzem noch ein unbeträchtliches Kurthum war. Hier fieng er die Sachsen, indem er die Oesterreicher schlug. Dort flog er mit dem Ueberreste bey Collin und Breslau, von dem Siege über die Franzosen bey Roß-bach zu dem Siege über die Kaiserlichen bey Leuthen. Durch die blutigen Schlachten bey Kunersdorf und

Hochkirchen geengt, zog er sich bey Ligniz und Bunzelwiz siegreich aus dem Gedränge seiner Feinde. Den Krieg endigte er, mit Ruhm und Lorbeern bedeckt, glücklich und groß an den Tagen bey Torgau und Freyberg. Es wird in der Geschichte selten ein Beyspiel gefunden werden, wo ein Fürst oder Feldherr mit so wenig Mittel sich gegen so mächtige Feinde erhalten hat. Noch größer erscheint er im Frieden.

Nachdem er sein Reich und dessen Bevölkerung um die Hälfte vermehrt, bald dem Ackerbau neue Hülfsquellen, der Industrie Leben, dem Staate Gesetze, den Künsten und Wissenschaften Tempel gegeben hatte; stellte er sich als den Schutzengel aller gedrückten Staaten und Völker auf. Er schloß den Fürstenbund zur Erhaltung des deutschen Reichs; er versprach den Polen seinen Schutz und eine bessere Verfassung; in Holland gab er den Partheyen Ruhe, in der Türkey dem Kriege Grenzen, und den Gesetzen aller Länder eine kräftige Stütze.

Wir haben in unsern Zeiten zwey außerordentliche Menschen auf dem Throne gesehen. Einen König, welcher sich mit dem unbedeutendsten Reiche Europens zum Schiedsrichter der Welt, und einen Kaiser, welcher sich von dem Stande eines gemeinen Bürgers zum Throne des ersten Reichs der Christenheit aufschwang. Es wird daher oft disputirt, welcher von beyden wohl die größten Thaten verrichtet habe? Die Entscheidung einer solchen Frage sollte man aber billig der Nachkommenschaft überlassen; denn jetzt ist jeder noch zuviel von Vorurtheilen befangen, als daß er richtig urtheilen könnte.

Gegenwärtige Geschichtschreiber können nur die Thatsachen richtig zusammenstellen, welche unsern Nachkömmlingen das Urtheil erleichtern werden. Indessen glaube ich aber doch, daß man bey einer solchen Ver-

gleichung vorzüglich auf folgende Umstände und Eigenheiten Rücksicht nehmen müsse.

Friedrich übernahm beym Antritt seiner Regierung einen zwar sehr unbedeutenden, aber mit Klugheit und Ordnung regierten Staat. Er hatte von seinem Vater Schätze, eine an Zucht gewöhnte Armee und die unwidersprechlichsten Rechte zum Throne geerbt. Napoleon erhielt das größte Reich der Erde mit einer schon an Siege gewöhnten Nation. Allein er mußte Anarchie, Faktionen, Verschwörungen, Geburts- und Revolutionsvorurtheile bekämpfen, ehe es ihm gelingen konnte, nur Regent zu werden. Friedrich hatte im siebenjährigen Kriege gegen ganz Europa und mit nicht gar großen Hülfsquellen zu kämpfen. Auch Napoleon fand beym Antritt seiner Feldherrnstelle noch den größten Theil von Europa gegen Frankreich verbunden; allein welche Mittel an Reichthum und Bevölkerung stunden ihm zu Gebot? und wenn auch ein Theil der französischen Armee geschlagen war, rückte der andere desto siegreicher vor. Friedrich gab seinem Lande Industrie, Gesetze, Wohlstand, Bevölkerung und die unbeschränkteste Freyheit im Denken und Schreiben. Auch Napoleon zeichnet sich durch ähnliche Wohlthaten aus, obwohl er einen kostspieligen Krieg zu führen und die Laufbahn seiner Regierung noch nicht geendigt hat. Dabey muß er aber auf den Rückfall der Revolution, auf tägliche Verschwörungen, auf religiöse und politische Vorurtheile gefaßt seyn, und daher mit der äußersten Behutsamkeit dreingehn. Friedrich stellte sich am Ende seiner mit Lorbeern geschmückten Regierung als den Schützer der gedrückten Staaten, und den Gleichgewichtshalter von Europa auf. Auch Napoleon erklärt fernere Eroberungen als nicht statthaft und bietet nach Siegen den Frieden an. Wie aber wird er, bey der Macht seines Reichs und bey der Ehrbegierde seines Volks, den kleinern Staaten Recht und Unabhängigkeit, den größern Gleichgewicht geben können?

Aus der Zusammenstellung nur einiger Umstände der Regierungen beyder großen Männer erhellet schon, daß die Vergleichung nicht so leicht zu machen sey. Friedrich kam nie in die Stürme einer alles zerschmetternden Revolution, und war selbst nach den Schlachten von Kollin und Hochkirchen noch immer König der Preußen; dagegen wird Napoleon nie einen

siebenjährigen Krieg zu erfechten, und wenn auch nicht aus Gerechtigkeitsliebe, doch aus Klugheit, das Gleichgewicht Europens zu erhalten haben. Die Vortheile Friedrichs waren ein geordnetes Reich und unbestrittene Rechte zur Krone. Die Vortheile Napoleons ein mächtiges siegreiches Volk, was Ruhe und Frieden bedarf. Die Nachtheile Friedrichs waren ein kleiner unbeträchtlicher Staat von den größten Mächten Europens angefochten; die Nachtheile Napoleons eine ungeheure Republik mit allen Gefahren und Greueln der Revolution umgeben. Nie waren beyde große Männer auf dem nämlichen Wege, nie in einer ähnlichen Lage. Beyde stehen zwar gleich groß als Feldherren, Staatsmänner und Regenten im Buche der Geschichte angeschrieben; aber durch verschiedene Umstände. Nach meinem Urtheile hat sich Friedrich mehr durch Bekämpfung der äußern, Napoleon der innern Hindernisse die Unsterblichkeit erworben. Deßwegen scheint Ersterer auch mehr die Regierungen Heinrichs IV. und Gustav Adolfs, Letzterer jene des Cäsars und Karls des Großen sich zum Muster gewählt zu haben.

Im gegenwärtigen Kriege sehen wir zwey Staaten und Nationen auf dem höchsten Grade der Macht, und beyde durch kluge Regierungen geleitet. Des Einen Wohlstand gründet sich auf die Land-, des Andern auf die Seemacht. Seit dem großen Kampfe zwischen Rom und Karthago haben wir kein ähnliches Beyspiel in der Geschichte. Frankreich steht da als ein unerschütterlicher Landkoloß, durch einen reichen Ackerbau, eine siegende Armee, und eine kluge Regierung stark. England schwimmt auf dem Meere, als ein allen Elementen trotzender Seekoloß; seine Schiffe bedecken die Gewässer, seine Kolonien die Inseln, seine Reichthümer bewegen alle Hände. Frankreich ist unerschöpflich durch seine Länder und Bevölkerung; England durch seinen Handel. Beyde Nationen können noch lange Krieg führen, ehe eine oder die andere gänzlich unterliegt; und wer wollte ihnen jetzt einen gebotenen Frieden aufdringen? Die Landmächte haben während dem letzten Kriege alles gethan, um das Gleichgewicht zu verrücken, was zwischen beyden die Waage hielt. Jetzt scheinen sie es durch Vermittelung wieder herstellen zu wollen; allein es ist immer gefährlich für die Ruhe der neutralen Mächte, wenn sie

den Frieden von der Großmuth der kriegführenden erwarten sollen.

Wir haben bisher nur von solchen Reichen und Republiken geredet, welche vermöge ihrer Gröse oder ihres natürlichen Standpunktes zu irgend einem hohen Grade von Macht und Ansehen zu steigen fähig waren oder sind: allein die Geschichte liefert uns auch Beyspiele, daß öfters untergeordnete und sehr unbedeutende Staaten sich ein großes Gewicht zu verschaffen wußten, wenn große Regenten an ihrer Spitze stunden. Denn nicht gerade innerer Gehalt und reelle Macht giebt Würde und Ansehen, sondern öfters eine kluge Benutzung der Umstände. Als die zwey mächtigen Republiken, Athen und Sparta in Griechenland, und Rom und Karthago in Italien, um die Herrschaft der Welt stritten, stellte sich, zwar nur eine Zeitlang, aber doch kräftig und ehrwürdig, zwischen erstere Theben, zwischen leztere Syrakusa, und geboten Gleichgewicht. Epaminondas wußte den Thebanern durch alle Künste eines Feldherrn, Hiero dem kleinen Syrakusa durch jene eines klugen Staatsmannes das Ansehen zu geben, was die kriegführenden Kolossen im Zaume hielt. Daher sagt auch Polybius so richtig von dem leztern: „Da dieser König die Folgen des Kriegs, welcher von beyden mächtigen Republiken gegeneinander geführt wurde, wohl absahe, unterstüzte er bald die eine, bald die andere, indem er überzeugt war, daß er dadurch sowohl seine Macht auf Sizilien, als auch das Gleichgewicht und die Freundschaft beyder Staaten erhalten würde; und darin hat er sehr klug gehandelt, weil es auf diese Art nicht mehr von der Willkühr der Uebermächtigen abhieng, von ihm ohne Widerstand alles fordern zu können. Dergleichen Grundsäze der Politik sind nie zu verachten: denn man muß niemal einem eine solche Uebermacht gestatten, daß man auch bey der gerechtesten Sache nicht mehr mit ihm zu rechten im Stande ist. Gegen die Griechen aber betrug er sich so, daß er, obwohl er ihre Kronen nachsuchte, doch nie seinen guten Namen verlohr. Unter allen Regenten scheint mir aber jener der größeste zu seyn, welcher sowohl in öffentlichen als Privatsachen am längsten die Früchte seiner Klugheit genießt."

Von solchen glänzenden Erhebungen kleiner Staaten kann ich selbst aus der Geschichte des Landes Beyspiele

angeben, dem ich solange durch Geburt und Dienste angehört habe. Wenn kriegerische oder weltliche Regierungen österz in einem großen politischen Charakter erscheinen, so kann man dieses dem Geiste derselben selbst züschreiben. Wenn aber ein kleiner geistlicher Staat in der Geschichte Epoche macht, so wird man die Klugheit seiner Regenten bewundern müssen. Ich habe schon in dem ersten Bande zweyten Heft dieser Staatsrelationen gezeigt, wie der große Kurfürst von Maynz, Johann Philipp, sich zwischen die zwey mächtigen Partheyen der protestantisch-französischen und katholisch-österreichischen Staaten gestellt, und von beyden verehrt, das Gleichgewicht Europens gehalten habe. Auch in meinen Zeiten habe ich es erlebt und gesehen, daß die größten Mächte und Regenten Europens, Friedrich und Joseph, Katharina und die Bourbonen, Georg und Napoleon, die Kurfürsten Erzkanzler suchten und ehrten. Ein kleiner Fürst oder Staat muß eben dadurch seine natürliche Abhängigkeit decken, daß er sich zwischen Mächtige in die Mitte stellt, und ohne von ihnen unterdrückt zu werden, unter ihnen die Waage hält.

Wie der kluge und entschlossene Bürgermeister Wullenweber eine kleine Hanseestadt dem ganzen Norden fürchterlich machte, will ich in einem der nächsten Hefte darthun.

Neue Verlagsbücher

der

Andreäischen Buchhandlung

in Frankfurt am Main.

Ackermann (J. F.) der Scheintod und das Rettungsverfahren, ein chemiatrischer Versuch, 8. 20 gr. od. 1 fl. 15 kr.

Kaiserl. und Reichs-Cammergerichtskalender für 1805. gebund. 9 gr. od. 38 kr.

Diel (A. F. A.) Versuch einer systematischen Beschreibung in Deutschland vorhandener Kernobstsorten, 6tes u. 7tes Aepfelheft, 8. 1 Rthlr. 20 gr. oder 2 fl. 15 kr.

— — dessen 3tes Birnenheft, 8. 20 gr. od. 1 fl 15 kr.

— — über die Anlegung einer Obstorangerie in Scherben und die Vegetazion der Gewächse, 2 Bände mit 7 Kupfern, 3te verbesserte Ausgabe, 8. 2 Rthlr 16 gr. oder 4 fl.

Essai sur les Monuments typographiques de Jean Guttenberg, Mayençais, Inventeur de l'Imprimerie, par G. Fischer, gr. 4. 3 Rthlr oder 4 fl. 30 kr.

Fischer (G.) Anatomie der Maki und der ihnen verwandten Thiere, Iter Band, enthält die Naturgeschichte und den Knochenbau der Maki, mit 24 Kupfertafeln und 2 Vignetten, gr. 4. 3 Rthlr 16 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Müllers (J. C.) Geschichte der Römer für studierende und gebildete Leser, aus den Quellen dargestellt, Ite Abtheilung vom Anfange des kleinen Staates bis zum Ende der großen Republik, 8. 16 gr. oder 1 fl.

Nau (B. S.) Anleitung zur Landwirthschaft, 2te vermehrte Auflage, gr. 8. 1 Rthlr oder 1 fl. 30 kr.

— — praktische Anweisung über den Weinbau, nach Erfahrungen am Zürcher- und Bodensee, am Neckar, an der Nahe und am Rhein, 8 9 gr. oder 36 kr.

— — vermischte Aufsätze über Land- und Forstwirthschaft, gr. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Predigten nach Grundsätzen der heiligen und heiligenden Kirche, vom Verfasser der Dialogen über die 10 Gebote, Iter Theil, gr. 8. 1 Rthlr 12 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Rambach (M. Jac. Theod.) allgemein faßliche und vollständige Anleitung zur mathematischen Erdbeschreibung für Schulen, mit 7 Kupfertafeln, 2te vermehrte und verbesserte Auflage, gr. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Rhapsodien in Bezug auf technische Heilkunde, Chirurgie und gerichtliche Arzneiwissenschaft, gr. 8. 16 gr. oder 2 fl.





